Die schöne Büßerin,

oder:

Der Seelenverkäufer von Frankfurt.

Eine historisch-romantische Erzählung

aus den Zeiten des Vehmgerichts,

von

Dr. C. Reinfels.

Berlin.

Verlag von Burmester & Stempell.

1. Kapitel.

Der Günstling eines Königs.

In der Schenke „zur Sonne" in London ging's an einem heiteren sonnigen Septembernachmittage des Jahres 1246 gar laut und hoch her.

Gill Brandon, der Wirth, der in seinem eigenen Fett zu ersticken drohte, hatte vollauf zu thun, um die erlauchten und edlen Gäste zu bewirthen, die hinter den massiven eichenen Tischen bei den vollen Humpen saßen, und unter denen gar Viele sich befanden, die nicht allein einem Schenkwirth, die sogar dem König Heinrich III. von England das Leben sauer zu machen verstanden.

„Dieser Vertrag von Bordeaux schändet England!" rief Simon von Montfort, Graf von Leicester, während er den geleerten Humpen so ungestüm niedersetzte, daß die silbernen Deckel klirrten. „Ich sage noch einmal, die Versammlung der Reichsbarone, das Parlament, darf nicht dulden, daß wir von Frankreich so tief gedemüthigt werden."

„Unter meines erlauchten Vaters Protektorschaft wäre das nie geschehen!" nahm der Graf von Pembroke, ein junger, schlanker Ritter, das Wort. „Wir sind jetzt die Vasallen Frankreichs und des Papstes!"

„Darf ein solcher König noch länger das Land regieren?" fuhr Simon von Montfort mit einer Alles überdonnernden Stentorstimme fort: „Nieder mit ihm, wir selbst wollen die Zügel führen."

Die Augen aller Anwesenden richteten sich bei diesen kühnen Worten auf einen Ritter, der am oberen Ende der langen Tafel saß und auf den Knauf seines breiten Schwertes gestützt, schweigend zuhörte, ohne ein Zeichen der Mißbilligung oder der Zustimmung zu geben.

Es war ein schöner Mann, der durch seine äußere Erscheinung Bewunderung einflößen mußte.

Das goldblonde Haar fiel in dichten Locken auf die breiten Schultern nieder, sie beschatteten ein edles, männliches Antlitz, in welchem Kraft und Muth, Energie und Verwegenheit sich ausdrückten, während die hohe, breite Stirne von seltenen Verstandesgaben und der treuherzige Blick der tiefblauen Augen von Herzensgüte zeugten.

Er trug über dem violetfarbenen Sammtwamms mit dem reich gestickten Spitzenkragen eine schwere, goldene Kette, an der das Kreuz des Tempelordens hing; sein goldenes Wehrgehänge, die Diamant-Agraffe an dem Sammtbarett, der goldene, ciselirte Griff des Schwertes und die Brillanten, die an der feinen Hand funkelten, ließen in ihm einen Mann von hohem Range und seltenem Reichthum erkennen.

Daß auch ihn jene verwegenen Worte berühren mußten, bewiesen die Blicke, die mit ängstlicher Spannung auf ihn gerichtet waren.

Aber sei es nun, daß er diesen Worten keine Beachtung schenken wollte, oder daß er keine Bedeutung auf sie legte, — er schwieg und kein Zug in seinem schönen Gesicht verrieth seine Gedanken.

„Wahrt Eure Zunge, Simon von Montfort," sagte der Graf von Cambridge warnend, „bedenkt, welcher hohe Herr in unserer Mitte weilt; bedenkt ferner, daß nicht König Heinrich, sondern sein Günstling Hubert de Bourgh der Mann ist, dem wir den vor drei Jahren geschlossenen Vertrag von Bordeaux verdanken."

Diese ernsten Worte verfehlten ihre Wirkung nicht; die Grafen und Barone nickten Beifall, selbst der hohe Herr machte eine Bewegung, die seine Zustimmung erkennen ließ.

Aber Simon von Montfort, der Führer der Unzufriedenen, durch diesen Einspruch gereizt, schlug mit seiner mächtigen Faust auf den Tisch, daß die Kannen und Humpen klirrend emporfuhren; seine Augen blitzten, dunkle Zornesgluth übergoß seine gebräunten Wangen.

„Ist denn der König nicht verantwortlich für das, was sein Günstling thut?" schrie er. „Wenn er es nicht ist, weshalb wird dieser Hubert de Bourgh noch im Lande geduldet? Weshalb wird er nicht vor das Parlament berufen, daß er sich verantworten und sein Urtheil empfangen möge? König Heinrich mag sich vorsehen, daß nicht die verwegenen Handlungen dieses Günstlings —"

„Jetzt sage auch ich, wahrt Eure Zunge!" fiel der Ritter mit der goldenen Kette ihm ernst in die Rede. „Bei Gott, König Heinrich weiß sein Land zu regieren, er ist kein Schattenkönig, wie Johann ohne Land!"

„So billigt auch Ihr, was er gethan hat?“ fuhr Simon von Montfort grollend fort. „Graf Richard, würdet Ihr die Länder diesseits der Garonne dem Könige von Frankreich überlassen, würdet Ihr dem Papst Gregor IX. hundertundfünfzigtausend Mark Silber für die Souverainetät über Neapel und Sicilien gezahlt haben? Und nicht das allein, hat nicht der Papst auch den zwanzigsten Theil aller geistlichen Besitzungen und den dritten Theil der Einkünfte aller erledigten geistlichen Stellen erhalten? Gottes Blut, diese Schmach muß getilgt werden mit Feuer und Schwert, sollten wir auch Alle darüber zu Grunde gehen.“

Während dieser Rede war ein neuer Gast eingetreten, dessen Erscheinen Erstaunen und Bestürzung hervorzurufen schien.

„Hubert de Bourgh!“ flüsterte der Graf von Pembroke, der zuerst diesen Gast bemerkte, seinen Zechgenossen zu.

„Montfort, hütet Euch, noch ist dieser Mann allmächtig.“

Simon von Montfort schoß aus seinen dunklen, zornblitzenden Augen einen Blick der Verachtung auf den Günstling, dessen reiche Tracht und übermüthiges Auftreten erkennen ließen, daß er mit Geringschätzung von seinem bevorzugten Standpunkte auf den Adel des Reiches hinabblickte.

„Ich habe nicht gelernt, meine Gedanken zu verbergen,“ sagte er laut genug, daß der Günstling ihn hören konnte, „wem meine Worte nicht angenehm sind, der mag sich entfernen, ich werde ihn zum Bleiben nicht zwingen. Es wird wohl noch einmal die Zeit kommen, in der man die Wahrheit an allen Orten ungescheut sagen kann.“

„Ist das auf mich gemünzt?“ fragte Hubert de Bourgh, eine hohe, stattliche Gestalt, während er den Humpen aus der Hand des Wirthes nahm.

„Wer sich getroffen fühlt, den trifft es!“ erwiderte Montfort trotzig. „Ihr müßt doch längst wissen, daß Eure Gegenwart —“

„Montfort!“ warnte der Graf von Pembroke noch einmal. „Mäßigt Euch!“

„Das hättet Ihr diesem Manne sagen sollen, als er den schmählichen Vertrag von Bordeaux unterzeichnete,“ fuhr Montfort mit gesteigerter Wuth fort. „Gill Brandon, füllt meinen Humpen noch einmal und jeder Tropfen, den er enthält, sei ein Tropfen Gift für den Schuft, der König und Land verrathen hat.“

Die Faust Hubert de Bourgh's flog an den Schwertgriff, mehrere Gäste sprangen von ihren Sitzen empor, um den allzu verwegenen Freund zu schützen.

„Ruft die Schaarwache, daß sie diesen Hochverräther in den Tower bringt!“ schrie der Günstling dem Schenkwirth zu, der an

solche Auftritte gewöhnt, sich rasch in den Hintergrund des Saales zurückgezogen hatte.

„Halt! Nicht von der Stelle!“ sagte Graf Richard mit fester, volltönender Stimme, indem er sich erhob.

Erst jetzt, als er aufrecht stand, inmitten der edlen Herren und Ritter, die er um eines Kopfes Größe überragte, konnte man den schlanken, kräftigen Wuchs, die hohe, imponirende Gestalt erkennen. Man vergaß die zarte, weiche Hand, den sanften, innigen Blick der Augen, man fühlte, daß dieser Mann eine ungewöhnliche Kraft besitzen, daß er in allen ritterlichen Künsten die Erfahrung und Gewandtheit eines Meisters haben mußte.

Die Hand am Schwertgriffe stand er dem Günstling gegenüber, mit seinem Rücken Simon von Montfort deckend, der das Schwert aus der Scheide gerissen hatte.

„Ist das auch ein neues Gesetz, daß ein freier Reichsbaron auf Euren Befehl verhaftet werden kann?“ fragte er drohend, und seine blitzenden Augen schienen den Günstling durchbohren zu wollen. „Wer hat Euch die Macht und Gewalt gegeben, die Ihr hier erproben wollt? Gebt Antwort, Hubert de Bourgh, dieser heillosen Wirthschaft muß ein Ende gemacht werden.“

„Ein rasches Ende!“ schrie Montfort. „Komm heran, Landesverräther, mit meinem guten Schwert will ich Euer Urtheil schreiben und vollstrecken, und es soll ein Urtheil sein, wie Ihr es verdient.“

Hubert de Bourgh hatte von seinem Trotz nichts verloren. Als Günstling des Königs fühlte er sich sicher inmitten dieser ihn bedrohenden Schaar, er wußte, daß König Heinrich jede Beleidigung seines Lieblings furchtbar rächen würde und darauf glaubte er pochen zu dürfen, denn noch war der König unumschränkter Herrscher.

„Wollt Ihr einen ehrlichen Zweikampf, ich bin bereit,“ sagte er mit einem Hohne, der an Verachtung grenzte, „aber gegen einen Verräther, der seinen König beschimpft, ziehe ich das Schwert nicht. Auf den Block mit ihm, der Hochverräther ist dem Beil des Henkers verfallen.“

Ein Wuthgeschrei entrang sich den Lippen Monforts, er versuchte, gewaltsam den Kreis zu durchbrechen, der ihn von seinem Gegner trennte.

„Haltet ein,“ sagte Graf Richard ruhig, während er sein Schwert entblößte, „gebt Raum, ihr Herren, ich trete für Euch alle ein!“

„Das dürft Ihr nicht, hoher Herr!“ rief der jugendliche Graf von Pembroke, „Euer Leben ist zu theuer, als daß Ihr's in solchem Kampfe auf's Spiel setzen dürftet. Ueberlaßt es mir —“

„Hinweg!" unterbrach Richard ihn ernst. „Seid Ihr auch ein Ritter, so seid Ihr doch noch ein Knabe und dem Manne nicht gewachsen."

„Ha, ist es das?" rief Hubert de Bourgh spottend. „Muß der beste Streiter England's herausgesucht werden —"

„Zieht!" befahl der Graf. „Wir haben der unnützen Worte schon zu viele verloren. Edle Herren, Ihr seid Zeugen dieses Kampfes, in den ich gehe für England's Recht und Freiheit; so ich falle, werdet Ihr meinen Fall nicht rächen, er ist ein Zeichen Gottes, daß wir uns noch tiefer demüthigen sollen. Das ist mein letzter Wille, ungefährdet und ungehindert soll mein Gegner dieses Haus verlassen und Ihr werdet die Rache verschieben bis zu dem Augenblick, in welchem England wieder aufathmen und die Ketten zerbrechen darf. — Jetzt, Hubert de Bourgh, laßt sehen, auf wessen Seite das Recht steht."

Die Schwerter klirrten, wuchtig fielen die Streiche nieder. Hubert de Bourgh fing geschickt die Streiche auf, dann ging er selbst zum Angriff über.

Daß dieser Zweikampf mit dem Tode enden mußte, sah Jeder voraus, keiner der beiden Kämpfer trug einen Panzer, keiner einen schützenden Schild.

Mit athemloser Spannung umstanden die Barone und Ritter die Beiden und trotz dem ausdrücklich ausgesprochenen Willen Richard's schienen Montfort und Pembroke entschlossen zu sein, den Fall des letztern ohne Verzug zu rächen.

Da schlug plötzlich Graf Richard die Klinge seines Gegners von unten herauf empor und in der nächsten Secunde senkte sich sein Stahl in die Brust des Günstlings, der rücklings niederstürzte.

Hubert de Bourgh war eine Leiche, das Schwert Richard's hatte sein Herz durchbohrt.

„Das war ein Gottesurtheil," sagte Montfort, während er den Knappen und Pagen einen Wink gab, die Leiche fortzuschaffen „Es lebe König Heinrich von England!"

Begeistert stimmten die Anwesenden in den Ruf ein, des Erschlagenen gedachte keiner mehr.

Graf Richard aber stand, in düsterem Sinnen versunken, auf sein Schwert gestützt, vor der Leiche seines Gegners, sein finsterer Blick ruhte lange auf dem starren Antlitz. Plötzlich fuhr er aus seinem Brüten empor, eine Hand legte sich schwer auf seinen Arm.

Es war Simon von Montfort, der ihn aus diesem düstren Sinnen weckte.

„Ihr habt den König tödtlich beleidigt, hoher Herr," sagte er ernst, „jetzt liegen nur noch zwei Wege vor Euch. Entweder die

Flucht, oder der Aufstand. Wollt Ihr das Banner der Empörung entfalten, bei Gott, ich stehe zu Euch bis auf den letzten Blutstropfen, und ein Schuft will ich sein, wenn ich das Schwert einstecke, ehe —"

„Bewahre mich Gott vor dem Bürgerkriege," unterbrach Richard ihn rasch, „ich will die Brandfackel nicht hineinschleudern in mein schönes England."

„So müßt ihr fliehen."

„Muß ich? Wer will es wagen, sich an meiner Person zu vergreifen? Ha, ich möchte den sehen, den es gelüstet —"

„Still, still, vergeßt nicht, daß Alice von Montfort, meine schöne Nichte, die Geliebte dieses Mannes ist, erinnert Euch der Macht und des Ansehens dieser Dame und bedenkt, welchen Einfluß sie auf den König hat. Wartet nicht, bis die Häscher Euch suchen, um Euch in den Tower zu führen, verlaßt England und kehrt nicht eher zurück, bis Ihr Eurer Freiheit und Eures Lebens hier sicher sein dürft."

Richard wollte aufbrausend antworten, aber er besann sich und schwieg.

Der Rath Montfort's war gut; Hubert de Bourgh stand beim Könige in zu hoher Gunst, als daß dieser den Tod seines Lieblings ungerochen gelassen hätte.

Und Alice von Montfort war trotz ihrer Jugend ein kühnes, leidenschaftliches Weib, es unterlag keinem Zweifel, daß sie den Zorn des Königs stachelte, um sich an dem Mörder ihres Geliebten zu rächen.

Der Knappe Richard's brachte jetzt auch die Nachricht, daß der Page des Günstlings beim Anblick der Leiche seines Gebieters mit einem Schrei des Entsetzens hinausgeeilt sei und laut erklärt habe, er werde ohne Verzug der Gräfin von Montfort diese Hiobspost bringen.

Jetzt zögerte Richard nicht länger.

Er verabschiedete sich von den Baronen, die ihm mit kräftigem Handdruck eine glückliche Reise wünschten und ging festen Schrittes, gefolgt von seinem Knappen, hinaus.

„Eile heim," wandte er sich draußen zu seinem Knappen, „sattle die beiden schwarzen Hengste und führe sie hierher. Mein Schloßvogt soll meine Rüstung und was ich sonst bedarf an Gewand und Waffen nebst einigen Tonnen Goldes sofort dem Graf Robert von der Normandie schicken, dort werden wir zuerst einkehren. Du, Thomas, begleitest mich, wir werden zur Küste reiten und dort ein Schiff besteigen, welches uns zur Normandie bringt."

Der Knappe eilte von dannen, Richard blickte ihm eine Weile nach, dann schritt er über den Korridor und bald darauf stand er

in einem freundlich und anmuthig eingerichteten Gemach einer Jungfrau gegenüber, die bei seinem Eintritt sich freudig überrascht von dem Schemel, auf welchem sie saß, erhoben hatte.

Es war Isabella Brandon, die Tochter des Schenkwirths.

Man konnte Isabella keine Schönheit nennen; in ihrer Erscheinung, ihrem Auftreten, ihrem ganzen Wesen lag etwas Schüchternes, Scheues, was ihrem sanften Madonnengesicht keinen charakteristischen Zug zu geben vermochte.

Aber wenn man tiefer hineinschaute in diese großen, sanften Augen, dann fand man in ihnen doch einen Funken von jener Leidenschaft, die so plötzlich in wilder Gluth auflodern und dann Alles, was in ihrem Bereiche ist, zu vernichten streben kann.

Isabella Brandon war eine jener sanftmüthigen, weichherzigen, in sich zurückgezogenen Naturen, die erst dann ihre Stärke empfinden, wenn ein wilder Schmerz an ihnen rüttelt und dann ebenso tief und glühend hassen, wie lieben können.

„So ernst und düster?" fragte sie befremdet, als Richard sein Barett auf den Tisch geworfen und Platz genommen hatte. „Wollen denn diese Kämpfe zwischen dem König und seinen Baronen, die Euch so schwere Sorgen bereiten, niemals ein Ende nehmen?"

„Gott gebe, daß sie mit dem heutigen Tage ein Ende genommen haben," erwiderte Richard, seine Verstimmung hinter einem trüben Lächeln verbergend. „Bella, ich habe den Knoten mit meinem guten Schwert zerhauen, aber der Hieb kostet mich viel. Ich muß England, ich muß Dich verlassen —".

„Fliehen?" rief das Mädchen bestürzt.

„Wer spricht von Flucht? Ich fliehe nicht, am hellen Tage verlasse ich London, um mich nach der Normandie einzuschiffen."

„O, mein Gott, so wollt Ihr wieder in die blutige Schlacht mit den Sarazenen, oder mit Frankreich?"

„Sei ruhig, mein Täubchen, wohin auch das Schicksal mich führen mag, ich werde zu Dir zurückkehren," beruhigte Richard das erregte Mädchen, während er sie auf seine Kniee zu sich nieder zog. „Weißt Du nicht, was ich Dir gelobt habe, als Sanche von Provence, meine Gemahlin, heimgegangen war?"

„O, still davon, mich verlangt ja nicht nach solcher Ehre, wenn ich nur bei Euch sein, in Euer liebes, gutes Auge schauen darf! Weshalb wollt Ihr fort?"

„Bella, mein Kind, weshalb ich will? Frage, weshalb ich muß, so werde ich Dir antworten: Die Leiche Hubert de Bourgh's liegt in dem Hause Deines Vaters und die Hand Deines Geliebten hat diese stolze Edeltanne gefällt."

Entsetzt blickte Isabella den Ritter an, ihren Händen entsank die goldene Kette, mit der sie tändelnd gespielt hatte.

Aber nicht lange währte dieses Entsetzen, es gab der Bewunderung Raum für den Mann, der diese kühne That gewagt hatte.

„Wie ich Euch liebe?“ flüsterte sie, die Gefahr, in der ihr Geliebter schwebte, ganz vergessend. „Er ist doch gefallen im ehrlichen Zweikampf?“

„Glaubst Du, daß Dein Richard ein Mord begehen könnte?“

„Vergib, Richard, es war eine kindische Frage. Hat denn nun keiner dieser Barone, die doch alle den Günstling so glühend haßten, ein Schwert, um Dich zu schützen vor dem Zorne des Königs?“

„Sie alle wollen es, — aber soll ich den Bürgerkrieg heraufbeschwören? Da sei Gott vor, der Zorn des Königs wird verrauchen und Alice von Montfort sich trösten. — Und nun lebe wohl, mein süßes Kind,“ fuhr Richard fort, indem er das Mädchen in seine Arme schloß und einen Kuß auf ihre hohe Stirn drückte, „schütze Dich Gott und die gebenedeite Jungfrau.“

Isabella umschlang mit ihren Armen den Nacken des Geliebten, als ob sie fürchte, ihn nimmer wiederzusehen, wenn sie ihn von sich ließ.

Draußen vor der Thüre wieherten die Hengste; Thomas, der Knappe Richard's, rief laut und ungeduldig den Namen seines Herrn.

Da entwand Richard sich sanft den Armen Isabella's, er zog einen Diamant-Ring vom Finger und legte ihn in ihre Hand.

„Noch einmal, lebe wohl!“ sagte er, „möge dieser Ring Dich stets an mich erinnern!“

Er eilte rasch hinaus, der Abschied von ihr ging ihm näher, wie der Abschied von seiner Heimath.

Die Barone und Ritter erwarteten ihn auf dem Hausflur, noch einmal leerte Richard den Humpen, den Simon von Montfort ihm überreichte, noch einmal drückte er seinen Freunden die Hand, dann schwang er sich auf sein Roß, welches getroffen von dem spitzen Dorn der Sporen, sich hoch aufbäumte und dann pfeilschnell mit seinem Reiter dahinflog.

Oben, am geöffneten Fenster ihres Gemachs, stand Isabella, die Hände auf's Herz, auf die stürmisch wogende Brust gepreßt; mit ihren von Thränen umflorten Augen blickte sie dem Fliehenden nach, der ihre Ruhe, ihr Glück mit sich nahm.

2. Kapitel.

Ein furchtbares Gelübde.

Alice von Montfort, die Bruderstochter Simon von Montfort's, saß in ihrem Erkerzimmer und die feinen, weißen Hände waren emsig beschäftigt, das Wappen Hubert de Bourgh's kunstreich in eine Schärpe zu sticken.

Alice war eine blendende Schönheit, eine wunderbar schöne, königliche Erscheinung.

Unter der hohen Stirne, die von dunklen Locken reich umwallt war, blitzten zwei feurige, kühne Augen, — Augen, deren Blick unendlich reich belohnen und auch wieder niederschmettern, vernichten konnte.

Der trotzige Zug um die feingeschnittenen Mundwinkel ließ eine Festigkeit und Kühnheit des Charakters erkennen, die vielleicht den Muth und die Thatkraft manches Ritters beschämte.

Alice von Montfort war eine Waise; sie hatte, seitdem sie die Braut des Günstlings war, an ihrem Oheim Simon eine Stütze verloren, die sie, Dank ihrer Selbstständigkeit und ihrer Willenskraft, nicht entbehrte.

Durch ihren Verlobten hatte sie am Hofe König Heinrich's sich einen bedeutenden Einfluß erworben, durch den sie manchen verarmten Edelmann, manchen abenteuernden Ritter zu Rang und Reichthum erhob.

Und dieser Einfluß wuchs, je näher der Tag ihrer Verbindung mit Hubert de Bourgh kam. Zogen auch die Frauen und Töchter der unzufriedenen Barone sich mehr und mehr von ihr zurück, was kümmerte es sie, sie ging unbeirrt ihren Weg weiter, hier bewundert, dort beneidet, hier angebetet, dort gehaßt.

Wem sie wohl wollte, der stieg rasch empor; wehe aber dem, den sie haßte!

Simon von Montfort hatte mit Recht seinen Freund vor ihr gewarnt; wenn Richard nicht rechtzeitig sich dem Bereiche ihres Armes entzog, war er verloren.

Die Hand, welche die Nadel führte, ruhte, das Köpfchen auf den Arm gestützt, blickte Alice träumerisch in den hellen Sonnenschein hinaus.

Hubert de Bourgh hatte ihr versprochen, sie nach der Parlamentssitzung abzuholen, nach ihrer Rechnung mußte die Sitzung längst beendet sein.

Er konnte Abhaltung gehabt haben, das war schon oft vorgekommen, aber er mußte nun jeden Augenblick eintreten, um seine Braut in's Schloß des Königs zu begleiten.

Schon begann Alice ungeduldig zu werden, als der Page ihr meldete, der Ritter Stephan von Blois bitte um eine kurze Unterredung.

Alice nahm den Besuch an, sie hatte sich für diesen armen, aber sehr tapfern Ritter beim Könige verwandt und von diesem das Versprechen erhalten, daß der Wunsch ihres Schützlings erfüllt werden solle.

Stephan von Blois war ein kleiner, untersetzter Herr, schon ziemlich bei Jahren und, wie es schien, eine ziemlich phlegmatische Natur, die sich so rasch nicht aus dem Geleise bringen ließ.

„Ich wünsche Euch Glück, Herr Ritter," empfing Alice mit gewinnendem Lächeln ihren Gast, „des Königs Majestät haben meinen Bitten Gehör gegeben und mir versprochen, Euren Wunsch demnächst in ernste Erwägung zu ziehen."

„Empfangt dafür meinen herzlichsten Dank," erwiderte Stephan, angenehm überrascht, „seid versichert, daß ich niemals diesen edlen Dienst Euch vergessen werde."

„Niemals?" fragte Alice, indem sie unter den seidenen Wimpern hervor einen prüfenden Blick auf den Ritter warf.

„Niemals!" wiederholte Stephan, „wenn der König meinen Wunsch bezüglich der Lehnsherrschaft erfüllt —"

„Ah — Ihr habt Bedingungen?"

„Ihr mißversteht mich. Ich sage, wenn der König diesen Wunsch erfüllt, so werde ich darum nicht weniger Euch verpflichtet sein."

„Seht Ihr? Nicht weniger!"

„Erlaubt, ich wollte sagen, nicht mehr! Gebietet über mich; was es auch sein möge, ich werde es freudig und getreulich ausführen, müßte ich auch mein Leben dafür lassen."

Alice war bei den letzten Worten emporgefahren, Leichenblässe überzog ihre Wangen, mit dem Ausdruck des Entsetzens blickte sie auf die Thüre, die zum Korridor führte.

„Still," sagte sie mit gedämpfter Stimme, „höret Ihr nichts? Vernahmt Ihr nicht das Wort: Mord?"

Stephan von Blois schüttelte ruhig das Haupt.

„Ihr seid erregt," erwiderte er, „vielleicht erwartet Ihr Euren hohen Verlobten —"

„Da — schon wieder, ich hörte es deutlich —"

Sie brach ab, die Thüre wurde hastig geöffnet, auf der Schwelle des Gemachs stand der Page Hubert de Bourgh's mit bleichem, verstörtem Antlitz.

Was er brachte, Alice ahnte es, sie wußte es bereits, als sie in dieses von Schrecken und Entsetzen entstellte Antlitz sah.

Auch der Ritter ahnte die Hiobspost, er gab dem Pagen ein Zeichen, daß er schweigen möge, aber Alice kam ihm zuvor.

„Rede," befahl sie dem Knaben, „ich will Alles wissen, Alles, verschweige mir nichts. Wo ist Dein Herr?"

„In der Schenke zur Sonne," flüsterte der Page, der sich kaum der Thränen erwehren konnte.

„Er ist todt!" schrie Alice im Uebermaß ihres Schmerzes, dann sich plötzlich aus ihrer gebeugten Haltung emporrichtend, mit der Hand sich auf die Armlehne eines Sessels stützend, sagte sie mit eisiger Ruhe: „Ich will wissen, wer es gewagt hat, sich an seiner Person zu vergreifen. Sprich, wer hat ihn geschlagen?"

„Graf Richard."

Alice zuckte zusammen, eine wilde, verzehrende Gluth loderte jäh in ihren dunklen Augen auf.

„That er es im Auftrage des Königs?" fragte sie.

„Nein. Die Barone fielen über ihn her, wie die Hundemeute über das Wild; Simon von Montfort reizte ihn so gewaltig, daß mein Herr ihm drohte, ihn in den Tower führen zu lassen. Graf Richard lehnte sich gegen diese Drohung auf, er warf meinem Herrn den Handschuh hin und der Zweikampf wurde ohne Verzug ausgefochten. Mein Herr fiel, der Stahl Richard's traf ihn in's Herz."

„In das Herz, das mich so heiß geliebt hat, das nur für mich und den König schlug!" flüsterte Alice in leidenschaftlichem Schmerz. „Seine Leiche liegt noch in der Schenke?"

„In der Schenke Gill Brandon's."

„Weshalb brachte man sie nicht hierher? Ha — diese Raufbolde wollen ihn noch im Tode demüthigen. — Simon von Montfort, wahre Dich, daß nicht die Hand Deiner Nichte Dich vernichtend trifft!"

Stephan von Blois versuchte, die gewaltige, erschütternde Erregung durch einige tröstende Worte zu beruhigen, er wußte nicht, daß es einen Schmerz gibt, den nicht einmal die Zeit lindern kann.

Alice blickte ihn mit ihren glühenden Augen an, aber seine Worte verhallten ungehört.

„Stephan von Blois," sagte sie nach einer langen, peinlichen Pause des Schweigens mit jener Ruhe, die dem vernichtenden Orkane vorhergeht, „Ihr habt Euer Schwert, Euer Leben mir angeboten, ich nehme dieses Anerbieten an, und fürstlichen Lohn sollt Ihr empfangen, wenn Ihr ehrlich und treu mir dient."

„Um Gott, was habt Ihr vor?" fragte Stephan bestürzt.

„Folgt mir, Ihr werdet es erfahren. So Ihr aber Euer Anerbieten zurücknehmen wollt, sollt Ihr davon entbunden sein, so lange ich Euch mein Vorhaben noch nicht genannt habe. Alice von Montfort findet der Ritter genug, die gerne für sie in den Tod gehen."

Der tiefe, erschütternde Ernst, mit welchem Alice diese Worte gesprochen hatte, verfehlte nicht, auf den Ritter Eindruck zu machen und ihn aus seinem Phlegma emporzuschnellen, aber noch ehe er ein Wort erwidern konnte, lag schon der Page Hubert de Bourgh's vor dem bezaubernd schönen Mädchen auf den Knieen.

„Gebietet über mein Leben," sagte er mit glühender, hinreißender Begeisterung, „gilt es, den Tod meines Herrn zu rächen, befehlt, was ich thun soll."

„Steh' auf," erwiderte Alice sanft, „Dein Arm vermag das Schwert noch nicht zu führen und so sehr ich auch Deine Hingebung zu schätzen weiß, ist sie doch werthlos für mich."

„O sagt das nicht, mein Arm ist stärker und mein Muth größer, als ihr glaubt."

„Thörichter Knabe," unterbrach Stephan von Blois ihn spottend, „hier gilt es, ein Schwert zu schwingen und nicht die Laute zu schlagen. Ich folge Euch, mein Schwert wird Euch rächen, mein Schild Euch schützen." —

Alice von Montfort warf einen schwarzen Schleier über ihr Haupt und schritt, von dem Ritter und den Pagen begleitet, langsam hinaus.

Ihr Gang war fest und sicher, die Haltung ihres schlanken Körpers hoch und stolz.

So stolz und sicher trat sie in die Schenke vor die Barone, die, während die Leiche Hubert de Bourgh's in einer Ecke des Saales auf einer Faulbank lag, noch immer bei den Humpen saßen.

Alice schlug den Mantel zurück, der das Antlitz des Todten verhüllte und legte die Hand auf die Todeswunde.

Bestürzt, entsetzt waren die Zecher aufgefahren, nur Simon von Montfort blieb sitzen, er hatte diesen Schritt seiner Nichte vorausgesehen.

Gleich einer Statue aus Marmor, kalt, ruhig und stolz stand Alice diesen Edelleuten gegenüber, keine Wimper zuckte, kein Zug zeugte von dem rasenden Sturme, der ihre junge Seele durchtobte.

„Bei der Leiche dieses Mannes, den ihr gemordet habt, schwöre ich, diesen Mord zu rächen," sagte sie mit dumpfer Stimme, und ihre eisig kalte Ruhe hatte etwas Entsetzen erregendes, „ich schwöre, ihn zu rächen an dem, der ihn begangen hat —"

„Hollah!" fiel Simon von Montfort ihr rauh in die Rede. „Seit wann nennt meine schöne Nichte Mord, was nach Ritter-Recht und Sitte ein ehrlicher Zweikampf ist?"

„Ich nenne Mord, was Mord ist,“ fuhr Alice mit einem Blick des Hasses auf den Oheim fort, „Schande über den Ritter, der seine Waffenehre so tief in den Koth tritt! Bei den heiligen Wunden Christi, bei Gott und der gebenedeiten Jungfrau Maria, bei allen Heiligen schwöre ich, diesen Mord zu rächen an dem Buben, dessen Schwert diesen Mann erschlagen hat, an Euch, Simon von Montfort, an Euch Allen, Ihr Herren Grafen und Barone, die Ihr hinter dem Mörder standet, bereit, sein Werk zu vollenden, wenn Gott nicht zuließ, daß er selbst es vollbrachte. Kein Mann soll mich berühren, keinen Schmuck, kein Geschmeide, nicht Sammt noch Seide will ich tragen, ehe der eine Leiche ist, den meine Rache verfolgt bis an's Ende der Welt. Mein Lager sei dürres Laub, mein Kopfkissen ein Stein, mein Trank Wasser und meine Speise trocknes Brod, bis ich dieses Gelübde erfüllt habe!“

„Nur zu!“ höhnte Montfort. „Ihr müßt einen flinken Renner nehmen, wenn Ihr den einholen wollt, der Euch allein von diesem Gelübde erlösen kann.“

„Ich werde ihn finden,“ erwiderte Alice, indem sie dem Pagen winkte, „meine Rache wird ihn erreichen.“

Sie schritt langsam, aber noch immer trotz ihrer gewaltigen Erregung, trotz des unsagbaren Schmerzes, der sie durchzuckte, mit ungebeugtem Stolze hinaus.

Der Rachedurst, der Haß und der felsenfeste Entschluß, diesen Haß in dem Blute dessen, der sie tödlich verwundet hatte, zu tilgen, gaben ihr die Kraft, dem Schmerz zu gebieten.

Sie gab dem Pagen Auftrag, die Leiche in ihre Wohnung bringen zu lassen und ging darauf, die Begleitung Stephan's ablehnend, in das Gemach Isabella's.

Sie hatte gesehen, daß die Tochter des Wirths an der Thüre horchte, als sie jenes Gelübde ablegte; sie hatte bemerkt, wie Isabella entsetzt zusammenfuhr und dann gleich einem scheuen, gehetzten Reh in ihre Kammer lief, sie wußte, daß dieses Mädchen den Grafen Richard liebte, sie wollte ihr den Dolch in's Herz stoßen durch die Drohung, daß sie ihr Gelübde erfüllen werde.

Aber Isabella war in jenem Augenblicke, in welchem sie die Gluth des Hasses so jäh und vernichtend emporflammen sah, zum Weibe gereift, sie fühlte sich stark und muthig, allen Gefahren zu trotzen, um den Geliebten zu schützen und zu retten.

Nur sie wußte, wohin Richard sich gewandt hatte, sie konnte vor seiner Feindin bei ihm sein, ihn warnen und den Ränken der Gräfin von Montfort entgegentreten, und dazu war sie entschlossen, noch ehe Alice ihr gegenüber stand.

„Ihr habt mein Gelübde gehört,“ sagte Alice, und ihre Hand

preßte den Arm Isabella's so heftig, daß das Mädchen auf die Lippen biß, um einen Schmerzensschrei zu unterdrücken, „seid versichert, daß ich dieses halten und erfüllen werde."

„Es wird Euch vernichten, nicht ihn," entgegnete Isabella mit würdevoller Hoheit. „Der Kampf ist zu ungleich, deshalb laßt ab."

„Fürchtet Ihr für ihn?" spottete Alice, und so tief auch dieser Spott dem Mädchen in die Seele schnitt, blieb Isabella doch äußerlich ruhig und unbewegt. „Ha, daß ich ihn zu Euren Füßen niederstrecken könnte, damit auch Ihr den Schmerz fühltet, der gleich einem zweischneidigen Schwert mein Herz durchbohrt!"

„Und wenn Ihr es thätet, würdet Ihr Hubert de Bourgh dadurch wieder zum Leben erwecken?" fragte Isabella. „Was habe ich Euch gethan, daß Ihr auch mich —"

„Was Ihr mir gethan habt?" rief Alice leidenschaftlich aufwallend. „Ihr seid seine Geliebte! was hatte ich ihm gethan, daß er mich so elend machte? Nun ich es bin, sollt Ihr es auch werden. Ich würde Euch warnen vor Verrath meiner Absichten, aber ich fürchte Euch nicht, wenn Ihr versucht, mir in den Weg zu treten, so schreite ich über Euch hinweg, ich zertrete Euch, wie ich den Wurm zertrete, der sich vor mir im Staube windet." —

Isabella athmete auf, als Alice nach dieser Drohung das Gemach rasch verließ.

Sie wußte, daß sie von dieser Feindin kein Erbarmen, keine Schonung zu erwarten hatte, daß der Haß Alicens nur durch den Tod Richard's getilgt werden konnte, sie wußte auch, daß Alice kein Mittel, keinen noch so dunklen Weg verschmähen würde, um ihr Ziel zu erreichen, aber sie verzagte darum doch nicht, sie war entschlossen, für den Geliebten den Kampf mit ihr aufzunehmen.

Ihr liebendes Herz war bereit, Alles, sich selbst zum Opfer zu bringen, wenn dieses Opfer das Leben des Geliebten rettete, und dieser Entschluß verlieh ihr einen Muth, den sie vordem nie gekannt hatte.

So fand Gill Brandon seine Tochter, als er in ihr Gemach eilte, fürchtend, Alice von Montfort habe an der Geliebten ihres Feindes ihr entsetzliches Rachewerk begonnen.

Ruhig und gefaßt, im Tone einer unbeugsamen Entschlossenheit sagte sie ihm, daß sie am nächsten Tage London verlassen werde, um dem Geliebten zu folgen; daß sie schon heute gehen würde, wenn nicht noch einige Vorbereitungen für die weite Reise zu treffen wären.

„Ihr werdet meine Absicht Jedermann verschweigen, Vater," fügte sie hinzu, „von Eurer Verschwiegenheit hängt die Rettung Richard's ab."

Gill Brandon war, wie die meisten beleibten Menschen, mit

einer starken Dosis Phlegma ausgerüstet, aber dieses tollkühne Vorhaben seiner Tochter, riß ihn gewaltig aus seiner Lethargie empor.

Er öffnete seine kleinen Augen so weit, als es ihm möglich war, gleichsam, als ob er versuchen wollte, in die tiefsten Tiefen der Seele seiner kühnen Tochter einzudringen, und als er sich endlich von seiner Ueberraschung über diese ihm bisher unbekannt gebliebene Kühnheit erholt hatte, als er endlich Worte fand, um sein Erstaunen auszudrücken und gleichzeitig von diesem verwegenen Schritt ernstlich abzurathen, da schnitt Isabella ihm das Wort mit der kurzen Bemerkung ab: „Dies ist mein Wille, Vater, und ob Ihr mir auch abrathet, ich werde dennoch der Stimme meines Herzens folgen, die mir gebietet, diese Reise zu unternehmen."

Isabella war das einzige Kind und der Liebling Gill Brandon's; er hatte noch nie daran gedacht, daß einmal eine Zeit kommen könne, in der er sich von ihr trennen müsse; nun diese Trennung so plötzlich erfolgen sollte, konnte er sich gar nicht in sie hineinfinden.

Aber all' seinen Bitten, Warnungen und ernsten Vorstellungen setzte Isabella eine unerschütterliche Ruhe und Festigkeit entgegen, seine Thränen, die in großen schweren Tropfen über die wohlgenährten Wangen rannen, seine schmerzlichen Seufzer und alle die Besorgnisse, die er äußerte, konnten Isabella nicht bewegen, ihren Entschluß zu ändern.

So mußte denn Gill Brandon sich endlich in das fügen, was er nicht zu ändern vermochte, und nachdem er das, wenn auch mit schwerem, tiefgebeugtem Herzen gethan hatte, dachte er nur noch an die Mittel, sein Kind vor den Gefahren zu schützen, denen es entgegenging.

Aber auch hierin stieß er auf ernsten Widerspruch, jede Begleitung außer der eines alten, treuen Knechtes, den Isabella seit ihrer frühesten Kindheit kannte, auf dessen Knieen sie oft sich geschaukelt hatte, lehnte sie ab.

Gill Brandon schüttelte den Kopf.

„Johann ist ein Greis," sagte er besorgt, „er kann Dich nicht schützen."

„Er ist ein erfahrener Mann," erwiderte Isabella ruhig, „er wird im Nothfalle das Schwert, welches er im Kampfe gegen die Sarazenen geschwungen hat, noch zu führen wissen. Er spricht drei Sprachen, die fränkische, die englische und die deutsche, einen bessern Begleiter kann ich mir nicht wählen."

„Aber eine Jungfrau und ein Greis —"

„Ich reise als fahrender Sänger, Vater; kann ich auch nicht Schwert und Lanze schwingen, so kann ich doch die Harfe spielen, und dazu singen, und dem Sänger steht jede Burg, jede Hütte

offen. Sorgt nicht für mich, Vater, ich stehe unter Gottes Schutz und meine Liebe gibt mir Muth, allen Gefahren entgegen zu gehen."

Gill Brandon mußte sich fügen; mit Gewalt, er wußte es, konnte er Isabella nicht zurückhalten, wenn sie entschlossen war, den einmal gefaßten Vorsatz auszuführen.

Wohl klagte und seufzte er noch, aber er legte die Hände nicht in den Schooß, er trug Sorge für Alles, was Isabella zur Reise bedurfte und schärfte dem alten Johann treue Wachsamkeit ein.

So trat denn am andern Tage Isabella als fahrender Sänger, hoch zu Roß, das Schwert an der Seite und die Lanze auf dem Rücken, die weite, beschwerliche Reise an.

Sie ritten an dem Hause vorbei, in welchem Alice von Montfort wohnte, und sie konnte nicht unterlassen, einen Blick hinauf zu werfen zu dem Erkerfenster, hinter welchem ihre Feindin bei der Leiche des erschlagenen Geliebten saß in dumpfem Hinbrüten.

Auch Alice von Montfort hatte ihre Vorbereitungen getroffen; sobald die Leiche Hubert's beigesetzt war, wollte sie den Weg antreten.

Durch ihre Spione hatte sie erfahren, daß der Schloßvogt Richard's ein Schiff befrachtete, welches zur Normandie fahren sollte, sie ahnte, daß sie dort in den Burgen des normännischen Adels, mit welchem Richard eng befreundet war, den Mann, den sie tödtlich haßte, suchen mußte.

Stephan von Blois und Georg, der Page Hubert's, sollten sie begleiten.

Alice war gerüstet, besser und schrecklicher, als Isabella es ahnen konnte.

Wohl wissend, daß Stephan in einem Zweikampfe mit Richard unterliegen mußte, hatte sie sich mit Waffen versehen, denen kein Richterschwert gewachsen war; Gift und Dolch sollten ihre Mittel sein, die der Zweck heiligen mußte: Gift und Dolch, wenn nicht ein Ritter sich fand, der für sie in die Schranken trat und ihrem Feinde den Handschuh vor die Füße warf.

3. Kapitel.

Eine dunkle Prophezeihung.

Nach einer stürmischen, aber glücklichen Fahrt landeten Graf Richard und sein Knappe Thomas an der felsigen Küste der Normandie.

Von hier bis zur Burg des Grafen Robert von der Normandie war noch eine kurze Strecke zurückzulegen, und da der Abend schon dämmerte, so drückte Richard seinem Hengste die Sporen in die Weichen, um jene Strecke rasch zu durchmessen.

Sie ritten über eine weite, öde Haide und durch einen dichten Wald und erreichten hier wieder die Küste in der Nähe des Felsgesteins, von welchem die Burg des Grafen Robert weit in die Lande und auf das wogende, brandende Meer hinausschaute.

Scharf wehte der Seewind von der Küste her, daß die langen Locken des Grafen flatterten und der Mantel weit über den Roßschweif hinüberflog.

Die Reiter hatten den Wald verlassen, sie bogen in den Pfad ein, der hinauf zum Schlosse führte.

Da scheute plötzlich daß Roß des Knappen, es bäumte sich empor und sprang zur Seite.

Ein altes, in Lumpen gehülltes Weib saß am Wege; vor dem dürren Arm, den sie plötzlich dicht vor den Nüstern des Pferdes erhob, hatte der Hengst sich entsetzt.

„Aus dem Wege, alte Hexe!" schrie Thomas zornig. „Seht Ihr denn nicht, daß mein Roß nicht vorbei will, so lange Ihr da sitzt? Platz für den Ritter, oder bei Gott —"

„Gemach, gemach!" fiel die Alte mit kreischender Stimme ihm in's Wort. „Ich habe Euch erwartet, und nun Ihr endlich gekommen seid, soll ich —"

„Macht Platz!" gebot der Graf Richard, der hinter seinem Knappen heransprengte, „wir haben Eile."

„Gebt mir ein Almosen, hoher Herr," bat das Weib, „dort hinauf kommt Ihr noch früh genug."

„Hoho, deshalb habt Ihr auf uns gewartet?" rief Thomas. „Deshalb sollen wir hier — geht zum Teufel und bettelt bei ihm um ein Almosen."

„Nicht so, Thomas," sagte Richard mild, „es ist Ritterpflicht den Armen zu schützen und ihm zu helfen. Gib der Frau eine Münze, man darf sein Herz der Armuth nicht verschließen."

Mit einem halb unterdrückten Fluch über diese Zurechtweisung griff der Knappe in die Gürteltasche.

„Habt Dank für diese Worte, die Euch ehren und mich erfreuen", entgegnete die Alte, während sie diese Münze aufhob. „Graf Richard, hört, was ich Euch sagen werde. Ihr habt England verlassen als ein Flüchtiger und Geächteter, Euch umringen Gefahren, die Euer blödes Auge jetzt noch nicht zu schauen vermag. Am Rheinstrome harrt Eurer das Glück, denkt an die Rose vom Rheingau, wenn Ihr an den Rhein kommt. Graf Richard, hütet Euch vor den Frauen, sie werden viel schweres Ungemach über Euch bringen, aber auch große Ehren Euch erzeigen, hütet Euch vor dem Halbmond, vor den schönen Töchtern des Morgenlandes. Graf Richard, ich sehe in den Wolken über Eurem Haupte eine Kaiserkrone; wenn Ihr dereinst sie tragt, gedenkt der Armuth, der Sclaven und Leibeigenen und Derer, die auf den Straßen und Märkten der rohen Willkür preisgegeben sind! Wir werden uns widersehen, hoher Herr, dann weis't die alte Gudula nicht rauh von Eurer Schwelle zurück, sie wird nie vergessen, daß Ihr ihr eine Wohlthat erzeigt, daß Ihr ein freundliches Wort für sie gehabt habt; dafür wird sie ewig Euch dankbar und treu ergeben sein."

Erstaunt, befremdet hatte Richard diese Worte vernommen, deren dunklen Sinn er sich nicht enträthseln konnte, und auch jetzt, als die Alte längst im Walde verschwunden war, dachte er, in tiefem Sinnen über die Prophezeihung verloren, noch nicht daran, seinen Weg fortzusetzen.

Die Stimme seines Knappen schreckte ihn aus dem Grübeln empor.

„Solchen Empfang lasse ich gelten," rief Thomas, ungläubig lachend, „besser wäre es aber, wenn Ihr die Krone schon trüget da fiele für mich vielleicht auch etwas ab."

„Spotte nicht, Thomas," erwiderte Richard ernst, „wir können beide nicht in die Zukunft blicken."

„Könnten wir's, so würden wir uns von solchen alten Hexen keine Lügen aufbinden lassen."

„Du nennst es Lüge, weil Du an die Gabe der Weissagung nicht glaubst."

„Thorheit, hättet Ihr dem Weibe kein Almosen gegeben, so würde sie Euch ganz andere Dinge gesagt haben."

Richard schwieg; er war edel und gutherzig, aber auch stolz und ehrgeizig; nach einer Krone hatte er schon lange Verlangen getragen, kein Wunder, daß die Weissagung süß wie Honig in seine Seele träufelte, daß er sich an sie klammerte und auf ihre Erfüllung baute.

Die Beiden ritten langsam den steilen Berg hinan, oben

stieß der Thurmwart in's Horn, um seinem Herrn die Gäste anzukündigen.

Als sie vor der Zugbrücke hielten, wandte Richard sich zu seinem Knappen um.

„Wie Du auch über jene Prophezeihung denken magst," sagte er mit drohendem Ernst, „ich befehle Dir, darüber zu schweigen und Niemandem auch nur eine Silbe von ihr mitzutheilen. Vergiß diesen Befehl nicht, wenn Dich verlangt, einst den Ritterschlag zu empfangen."

Die Ketten klirrten, rasselnd fiel die Zugbrücke nieder.

Graf Robert von der Normandie eilte seinem Freunde entgegen; in der Halle am Fuß der breiten, steinernen Treppe, die hinauf zum Söller führte, traf er ihn.

„Grüß Gott unter meinem Dache!" rief er erfreut. „Hätte nimmer geglaubt, daß Ihr die Ehre mir erzeigen würdet, seitdem der Vertrag von Bordeaux drüben so viel böses Blut gesetzt hat. Kommt gerade zur rechten Stunde, Graf —"

„Nennt meinen Namen nicht," unterbrach Richard ihn rasch. „In dem Augenblicke, in welchem ich das Schiff bestieg, legte ich ihn ab, um als Hubert von Poitou dem rächenden Arme König Heinrich's zu entfliehen."

Erstaunt blickte Graf Robert seinen Gast an, während er mit der breiten, sehnigen Faust den schwarzen Vollbart strich.

„Ich habe Hubert de Bourgh, des Königs Günstling, im Zweikampf erschlagen," fuhr Richard ruhig fort, „das mag Euch den Zweck meiner Reise erklären."

„Gottes Blut, das hättet Ihr gethan?" rief Robert mit Donnerstimme. „So heiße ich Euch doppelt willkommen, tapferer Ritter, und so weit auch der Arm Eures Königs reichen mag, über die Mauern der Burg des Grafen Robert von der Normandie reicht er nicht. Ihr kommt zur rechten Stunde, ich will den Kölnischen helfen in ihrer Fehde gegen den Falkensteiner, der einige Kölnische Kaufleute aufgehoben hat. Zieht mit, wir werden da manche Ehre gewinnen."

„Gegen den Falkensteiner?" fragte Hubert von Poitou, wie er fortan genannt sein wollte. „Wie kommt Ihr dazu, den Städtern beizustehen gegen den Ritter?"

Der Graf von der Normandie lachte laut und hell auf.

„Die Kölnischen müssen den Beutel ziehen," rief er lustig. „Zwei hundert Mark Silber jährlich, wofür ich verpflichtet bin, mit meinen Mannen und Reisigen ihnen beizustehen. Dann auch habe ich selbst noch einen Span mit dem Falkensteiner, der mich auf einem Turnier beleidigt hat."

Die beiden Ritter traten jetzt in den Waffensaal, in welchem

Hubert von Poitou zwei Herren fand, die das geistliche Gewand trugen.

Diese beiden Herren saßen hinter mächtigen Pokalen, und ihre hochrothen Wangen bewiesen, daß sie schon manchen wackern Zug gethan hatten.

„Mein Schloßkaplan, Pater Anselm," sagte Graf Robert, auf den kleinsten und korpulentesten dieser Beiden zeigend, „der Andere ist der hochgelahrte Herr Albertus aus Köln, von dem Ihr schon gehört haben werdet."

„Der hochgepriesene Albertus Magnus?" fragte Richard überrascht. „Nehmt meinen ehrfürchtigen Gruß, Ihr Herren, ich bin stolz darauf, dem Manne in's Auge blicken zu dürfen, dessen Ruhm weit über's Meer hinaus gedrungen ist."

„Ihr thut mir zu große Ehre an," erwiderte Albertus, „bin ich doch nichts weiter, als ein schlichter Kölnischer Magister."

„Mit Verlaub," nahm Graf Robert das Wort, während er seinem neuen Gast den gefüllten Humpen reichte, „Ihr seid mehr als das, ein schlichter Magister kann im strengen Winter keinen Paradiesgarten aus der Erde hervorzaubern, wie Ihr es gethan habt."

„Ist das die Wahrheit?" fragte Richard.

„Fragt Wilhelm von Holland, ihm zu Ehren hat der große Albertus das Zauberstücklein vollbracht."

Richard reichte dem Magister die Hand und knüpfte ein langes Gespräch mit ihm an, so daß Albertus in Erstaunen gerieth über die Kenntnisse, die der fremde Ritter entwickelte.

„Wie ist's?" fragte Robert nach einer geraumen Weile. „Zieht Ihr mit?"

„Ich weiß nicht viel Ehre dabei zu gewinnen," erwiderte Richard ausweichend. „Mit den Söldnern der Städte mache ich nicht gerne gemeine Sache —"

„Nun, wie Ihr wollt! Ich habe lange den Rhein nicht gesehen mich verlangt wieder danach, mein Roß in den gesegneten Gauen zu tummeln. Den Falkensteiner werden wir schon zwingen, ich habe andere Burgen erstürmt, wie den Gutenfels."

„Wenn Ihr die festen Mauern einrennt, schont den Falkensteiner nicht," sagte Albertus, „er hat's wahrlich nicht verdient. Aber schont seine Schwester Beatrix, die Rose vom Rheingau."

Richard horchte auf.

„Welchen Namen nanntet Ihr da?" fragte er.

„Beatrix von Falkenstein, die Rose vom Rheingau," wiederholte der Magister. „Am ganzen Rheinstrome dürfte es keine edlere Jungfrau geben, sie ist die Schönste und Tugendhafteste, die Reinste und Frömmste von Allen. Sie ist der Engel

der Barmherzigkeit, der in die Hütten der Armuth hinuntersteigt —"

„Ei, ei, Ihr singt ja das Lob dieser Jungfrau, als ob ein Liebestrank sie an Euch fesselte mit unzerreißbaren Ketten," fiel Robert mit leichtem Spott ihm in's Wort. „Mich will bedünken, daß die Burg des Falkensteiners kein Aufenthalt ist für einen solchen Engel an Güte und Milde!"

Albertus schüttelte mißbilligend das Haupt, ein ungewöhnlicher Ernst breitete sich über sein kluges Gesicht.

„Sie ist seine Schwester," sagte er, „wo soll sie besseren Schutz finden, als unter dem Dache ihres Bruders? Er kümmert sich um ihr Treiben nicht, und wenn Beatrix auch keinen Einfluß auf ihn hat, ihr frommes, mildes Walten sühnt doch manche Schuld, die er im Uebermuth auf sich ladet."

Graf Richard sah nachdenklich vor sich hin, er gedachte der Worte der Alten, die zuerst den Namen der Rose vom Rheingau ihm genannt hatte. Nicht, daß er den Wunsch gehegt hätte, die Gunst dieses gepriesenen Mädchens zu erringen, das Bild seiner geliebten Bella verließ ihn ja nicht, weder im Wachen, noch im Träumen, aber es drängte ihn dort hin, wie wenn eine unsichtbare Macht ihn zu ihr zöge, und diesem Drange konnte er nicht widerstehen.

„Sie sei die Siegesbeute, die ich mit mir heim zu nehmen gedenke aus diesem Strauße!" rief Robert, und es war seinem ritterlichen Gaste, als ob mit diesen Worten ein Dolchstoß sein Herz getroffen hätte. „Seid unbesorgt, Albertus, ich werde diesen Schatz hüten, wie meinen Augapfel."

„Wohlan, wenn Ihr es wünscht, so ziehe ich mit," sagte Richard entschlossen, „mein gutes Schwert wird Euch vortreffliche Dienste leisten."

„Hei — denkt auch Ihr an die Rose vom Rheingau?" rief Robert. „Sie ist mein, wenn sie mir gefällt."

Richard schwieg, ihn empörte diese Rohheit, aber er sah voraus, daß ein Auflehnen gegen dieselbe zu Hader und Zwist führen mußte.

Die geistlichen Herren zogen sich bald darauf in ihre Kammer zurück, Graf Robert ließ die Humpen wieder füllen und stieß mit seinem Gast auf die Siegesbeute, die er zu machen hoffte, an.

„Es ist auch meine Sache nicht, mit diesen Krämern und Söldnern in's Feld zu ziehen," sagte er, „aber es ist gut, wenn man zu Zeiten ihnen Freundschaft zeigt, sie drücken dann ein anderes Mal ein Auge zu. Hab' da einen Juden in meinem Burgverließ, einen Sohn Israels aus Frankfurt, den meine Knechte mir vor acht Tagen gebracht haben. Was glaubt Ihr? Der

Lump will sich nicht auslösen, beruft sich auf den Kaiser und sein gutes Recht, droht mit Klagen und Beschwerden, wenn ich ihn hart anfasse."

„Laßt ihn laufen," erwiderte Richard, der jedem Wegelagerer abhold, das Faustrecht nie gebilligt hatte.

„Daß ich ein Thor wäre!" fuhr Robert mit rauhem Trotz fort. „Er soll zahlen, die Juden haben Stadt und Land ausgezogen, Wucherzins genommen von den Edelleuten und den Bürgern; nun sie fett geworden sind, wollen wir von diesem Fett wieder nehmen, was unser ist."

„Es ist ein gedrücktes Volk," sagte Richard entschuldigend, „verfolgt, gehetzt —"

„Ist das unsere Schuld? Es wäre besser, wenn sie nicht so sehr gehetzt würden, das gebe ich zu, diese Hetzerei schließt sie immer enger aneinander an, so daß sie zuletzt uns erdrücken werden; weit lieber sollte man sie mit Stumpf und Stiel ausrotten, vernichten."

„Auch der Wurm will leben —"

„Und doch wird er zertreten! Hat der Jude mehr Rechte als der Wurm im Staube?"

„Und was habt Ihr davon, wenn der arme Teufel Euch seine ganze Habe gibt?"

„Was ich davon habe?" rief Graf Robert, mit der Faust auf den Tisch schlagend. „Ein Tropfen kommt zum andern und viele Tropfen bilden das Meer. Freilich, Ihr könnt diese Frage aufwerfen, Ihr seid ja der reichste Mann der Christenheit, mit Euren unermeßlichen Schätzen könnt Ihr die dünnen Tropfen verachten, von denen wir uns nähren müssen. — Holla, der Burgvogt soll den Juden holen, will sehen, ob der Kerl jetzt zahm geworden ist!"

Richard war empört über diese Willkür, mit der die Ritter die Rolle der Straßenräuber spielten, aber auch er konnte sich nicht ganz freisprechen von dem allgemeinen Vorurtheil gegen die Israeliten, die überall nur Haß und Verachtung fanden.

Zwei Knechte brachten den Unglücklichen in den Saal.

Es war ein alter, von der Last der Jahre und der Sorgen gebeugter Mann, in seinem Gesicht, über welches das silbergraue Haar in dünnen Strähnen hinunterhing, las man sofort die ganze Leidensgeschichte dieser versprengten, verfolgten und gemarterten Nation.

Tiefe Furchen waren in Stirne und Wange eingegraben, aus den hohlen, tiefliegenden Augen schaute die Verzweiflung düster in das blühende, lachende Leben hinein.

Für ihn, den Greis, war es wohl nie ein lachendes Leben

gewesen, vielleicht nur ein steter, bitterer Kampf mit der Noth, dem Elende und der Todesangst.

Richard fühlte Mitleid mit ihm, aber in dem strengen Gesicht des Grafen Robert war kein Zug des Erbarmens zu finden; die Hände auf dem Rücken gefesselt, das sorgenschwere Haupt gebeugt, stand der Sohn Israels vor seinem Peiniger, der in barschem Tone die Frage an ihn richtete, ob er endlich einsehe, daß er mit Leib und Leben in der Gewalt eines Ritters sei, der sich den Teufel um Kaiser und Gesetz scheere?

„Wohl sehe ich es ein," erwiderte der Jude freimüthig, „aber noch immer hoffe ich, daß dieser Ritter bedenken wird, daß er einst vor Gott Rechenschaft geben muß über —"

„Die alte Redensart!" fuhr Robert mit trotzigem Hohne auf. „Unser Herrgott hätte viel zu thun, wollte er über Jeden Gericht halten und Euch hat er ja in unsere Hände gegeben, damit wir mit Euch schalten können, wie es uns beliebt. Du hast mir noch nicht Antwort gegeben auf die Frage, was Du hier in der Normandie zu thun hattest. Heraus mit der Wahrheit! Levi, weshalb kamst Du von Frankfurt hierher? Geschah es nicht, um von mir die hundert Goldgulden zurückzufordern, die Du mir vor fünf Jahren geliehen hast?"

Der Jude nickte. „Ja, Herr, so ist es," sagte er, „ich habe mein Geld nöthig, doppelt nöthig, weil ich so viel verloren habe."

„Und Du nichtswürdiger Schuft wagst es, von einem Ritter Geld zu fordern?" rief Robert, während er den alten Mann mit dem Schwertknauf vor die Brust stieß, daß er zurücktaumelte. „Hei — ich will Dir zeigen, wie ein Ritter zahlt! Was sagt Ihr zu dieser Frechheit, Graf Ri — Hubert von Poitou?"

„Wenn Ihr mir ein offenes Wort nicht übel nehmt —"

„Redet!"

„So sage ich, daß der Jude eigentlich in seinem Recht ist, obschon ich nicht leugnen will, daß er besser gethan hätte, Euer Gebiet zu meiden."

Darin lag eine Beleidigung, zu der Richard durch seine Entrüstung sich hinreißen ließ, die aber Graf Robert nicht fühlte.

Levi warf seinem Vertheidiger einen dankbaren Blick zu, er hatte nicht erwartet, daß der Gast des Grafen sich seiner annehmen werde.

„Und wenn er tausendmal in seinem Rechte ist, ich erkenne dieses Recht nicht an!" schrie Robert wüthend. „Gib Antwort, Jude, willst Du die Schuld quittiren und hundert Goldgulden zahlen? Ich gebe Dir ehrliches Gefängniß, bis das Geld in meinen Händen ist!"

„Ich kann nicht,“ erwiderte Levi, „ich habe nichts, woher soll ich es nehmen. Die Schuld will ich Euch erlassen, weil ich muß, ich will Geduld haben, bis Ihr freiwillig zahlt.“

Graf Robert gab den Knechten, die hinter dem Juden standen, einen Wink.

„Wir wollen's mit der Wasserprobe versuchen,“ sagte er, „der Hund hat lange genug gefastet, in seinem welken Leib wird Raum genug sein. Holt Wasser und gießt es ihm in den Leib, bis er mürbe geworden ist.“

Levi blickte flehend den Ritter an, der kurz vorher sich zu seinem Vertheidiger aufgeworfen hatte.

„Erspart Euch die Sünde und mir die Pein hoher Herr,“ sagte er, „ich kann Euch kein Lösegeld zahlen. „Was nutzte es Euch, wenn ich einen Boten nach Frankfurt schicken wollte, er würde mit leeren Händen zurückkommen. Laßt mich heimziehen zu meinem armen Weibe und meinen Kindern, ich will verzichten auf meine Forderung und —“

„Du willst verzichten?“ fiel Robert mit schneidendem Hohne ihm in's Wort. „Als ob Dir noch ein Willen bliebe, nachdem Du in meine Hände gefallen bist! — Wasser!“

„Und wenn ich später Euch einen Dienst leisten kann —“

„Leere Versprechen können mir nichts nutzen. Willst Du zahlen?“

„Ich habe nichts, das schwöre ich beim Gotte Abrahams, bei —“

„Vorwärts!“ befahl der Graf.

Der Jude konnte seinen Satz nicht beenden, die Knechte rissen ihn nieder auf die Steinplatten des Fußbodens und trafen Anstalt, mit der Folter zu beginnen.

„Haltet ein,“ sagte Richard, der nicht geglaubt hatte, daß Graf Robert von der Normandie, dieser edle, gepriesene Ritter, so grausam sein könne, einen Menschen des schnöden Goldes wegen grausam zu Tode zu martern, „haltet ein, Graf Robert, solches Thun ist eines Ritters unwürdig, der Mord drückt ein Brandmal auf sein Wappen.“

Dunkle Zornesgluth übergoß das Gesicht Roberts, seine Faust flog an den Schwertgriff.

„Dankt Gott, daß Ihr mein Gast seid,“ entgegnete er mit mühsam verhaltener Wuth, „hättet Ihr unter dem Dache eines Andern oder auf freiem Felde mir diese Worte gesagt, so würde ich Euch ersuchen, mir mit dem Schwerte Rede zu stehen. Ist es vielleicht der Ehre eines Ritters würdig, sich dieses von Gott verfluchten Gesindels anzunehmen?“

„Er ist ein Mensch,“ sagte Richard ernst, „und wer einen Wehrlosen überfällt, der — — Robert, ich bitte Euch darum, überlaßt ihn mir!“

„Fordert meinen Schlachthengst von mir und Ihr sollt ihn haben, aber diesen Juden erhaltet Ihr nicht. Ich will den Uebermuth dieses Gesindels züchtigen. Hörst Du, Jude? Ich will Dich so zahm und mürbe machen, daß Du kein Glied mehr regen kannst, und wenn Du dann um den Gnadenstoß bettelst, lasse ich Dich auf den Scheiterhaufen werfen. Beginnt, schlagt ihm die Zähne ein, wenn er das Wasser nicht schlucken will."

„Da thut Ihr doch besser, Ihr nehmt das Lösegeld," sagte Richard, „wieviel verlangt Ihr?"

„Hoho — wollt Ihr für ihn zahlen?"

„Ja."

Graf Robert blickte seinen Gast an, als ob ihm plötzlich ein Geist erschienen sei.

„Ich will ihn auslösen," fuhr Richard mit gemessener Ruhe fort, „nennt die Summe, die Ihr verlangt."

„Ihr wollt wirklich den Juden kaufen?"

„Ihr hört es."

Der Graf von der Normandie schlug eine gellende, höhnische Lache auf, es ärgerte ihn, daß sein Gast diese Absicht hegte und doch zog er vor, das Lösegeld zu nehmen.

Richard erklärte sich bereit, die geforderten zweihundert Goldgulden zu bezahlen, Graf Robert befahl seinen Knechten, den Greis von seinen Fesseln zu befreien.

„Solch' seltsamer Handel ist wohl nimmer geschlossen worden," spottete er, „seht zu, was Ihr mit dem theuer erkauften Schuft beginnt, Euer Geld werdet Ihr von ihm nicht zurückerhalten."

Levi überschüttete seinen Befreier mit Danksagungen und Versprechungen, er gelobte, die Summe getreulich und bis auf den letzten Heller zurückzuerstatten, sobald er es vermöge.

Richard schüttelte das Haupt.

„Ich erwarte keinen Dank," sagte er barsch, „den Dank eines Juden verlange ich nicht. Geht, Ihr seid frei, dankt dem Gott der Christen, der durch mich Euch das Leben gerettet hat und nehmt das heilige Sakrament der Taufe, damit Ihr auch ferner seines Schutzes theilhaftig werdet."

Der Jude lag vor dem Ritter auf dem Fußboden, er hielt die Füße seines Retters umschlungen und blickte zu ihm empor.

„Bin ich auch nur ein armer, verachteter Jude," erwiderte er, „die Stunde kann dennoch kommen, in der ich Euch diesen Dienst vergelten darf, dann zählt auf den alten Levi, der mit Allem, was er sein nennt, Euer Eigenthum ist."

Richard winkte den Knechten, sie führten den Greis hinaus, der ohne einen Imbiß an's Thor gebracht und in die finstere, stürmische Nacht hinausgestoßen wurde.

Auf seinen Stab gestützt, stieg der Jude den Felsen hinunter.

Wie gerne er auch gerastet hätte, um die müden Glieder auszuruhen, er wagte es nicht, er mußte wandern, wandern, bis er sein Haus wieder erreicht hatte.

Ein gehetztes Wild, mußte er sich verbergen vor Jedem, der auf seiner Wanderung ihm begegnete, ein Jeder hatte ja das Recht, ihn zu plündern und zu erschlagen.

Er traf im Walde die alte Bettlerin, sie saß am Wege und rief ihn an, als er vorbeischreiten wollte.

Er nahm das Brod, welches sie ihm gab und die beiden Elenden schlossen einen Bund der Freundschaft, der sich dauerhafter erwies, wie manches stolze Ritterwort, welches bald nachher wieder gebrochen wurde.

Am nächsten Morgen verließ eine stattliche Schaar das Schloß des Grafen Robert von der Normandie, um für die Kölnischen Bürger in's Feld zu ziehen gegen den Raubritter Hans von Falkenstein.

Das Banner Robert's, getragen von einem Leibknappen des Grafen, flatterte im Morgenwinde über den Helmen, die Hörner schmetterten lustig, die Hengste schnaubten und wieherten und dazwischen hindurch vernahm man das Klirren der Waffen und das Rasseln der schweren Rüstungen.

Richard ritt an der Seite Robert's, der Wortstreit vom Abend vorher war vergessen.

Als die Schaar den Wald durchschritt, lagen der Jude und die alte Bettlerin hinter dem Gebüsch, fürchtend, daß man sie entdecken und seinen Uebermuth an ihnen auslassen könne.

„Seht dort, der Ritter, der neben dem Grafen reitet, ist der edle Herr, der das Geld für mich gezahlt hat," flüsterte Levi, „der Gott meiner Väter segne ihn und lasse ihn glücklich heimkehren aus dieser Fehde."

Gudula nickte gedankenvoll; über ihr hageres, welkes Gesicht glitt flüchtig ein heller Lichtstreif.

„Ich wußte, daß er es war," sagte sie, „er ist der Beschützer der Armen und Elenden. Euer Gebet, Levi, wird erhört, seiner warten hohe Ehren, und was wir Beide dazu thun können, sie ihm zu verschaffen —"

„Das soll geschehen," unterbrach Levi sie entschlossen. „Kennt Ihr ihn?"

„Er gab mir gestern ein Almosen, — ja, ich kenne ihn."

„Er ist kein Franke, kein Deutscher?"

„Nein, sein Schloß steht in England."

„Hubert von Poitou nannte Graf Robert ihn."

„Er führt einen andern Namen, — fragt mich nicht; da er

selbst ihn nicht nennen will, soll er auch nicht über meine Lippen kommen, es sei denn, daß die Noth es erfordert. Ihr geht nach Frankfurt?"

„Ja, mein Weib und meine Kinder erwarten mich."

„So will ich Euch begleiten."

Erstaunt blickte Levi die Alte an.

„Es ist ein weiter Weg," sagte er abrathend.

„Ich weiß es," erwiderte Gudula kalt, „aber ich habe Geschäfte am Rhein und auf der rothen Erde, ich muß hin."

Die Ritter und Knappen waren längst hinter der Hügelkette verschwunden, als die Beiden ihnen folgten.

Eine weite, beschwerliche Wanderuug lag vor ihnen, aber sie fürchteten weder die Beschwerden, noch die Gefahren, die sie umgaben.

Da sie auf der breiten Heerstraße nicht wandern durften, so wählten sie die Fußpfade; wurde dadurch auch die Wanderung noch mehr erschwert, so durften sie doch die Sicherheit hegen, daß sie auf diesen Pfaden keinem Reiter begegneten.

4. Kapitel.

Die Rose vom Rheingau.

In der Burg des Ritters Hans von Falkenstein waren alle Vorbereitungen zum Empfang der Kölnischen getroffen. Die Zugbrücken waren nachgesehen und ausgebessert, die Lücken in den festen, dicken Mauern mit Bruchsteinen ausgefüllt. Die unterirdischen Gänge, durch welche man im Nothfalle entschlüpfen konnte, geöffnet und mächtige Felsblöcke, Pechkränze und Oelpfannen auf die Mauerkronen geschafft.

Der Falkensteiner hatte recht laut und herzlich gelacht, als er den Fehdebrief der Kölnischen empfing und dem Boten erwidert, es werde ihn freuen, wenn die Krämer an seinen Mauern einmal die Dicke ihrer Schädel erproben wollten.

Aber als er hörte, daß die Kölnischen alle ihnen befreundete Ritter aufboten, war ihm doch nicht so ganz wohl zu Muthe, vorzüglich fürchtete er den tapfern Graf von der Normandie, den er als einen hartnäckigen und verwegenen Streiter kannte.

Die Ursache dieser Fehde war die Gefangennahme zweier kölnischer Kaufherren, die der Falkensteiner während ihrer Reise

nach Frankfurt aufgehoben, beraubt und in seine Burg geschleppt hatte.

Sie saßen nun schon seit drei Monaten in seinem Burgverließ und der Falkensteiner weigerte sich noch immer, ihnen die Freiheit zu geben.

Auch er bot seine Freunde auf, und sie kamen Alle, um ihm in dieser Fehde beizustehen.

Die Ritter von Rabeneck, von Greifenstein, vom Drachenfels, von der Löwenburg, von Rolandseck und von Bacharach, die Grafen von Cleve und von Geldern waren sammt ihren Mannen und Knappen herbeigeeilt, um den Uebermuth der Städter zu brechen und ihnen mit dem Schwert in der Faust Rede zu stehen über die Rechte, auf welche sie sich ihnen gegenüber stützten.

In der Burg des Falkensteiners herrschte jetzt nach dem Einzug der Gäste ein lautes, wüstes Leben und Treiben, mit Halloh und Hussah ritten die Herren am Morgen hinaus, um die Wehrlosen zu überfallen, die Reisenden zu berauben, mit Halloh und Hussah kehrten sie am Abend, oft mit reicher Beute beladen, heim, um bis spät in die Nacht hinein zu zechen und zu toben.

Und mitten in all' diesem rohen, wüsten Treiben stand Beatrix, die schöne Schwester des Falkensteiners, gleich einem von Gott zur Milde und Versöhnung gesandten Engel. Das Gerücht, welches sie, die Rose vom Rheingau, als die Schönste und Tugendhafteste am Rheinstrome pries, übertrieb nicht; Beatrix war keine blendende, aber eine fesselnde, bezaubernde Schönheit und ein Engel an Güte und Milde.

Sie stieg täglich hinunter in die Hütten, in denen das Elend und die Armuth wohnte; sie tröstete, linderte und half so viel sie es vermochte, und schon der fromme Blick ihrer schönen tiefblauen Augen und der sanfte, melodische Ton ihrer Stimme genügten, den von Kummer und Sorgen Niedergebeugten aufzurichten.

Weit und breit in der Runde segnete man die Rose vom Rheingau, und mancher Fluch, der dem Falkensteiner galt, wurde aus Liebe zu ihr unterdrückt.

Gegen den Befehl ihres Bruders wagte Beatrix sogar, in die Kerker des Burgverließ hinabzugehen, um auch den Gefangenen Trost zu bringen.

Sie trug Sorge für ihre Bedürfnisse, sie nahm warmen Antheil an ihrem Kummer, ihren Besorgnissen; sie sandte heimlich Boten zu den Angehörigen dieser Unglücklichen, um ihnen Nachricht geben zu lassen, und das war Alles, was sie thun konnte, mehr, als sie thun durfte.

Die entsetzliche Rohheit und den wilden Jähzorn ihres Bruders kennend, wagte sie nicht, einen Gefangenen zu befreien, sie wußte,

daß diese Verwegenheit nicht allein ihr, sondern auch den anderen Gefangenen das Leben kosten konnte.

Das Schicksal der beiden Kölnischen, die Folgen dieser verwegenen That und die angekündigte Fehde flößten ihr ernste Besorgnisse ein, aber sie hatte nicht den Muth, bei ihrem Bruder eine Fürbitte für sie einzulegen, die ja auch, wie sie voraus wußte, kein anderes Resultat haben konnte, als daß sie ihr Spott und Hohn eintrug. —

Der Falkensteiner und seine Gäste waren mit lautem Geschrei und rohem Lachen abgezogen, ein Spion hatte ihnen verrathen, ein kölnischer Kaufherr, der sechs schwer beladene Wagen mit sich führe, werde an diesem Tage auf der Reise nach Frankfurt die Nähe der Burg passiren.

Zwar hatte der Spion hinzugefügt, eine sehr starke Schaar gewappneter Reisigen begleite den Kaufherrn, aber dadurch ließen die Ritter sich nicht abhalten, im Gegentheil, es bereitete ihnen Vergnügen, diese Begleitung zusammenhauen zu können.

Beatrix stand in ihrem Erkerzimmer am Fenster und blickte sorgenvoll der Schaar nach, die vom Kopf bis zu Fuß geharnischt, mit Schwert und Lanze bewehrt, langsam den steilen Berg hinunterritt.

Dann weilte ihr Blick auf den lachenden Auen und Gefilden, auf dem silberweißen Rheinstrome, in dessen Wellen die Herbstsonne sich spiegelte, auf den Hütten und Gärten, Wiesen und Saatfeldern, die vor ihrem Blick ausgebreitet lagen, und ein schmerzlicher Seufzer hob ihren Busen.

„Was habt Ihr?" fragte die alte Margarethe, die Amme des schönen Mädchens, die es von Kindesbeinen an bewacht und behütet hatte. „Welcher Kummer drückt Euer Herz?"

Beatrix wandte sich um, mit ihren großen, schönen Augen sah sie ernst, fast vorwurfsvoll die alte Frau an, die auf einem Schemel sitzend mit einer Handarbeit beschäftigt war.

„Ist Dir denn wohl zu Muthe in diesem Hause?" erwiderte sie. „Sieh nur, welche Vorbereitungen getroffen sind, sie zeugen wahrlich nicht davon, daß die Kölnischen gewillt sind, nur ein lustiges Turnier vor der Burg zu halten —"

„Macht Euch das Sorge?" fragte Margarethe lächelnd. „Euer Bruder wird sie mit blutigen Köpfen heimschicken, daß sie die Rückkehr vergessen."

„Nicht das ist es, was mir Kummer bereitet," fuhr Beatrix fort, „aber wenn ich an die Ursachen denke, die diese Fehde heraufbeschworen haben, dann meine ich, ein Blitzstrahl Gottes müsse einmal vernichtend in dieses Gestein fahren, oder die Erde müsse sich plötzlich öffnen, um dieses Raubnest zu verschlingen."

Margarethe schüttelte verweisend das Haupt.

„Es ist Ritterbrauch und Ritterhandwerk," sagte sie entschuldigend, „Euer Bruder —"

„Margarethe, kannst Du dieses entsetzliche Thun und Treiben entschuldigen? Kannst Du es billigen, daß die armen Menschen zu Tode gemartert werden, nur des schnöden Geldes wegen? Schau hinunter auf die gesegneten Fluren, Friede und Freude lachen Dir entgegen und doch, wie viel namenloses Elend ruht unter dieser glänzenden Hülle! Sind denn unsere Bauern, unsere Leibeigenen nicht alle das Eigenthum meines grausamen Bruders, der mit ihnen schalten kann nach seinem Belieben?"

„Gewiß, und das muß so sein."

„Muß? Sind wir denn aus edlerem Stoff gemacht, wie jene? Denken und fühlen sie nicht, wie wir; beten sie nicht zu unserem Gott?"

„Mein liebes Kind, das ist von Anfang an so gewesen und es wird auch so bleiben. Die Ritter sind die Herren und die Bauern die Knechte. Die Knechte müssen für ihren Herrn arbeiten, dafür werden sie von ihm beschützt."

„So sagt man," erwiderte Beatrix, während sie, das Köpfchen auf die Hand gestützt, träumerisch sinnend vor sich hinschaute, „und es lautet recht schön. Aber es wäre besser, sie würden von ihm beschützt und so behandelt, wie es dem treuen Knechte gebührt. Weißt Du, wie es kommen wird? Die Knechte werden sich eines Tages gegen ihre Herren auflehnen, und dann wehe denen, die viel auf dem Kerbholz haben."

Margarethe zuckte mit geringschätzender Miene die Achseln.

„Wir werden das nicht erleben," sagte sie, „die Knechte müssen ja einsehen, daß ein solcher Kampf unnütz wäre."

Beatrix fuhr aus ihrem Brüten empor, sie strich mit der feinen weißen Hand die goldenen Locken zurück und trat wieder an's Fenster.

„Ich hatte in vergangener Nacht einen wunderbaren Traum," nahm sie nach langem Schweigen wieder das Wort, „einen Traum, den ich Dir erzählen möchte, wenn ich nicht fürchtete, Du würdest darüber spotten."

„Ueber einen Traum?" fragte die Alte vorwurfsvoll. „Davor bewahre mich Gott, die Träume sind ja die Engel, die in der Nacht herniedersteigen, um uns zu warnen oder zu belehren."

Beatrix nickte. „So höre denn," fuhr Beatrix fort, während sie verlegen erröthend mit ihrer Gürteltasche sich beschäftigte, „mir träumte, Hermann von Rabeneck habe um mich gefreit, denke nur, der Ritter von Rabeneck, dieser rohe, wüste Mensch, der meinen Bruder an Rohheit und Grausamkeit noch übertrifft. Ich wies ihn mit Abscheu zurück, da schwur er mit einem furchtbaren

Fluche, ich müsse sein werden und wenn ich mit Ketten an den Himmel befestigt wäre. Ich floh vor ihm, er verfolgte mich, wie ein gehetztes Reh lief ich vor ihm her, die Dornen zerrissen mein Gewand, an den spitzen Steinen stieß ich mir die Füße blutig. So ging die Jagd durch Nacht und Graus, ich wollte um Hülfe rufen und vermochte es nicht, und immer mehr Verfolger waren hinter mir, die mir mit den gräßlichsten Martern drohten, wenn ich nicht gutwillig mich ergebe. So kam ich an's Meer, ich sah es in vergangener Nacht im Traume zum ersten Male, ich sah die Wogen tosen und schäumen, ich hörte das Heulen des Sturmes, das Rauschen und Zischen der Gewässer. Da lag plötzlich am Ufer vor mir ein schönes, herrliches Schiff und auf diesem Schiffe stand ein hoher, schlanker Ritter, der den Königsmantel um die Schultern und die Krone auf dem Haupte trug. Er reichte mir lächelnd die Hand, ich nahm sie, er zog mich hinauf zu sich, und ich lag in seinen Armen. Eine unaussprechliche Seligkeit durchströmte mich, Wonne, wie ich sie nie empfunden habe."

„Und dann?" fragte Margarethe mit athemloser Spannung.

„Dann? Ach, da war Alles zu Ende; ich sah nur noch, daß der gekrönte Ritter einem meiner Verfolger das Haupt spaltete."

„Da erwachtet Ihr?"

„Ja, ich schloß die Augen wieder und dachte, weiter zu träumen, aber das Bild war zerflossen, wie ein herbstlicher Morgennebel vor dem Sonnenlicht. Ach, es war schön, wunderbar schön, Margarethe, ich sehe ihn noch vor mir, die hohe, schlanke Gestalt mit den dunkeln Locken, den blitzenden Augen und der kleinen, weichen Hand, die nachher das Schwert so wuchtig zu schwingen verstand."

„Träume sind Boten des Himmels," sagte Margarethe nachdenklich, „Ihr habt in der vorigen Nacht einen Blick in Eure Zukunft geworfen."

„Wenn das wäre!"

„Es ist so, gebt Acht, Ihr werdet eine Krone gewinnen."

„Eine Krone?" seufzte Beatrix. „Man sagt, eine Krone drücke schwer, ich will sie nicht, wenn ich nur ihn finde, ihn, an dessen Brust ich gelegen habe."

„Ihr habt ihn nie zuvor gesehen?"

„Niemals."

„Wunderbar; um so sicherer dürft Ihr darauf rechnen, daß dieser Traum in Erfüllung gehen wird."

Beatrix schwieg; sie blickte lange hinaus auf die lachende Landschaft zu ihren Füßen und verließ dann, noch immer in Sinnen verloren, das Gemach.

Wie sie es an jedem Morgen zu thun pflegte, stieg sie auch heute hinunter in's Burgverließ.

Der Burgvogt, den Beatrix durch Geschenke und freundliche Worte gewonnen hatte, begleitete sie.

Außer den beiden Kölnischen Kaufleuten schmachteten in den Kerkern des Falkensteiners zwei Bauern, die ein Reh getödtet hatten und für diesen Frevel schon seit Wochen ihr Urtheil erwarteten.

Beatrix fragte den Vogt, ob er nach ihrem Willen gehandelt und für die leibliche Nothdurft dieser Beiden gesorgt habe; er bejahte dies.

„So führt mich in den Kerker der Kölnischen,“ sagte sie, „jenen Beiden kann ich ja doch keine Hoffnung geben, so lange das Urtheil noch nicht gesprochen ist.“

Der Burgvogt öffnete eine schwere, mit eisernen Nägeln und Gehängen dicht beschlagene Thür und Beatrix trat in einen engen, dumpfen Raum, der durch ein enges Loch in der dicken Mauer nur spärlich Licht und Luft erhielt.

Dieser niedrige, gewölbte Raum enthielt nur einen steinernen Wasserkrug, die mit Stroh und dürrem Laub gefüllten Säcke, welche das Lager der Beiden bildeten, durften nur am späten Abend hineingebracht werden, und oft fuhr Beatrix in später Nacht erschreckt aus dem Schlafe empor, wenn die rauhe, donnernde Stimme ihres Bruders sie plötzlich weckte und die Befürchtung sie überfiel, daß er das Mitleid seiner Schwester mit den Gefangenen entdeckt habe. — Hans von Falkenstein hatte den Kaufherren oft gedroht, daß er ihnen die schwersten Ketten anlegen werde, aber diese Drohung noch nicht ausgeführt.

Beatrix reichte ihnen mit einem schmerzlich-wehmüthigen Lächeln die Hand.

„Ich bringe noch immer keine Hoffnung,“ sagte sie mit ihrer sanften, weichen Stimme, „nehmt vorlieb mit meiner Theilnahme und dem aufrichtigen Wunsche, daß mein Bruder seinen harten Sinn ändern möge. Herr Werner Grin, der Bote, den ich den Eurigen gesandt habe, ist zurückgekehrt, er bringt Grüße, für Euch und auch für Euch, Herr Johann Reiferscheid, er bringt zugleich die Nachricht, daß die Kölnischen auf dem Wege sind, um mit Waffengewalt Euch zu befreien.“

„Endlich!“ rief Grin erbittert. „Sie hätten es längst thun sollen. Wie fand der Bote meine Angehörigen, mein Weib, meine Kinder?“

„Euer Weib ist wohl und die Kinder —“

Beatrix stockte, ihr Zögern und der Schmerz, der in ihrem Blick sich kundgab, ließen eine Hiobspost befürchten.

„Meine Kinder?“ sagte Grin. „Ich bitte Euch, redet —“

„Das jüngste —“

„Meine herzige, süße Anna —“

„Faßt Euch, der liebe Gott weiß ja am Besten, was uns Allen frommt, er hat sie zu sich genommen.“

Werner Grin sank auf die Bank zurück, der starke Mann zitterte an allen Gliedern, aus den starren, weit geöffneten Augen quoll eine schwere Thräne hervor.

„Meine liebe, süße Anna!“ murmelte er. „Gewiß hat sie die Aermchen nach dem Vater ausgebreitet in der Todesstunde, sie hat gerufen nach dem Vater, und er war nicht da — o mein Gott, Deine Hand ruht schwer auf mir.“

„Muth, Muth!“ sagte Reifferscheid, indem er seine Hand auf die Schulter seines Schicksalsgefährten legte und ihm theilnehmend in's Auge schaute. „Auch diese Prüfung geht vorüber, tragt sie wie ein Mann!“

„Wer nicht selbst diesen Schmerz fühlt, der kann ihn auch nicht ermessen,“ erwiderte Grin, düster vor sich hinschauend, „aber Rache will ich nehmen, blutige Rache an ihm, der —“

„Still, still,“ flüsterte Reifferscheid erschreckt, „bedenkt, des Falkensteiners Schwester hört Eure Worte.“

„Laßt ihn,“ sagte Beatrix sanft, „ich fühle mit ihm. Laßt ihm den einzigen Trost, seinem Schmerz in Worten eine Bahn brechen zu können. Nur um Eins bitte ich Euch, Ihr Herren. Wenn die Kölnischen diese Mauern brechen und der Sieg auf ihrer Seite ist, dann schont das Leben meines Bruders und diese Burg, den Stammsitz meiner Väter. Vergeltet ihm, was er Euch angethan hat. Ihr habt ein Recht dazu, aber —“

„Das zu versprechen ist ein Ding der Unmöglichkeit!“ fiel Reifferscheid ihr ernst in's Wort. „Wenn die Fehde ausgebrochen und Blut geflossen ist, dann hält es schwer, dem Kampfe im Augenblick des Sieges Einhalt zu gebieten. Euer Leben wird nicht gefährdet sein, das Eures Bruders können wir nicht schützen.“

Das letzte Wort war seinen Lippen noch nicht entflohen, als das Wiehern der Rosse, das Waffengetöse und Lärmen der heimkehrenden Ritter sich plötzlich vernehmen ließ.

Man hörte deutlich das rohe Lachen des Falkensteiners, es war ein untrügliches Zeichen, daß er sich bei guter Laune befand, und das war er nur dann, wenn er einen tüchtigen Fang gemacht hatte.

Beatrix verließ den Kerker, sie hoffte, noch vor ihrem Bruder die Halle zu erreichen.

5. Kapitel.

Freie und Leibeigene.

„In den Kerker mit den Söldnern, den Kölnischen Hunden!“ donnerte der Falkensteiner, nachdem er sich auf dem Schloßhofe vom Pferde geschwungen hatte. „Burgvogt, Ihr haftet mir dafür, daß diese feigen Schurken nicht ausreißen, wir werden nachher Gericht über sie halten.“

Die Ritter und Knappen saßen ab, sechs hoch bepackte Wagen standen auf dem Schloßhof, der Kaufherr, dessen Eigenthum sie waren, und die Söldner, welche sie begleitet hatten, standen gefesselt neben ihnen.

„Hei, das war leichte Arbeit!“ wandte Hans von Falkenstein sich lachend zu dem Ritter vom Drachenfels, der den schweren Helm abgenommen hatte und vom Oktoberwind sich die heiße Stirne kühlen ließ. „Wenn die Kölnischen alle ihren Mann nicht besser stehen, werden wir nicht die Freude haben, diese Krämer lange vor meiner Burg zu sehen. Die Söldner in's Verließ, die Pferde ausgeschirrt und in den Stall geführt, die Waaren in's Schloß gebracht — Vorwärts, ihr Knechte! Burgvogt, schafft Wein hinauf, nach solchem scharfen Ritt gebührt uns ein kühler Trunk!“

Die Knechte griffen an, die Pferde wurden in die Ställe geführt, die Tuchballen, mit denen die Wagen beladen waren, unter rohem Spott und Lachen in die Schloßhalle geschleppt.

Hans von Falkenstein sah, auf sein Schwert gestützt, dem Treiben zu, während seine Genossen in's Schloß traten, um sich der schweren Rüstung zu entledigen.

Nur der Ritter Hermann von Rabeneck blieb bei dem Falkensteiner zurück.

Es war der intimste Freund dieses Wegelagerers, und, wie Beatrix schon gesagt hatte, übertraf er ihn an Rohheit und Grausamkeit.

Nun wollte es das Unglück, daß Beatrix die Halle nicht früh genug erreichte, daß sie in demselben Augenblicke eintrat, in welchem die Knechte die ersten Ballen hineinschleppten.

Hans von Falkenstein bemerkte sie, er hatte ihr streng verboten, ihre Gemächer zu verlassen, wenn die Ritter sich im Schloß befanden.

Er sah, daß der Burgvogt sie begleitete, und diese Begleitung weckte in seiner Seele einen bösen Verdacht.

Schon längst hatte er vermuthet, daß Beatrix heimlich die Gefangenen besuchte, aber es war ihm noch nicht gelungen, Beweise dafür zu erhalten, nun glaubte er den Beweis zu haben; der Weg zum Verließ führte durch die Halle, und das plötzliche Erschrecken, die ängstliche Scheu, mit der sie die Treppe zum Söller zu erreichen suchte, bestärkten seinen Verdacht.

„Holla, woher des Weges?“ rief er, rasch dem Mädchen den Weg vertretend. „Wer hat Euch denn erlaubt, Euer Gemach zu verlassen?“

Beatrix war erschreckt zusammengefahren, sie konnte jetzt nicht mehr verheimlichen, was sie gethan hatte, und selbst wenn es ihr möglich gewesen wäre, sie würde dennoch die Wahrheit gesagt haben, weil ihrer reinen Seele jede Lüge fremd war.

„Wo soll sie gewesen sein?“ spottete Rabeneck, der dem Freunde gefolgt war und der stechende Blick seiner grauen Augen verlieh seinem Spott eine verletzende Rohheit. „Sie hält sich ja für einen Engel, der das wieder gut machen muß, was Ihr verbrochen habt; seht nur Eurem Schloßvogt in's Gesicht, da findet Ihr das ganze Sündenregister.“

„Tod und Teufel, habt Ihr es gewagt, meine Schwester in's Burgverließ zu führen?“ schrie der Falkensteiner, kirschbraun vor Wuth.

Der Schloßvogt, eine kleine, wohlbeleibte Gestalt mit bartlosem Gesicht und kahlem Schädel, trat furchtsam einige Schritte zurück.

„Gestrenger Herr,“ stotterte er, „dieser Verdacht —“

„Leugnet nicht,“ unterbrach Beatrix ihn sanft, „Euch trifft keine Schuld, ich habe Euch befohlen, mich zu begleiten. Wenn ich das Verbot meines Bruders übertreten habe, ist die Schuld mein.“

Hans von Falkenstein blickte bald seine Schwester, bald den an allen Gliedern zitternden Vogt an.

„Ihr habt beide mein Gebot übertreten,“ sagte er mit einer Ruhe, die das Schlimmste ahnen ließ, — „auf Eure Kniee nieder, Burgvogt!“

Er winkte bei den letzten Worten einen Knecht, der in der Nähe stand.

„Betet ein kurzes Stoßgebetlein, wenn Ihr das für nöthig haltet,“ fuhr er fort. „Ihr sollt den Tanz eröffnen. Hei, wir wollen uns heute einen lustigen Tag machen, Rabeneck!“

„Um Gott, Bruder, was wollt Ihr thun?“ rief Beatrix entsetzt. „Dieser Mann ist unschuldig —“

„Sorgt Ihr um Euch und nicht um ihn,“ unterbrach der Falkensteiner sie rauh. „Wenn dieser ungetreue Knecht seine Strafe

erhalten hat, werdet Ihr Euch in Euer Gemach verfügen und dasselbe nicht verlassen, bis ich das Urtheil gesprochen habe. — Zieht das Schwert, Hans, und legt ihm den kahlen Schädel vor die Füße!"

In seiner Todesangst umklammerte der Schloßvogt die Füße des Ritters, er flehte um sein Leben, er verschwor sich, fortan seine Pflicht gewissenhaft zu erfüllen, aber ein Fußtritt schleuderte ihn zurück.

„Macht ein Ende!" befahl der Ritter den Knechten. „Wenn er seinen Weibskopf behalten will, so knüpft ihn am Thore auf."

„Laßt ihn von den Hunden zerreißen," rief Rabeneck, „damit Eure Knechte sich ein Beispiel an ihm nehmen!"

„Hört nicht auf ihn, Hans," bat Beatrix, „er ist der Teufel, der Euch zu allen Grausamkeiten verleitet."

„Hoho, Jungfrau, und Ihr seid der Engel, der ihm die Himmelspforten öffnen will!" rief Rabeneck höhnend. „Was meint Ihr, sollen wir Beide nicht der Seltenheit wegen einen Ehebund schließen? Ich führe Euch sofort als mein Gemahl in meine Burg — Falkenstein, was sagt Ihr dazu?"

Der Ritter Hans von Falkenstein lachte und blickte, während er den schwarzen krausen Bart strich, seine Schwester an, als ob er sie fragen wolle, auf welchen Tag er die Hochzeit festsetzen solle, dann wandte er sich wieder zu dem Schloßvogt, der, von zwei Knechten gehalten, mit flehendem Blick zu ihm emporschaute.

„Wir reden darüber später," sagte er, „mir soll's lieb sein, wenn meine Burg von dem Weiberpack gesäubert wird. Macht jetzt ein Ende mit diesem —"

„Herr, Eure Gäste warten auf den Wein," schrie der Vogt, „keiner Eurer Knechte weiß Bescheid im Keller."

„Es war ein toller Einfall, in dem über Leben und Tod entscheidenden Augenblick an die Obliegenheiten seines Amtes zu denken und der Schloßvogt hegte wohl selbst nicht die Hoffnung, daß dieser Einfall ihn retten könne, zumal schon der Knecht mit entblößtem Schwert hinter ihm stand, und doch rettete er ihm das Leben.

„Halt!" rief der Falkensteiner. „Meine Gäste dürfen eines solchen elenden Hundes wegen nicht warten. Schafft den Wein hinauf, Vogt, das Urtheil ist verschoben. Zwei Knechte sollen Euch begleiten, sobald ich den neuen Schloßvogt ernannt habe, fällt Euer Kopf. Beatrix geht hinauf, ich werde Euch rufen lassen, wenn das Urtheil an Eurem Mitschuldigen vollzogen wird. Wo ist der kölnische Krämer? Führt ihn herauf."

Der gefangene Kaufherr hatte mit blutendem Herzen dem Treiben der Knechte zugeschaut, die seine Ballen, den größten

Theil seiner sauer erworbenen Habe in die Schloßhalle schleppten. Er wußte, daß sie für ihn verloren waren, daß er außerdem noch schwere Opfer bringen mußte, wenn er seine Freiheit und sein Leben retten wollte.

Mit wachsendem Ingrimm folgte er den Knappen, die ihn hinauf in den Rittersaal führten, in welchem die Herren lärmend und zechend beisammen saßen.

„Da haben wir ja den Krämer!“ rief der Ritter vom Drachenfels, als der Kaufherr eintrat. „Der Trotz dieser Städter muß gebrochen werden, wie dürfen sie sich vermessen, uns Gesetze vorschreiben zu wollen?“

„Recht gesprochen!“ erwiderte der Graf von Geldern. „Diese Leute vermessen sich, unsere Burgen nieder zu reißen, uns an Leib und Leben zu schädigen.“

„Ihr Herren, die Städter leben gerne in Frieden und Eintracht mit den Adeligen,“ rief der Kaufherr entrüstet in den Tumult hinein, „sie wollen gerne ihnen den Schutzzoll zahlen, aber dafür dürfen sie auch Schutz von ihnen verlangen.“

„Habt Ihr's gehört?“ schrie Rabeneck. „Der Vogel singt ja noch recht trotzig in seinem Käfig!“

„Wollen ihn schon zahm machen,“ entgegnete der Falkensteiner. „Ihr seid der Wollengewandschneider Gerhard Merbode aus Köln?“

„Der bin ich,“ sagte der Kaufherr.

„Ihr sollt ein reicher Mann sein,“ fuhr der Falkensteiner fort, „wie viel wollt Ihr zahlen, wenn ich Euch Eures Weges ziehen lasse?“

„Mit meinen Waaren?“

„Blitz und Hagel, wie frech dieser Krämer auftritt!“ nahm der Ritter von Rolandseck das Wort, der soeben seinen mächtigen Humpen auf einen Zug geleert hatte. „Der verlangt am Ende noch, daß wir ihm freies Geleit geben bis Frankfurt. Eure Waaren sind uns verfallen, oder glaubt Ihr, wir wollten umsonst den Strauß ausgefochten haben?“

„Wer hat Euch geboten oder berechtigt, diesen Strauß, wie Ihr es nennt, auszufechten?“ erwiderte Merbode trotzig. „Ihr habt mich und meine Begleiter überfallen, wie eine wilde Hundemeute —“

„Stopft ihm das Maul!“ schrie Rabeneck.

„Laßt ihn!“ gebot der Graf von Cleve. „Er darf sein Recht vertheidigen, wenn er eins zu haben glaubt.“

„Aber ich will ihm beweisen, daß er keins hat!“ rief der Falkensteiner ergrimmt. „Eure Waaren sammt Euren Pferden und Wagen sind mir verfallen, weil Ihr versäumt habt, mir den Schutzzoll zu zahlen und da ich mit Euren Genossen, den Köl-

nischen, in Fehde liege, so bleibt Ihr mein Gefangener, bis es Euch gefällt, mit fünfhundert Mark Euch auszulösen. Wir wollen doch sehen, wer Herr im Lande ist, Ihr, das feige Krämervolk, oder wir, die Ritter!"

„Kaiser Friedrich —"

„Scheert Euch zum Teufel sammt dem Kaiser Friedrich," schnitt Rabeneck dem kühnen Kaufherrn das Wort ab, „wir kümmern uns nicht um Euren Kaiser."

Gerhard Merbode sah finster zu Boden. Haß und Wuth erfüllten seine Seele, aber er mußte der Gewalt sich fügen.

„Eure Freunde haben sich ja vermessen, hier keinen Stein auf dem andern zu lassen?" hob der Falkensteiner nach einer Weile wieder an. „Sie werden an diesem Gestein sich die Schädel einrennen, ich will den hochmüthigen Prahlern heimleuchten, daß sie für lange Jahre daran genug haben sollen. —"

Der Kaufherr schwieg, was auch sollte er auf diesen trotzigen Hohn antworten?

Das Zechgelage wurde fortgesetzt, die Herren Ritter leerten einen Humpen nach dem andern, sie sangen rohe Lieder, fluchten und tobten; um den Gefangenen, der in einem Winkel des Saales auf einer Bank saß, kümmerte sich Niemand mehr. Da, als das Lärmen und Toben den höchsten Gipfel erreicht hatte, befahl der Falkensteiner seinen Knechten, die Gefangenen zu bringen.

Es waren ihrer acht, sechs Söldner der Stadt Köln und die beiden Leibeigenen, die das Reh getödtet hatten.

Hans von Falkenstein gebot, im Hofe die Hunde loszulassen.

„Ihr habt ein Reh zu Tode gejagt," wandte er sich zu den Bauern, die zitternd vor ihm standen, „es ist recht und billig, daß dasselbe Loos Euch trifft."

„Edler Herr, das Reh verwüstete unsere Gärten," wagte einer dieser Unglücklichen einzuwerfen, „unsere Absicht war es nicht, das Thier zu tödten."

„Eure Gärten?" spottete Rabeneck. „Wie darf ein Bauer es wagen, Gärten zu haben?"

„Hinunter mit ihnen," befahl der Falkensteiner. „Gerhard Merbode, tretet an jenes Fenster und überzeugt Euch, daß ich in meiner Burg, auf meinem Gebiete allein herrsche und kein Kaiser Friedrich mir hier Gesetze vorschreiben kann."

„Ich mag diese entsetzliche Scheußlichkeit nicht ansehen," sagte der Kaufmann, der seinen Abscheu nicht verhehlen konnte.

„Oho, Ihr werdet noch ganz andere Dinge zu sehen bekommen," rief Rabeneck mit rohem Lachen. „Hütet Euch nur, daß nicht Euch ein solches Urtheil trifft."

„Ist unter all' diesen edlen Herren nicht ein einziger, der

ein Herz in der Brust hat und diesem Frevel steuert?" sagte Merbode, zitternd vor Entrüstung und Wuth, als das heisere Gebell der Bluthunde vom Hofe her sich vernehmen ließ.

Die Ritter standen an den hohen Bogenfestern und sahen dem entsetzlichen Schauspiele zu.

In ihren vom Weine gerötheten Gesichtern drückte sich deutlich die bestialische Freude aus, welche sie empfanden, als die gereizten Thiere über die Unglücklichen herfielen, die zur Vertheidigung gegen die wüthenden Bestien nichts hatten, als ihre Fäuste.

Nur zwei von ihnen waren an der Tafel sitzen geblieben, die Grafen von Cleve und von Geldern.

„Bei Gott, es ist eine Schande für uns, daß wir diesem Falkensteiner und seinen Genossen beistehen," flüsterte der Graf von Cleve. „Er treibt's zu arg —"

„Still, still," unterbrach der Graf von Geldern ihn leise, „wir können's nicht ändern, so lange wir unter diesem Dache sind. Seid überzeugt, daß auch ich bereue, mit ihm gemeinschaftliche Sache gemacht zu haben, trotzdem ich entschlossen bin, den Städtern das Leder zu gerben."

„Da habt Ihr Recht, aber von diesen Scheußlichkeiten mag ich nicht länger Zeuge sein."

„Warten wir die Gelegenheit ab."

Die Ritter kehrten zur Tafel zurück, die Unglücklichen hatten geendet, ihr Schreien und Jammern war übertönt worden von dem Heulen und Kläffen der Hunde, von dem Jauchzen und Lachen der Ritter.

Schon wollte der Falkensteiner über die Söldner Gericht halten, als der Thurmwart in's Horn stieß.

Die Herren eilten an die Fenster zurück.

Vor der Zugbrücke hielt hoch zu Roß ein gepanzerter Ritter, der mit geöffnetem Visir, das Schwert in der Scheide, sammt seinem Knappen Einlaß begehrte im Namen der Stadt Köln.

„Kennt Ihr ihn?" fragte der Falkensteiner den Kaufmann, der sich rasch genähert hatte und am Fenster hinter ihm stand.

Merbode verneinte.

„Laßt ihn ein," gebot Hans von Falkenstein dem Pförtner, „er soll eine Antwort haben, wie sie diesen Krämern gebührt!"

6. Kapitel.

Ein Ehrenbecher.

Die hohe, kräftige Gestalt und das schöne, ernste Gesicht des fremden Ritters erstickten den Spott und Hohn, mit dem der Falkensteiner und seine Gäste den Gesandten der Stadt Köln zu empfangen gedachten.

Sie beugten sich unwillkürlich vor der Hoheit und Würde dieser Erscheinung, vor dem Muthe, mit dem er, der Einzelne, den Raubgesellen gegenübertrat.

„Gott zum Gruß, ihr Herren," sagte er, „nach Ritterbrauch und Rittersitte komme ich, um Euch —"

„Erlaubt," fiel der Falkensteiner ihm in's Wort. „Ehe Ihr uns sagt, was wir bereits wissen, nennt uns Euren Namen und Euer Geschlecht, damit ich weiß, welchen Gast ich unter meinem Dache beherberge."

Er winkte bei den letzten Worten einem Pagen, der mit einem gefüllten Pokale sich dem Ritter näherte.

„Ich bin Hubert von Poitou, der Waffengefährte des Grafen von der Normandie," lautete die Antwort, und die Ritter erhoben sich, um durch den üblichen Handschlag ihn willkommen zu heißen.

Der Falkensteiner forderte ihn auf, den Pokal zu nehmen, aber Richard schüttelte ablehnend das Haupt.

„Bei mir ist es Sitte, den Ehrenbecher von zarter Hand kredenzen zu lassen," sagte er, „wollt Ihr mich durch einen Trunk ehren, so laßt diese Sitte auch in Eurem Hause gelten, Ritter von Falkenstein. So Ihr das nicht wollt, muß ich den Becher zurückweisen."

Betroffen blickte der Falkensteiner seine Gäste an, so kühn war in seinem eigenen Schlosse noch Niemand ihm entgegengetreten.

„Er hat Recht," sagte der Graf von Cleve, „weshalb entzieht Ihr uns den Anblick Eurer holden Schwester, der schönen Beatrix?"

„Ist denn die Rose vom Rheingau nicht würdig, uns den Becher zu kredenzen?" fügte der Graf von Geldern hinzu.

„Ach was, die Weiber sind Spielverderber," grollte Rabeneck, „es kann Jedem einerlei sein, wer ihm den Wein einschenkt, besser oder schlechter mundet er d'rum nicht."

Hans von Falkenstein aber fühlte sich an seiner Ehre gekränkt, daß der fremde Gast ihm vorgeworfen hatte, er kenne Ritterbrauch

und Rittersitte nicht, er befahl einem Pagen, das Schloßfräulein zu holen.

Beatrix erschrak, als sie den Befehl ihres Bruders vernahm, sie mußte ja glauben, daß nun das Urtheil an dem unglücklichen Schloßvogt vollzogen werden solle.

Zitternd und zagend trat sie mit gesenkten Blick in den Saal, die Augen aller Anwesenden waren mit dem Ausdruck der Bewunderung auf sie gerichtet.

Und als nun das schöne, herrliche Mädchen vor dem fremden Ritter stand und erröthend den Blick zu ihm aufschlug, um den Pokal ihm zu überreichen, da hätte sie bald den Becher fallen lassen vor Ueberraschung und Bestürzung.

Auch Richard war betroffen, als er ihr in's Auge schaute, so schön und herrlich hatte er sich die Rose vom Rheingau nicht vorgestellt.

Aber rasch gefaßt, nahm er aus ihrer Hand den Pokal und ihr freundlich zulächelnd, leerte er ihn auf einen Zug.

„Herr Ritter von Falkenstein, Ihr bergt ein kostbares Kleinod in Euren Mauern," sagte er, „einen Schatz, um dessen Besitz ich Euch beneide."

„Seid Ihr hierher gekommen, um uns das zu sagen?" höhnte Rabeneck, auf dessen Stirne die Adern drohend anschwollen.

Richard warf dem Spötter einen Blick tiefster Verachtung zu, dann gab er den Pokal zurück.

„Wenn's Euch gelüstet, mit mir anzubinden, so wartet, bis wir im Felde uns gegenüberstehen," erwiderte er, „und wenn Ihr Euer Schwert so gut zu führen versteht, wie Eure Zunge, so soll's mir eine Freude sein, einen Gang mit Euch zu machen."

„Wollt Ihr uns nun sagen, was Euch hierherführt?" fragte der Falkensteiner.

„Gewiß. Im Namen der Stadt Köln, deren Streiter vor den Thoren Eurer Burg angelangt sind, fordere ich Euch nochmals und zum letzten Male auf, die gefangenen Kölnischen Kaufleute frei zu geben, sie schadlos zu halten und ihnen zu ersetzen, was Ihr ihnen widerrechtlich genommen habt. Ich fordere Euch auf, fortan Frieden zu geloben, die Bürger Köln's ungehindert die Heerstraße passiren zu lassen, den Wollengewandschneider Gerhard Merbode, den Wollenweber Johann Reifferscheid und den Patrizier Werner Grin, sammt den gefangenen Söldnern und allen ihren geraubten Pferden und Waaren unter sicherem Geleit zum Lager der Kölnischen zu führen und dort Euer Urtheil zu vernehmen, welches der Erzbischof Christian von Mainz über Euch sprechen wird. So Ihr Euch dessen weigert, soll Eure Burg erstürmt und dem Erdboden gleich gemacht werden —"

„Galgen und Rad, seid Ihr bald zu Ende?“ schrie erbost der Falkensteiner.

„Noch nicht,“ fuhr Richard mit fester, ruhiger Stimme fort. „Die Acht ist über Euch ausgesprochen, so Ihr in offener Fehde in unsere Hände fallt, seid Ihr dem Henker verfallen.“

„Bin ich's schon jetzt, so will ich's nicht umsonst sein!“ fuhr Hans von Falkenstein auf. „Seht dort, Herr Ritter, jene Jammergestalten sind die Söldner, die Euren vielgeliebten Herrn Gerhard Merbode sicher gen Frankfurt geleiten sollten; so rasch, wie mit ihnen, hoffe ich auch mit den Andern fertig zu werden. Führt sie hinaus und knüpft sie am Burgthor auf, ihre Leichen wollen wir den Anstürmenden auf die Köpfe schleudern. Das ist die Antwort, die ich der Stadt Köln gebe, Herr Ritter!“

„Und Ihr mögt Eurem Schutzpatron danken, daß Ihr mit heiler Haut dieses Schloß verlaßt!“ rief Rabeneck. „Beim Himmel, Eurer verwegenen Rede wegen würde ich Euch in's Burgverließ werfen lassen!“

„Wagt es!“ rief Richard, dem jetzt auch das Blut in die Wangen schoß. „Solcher Frevel wäre nimmer gehört worden und nur eines ehrlosen Buben würdig.“

Rabeneck riß das Schwert aus der Scheide, Richard begnügte sich damit, die Hand auf den Knauf zu legen.

Die Grafen von Cleve und von Geldern traten zwischen die Beiden.

„Ritter von Falkenstein,“ sagte der Graf von Geldern mit gemessener Ruhe, „wenn Ihr zugebt, daß ein Gesandter an Leib und Leben in Eurem Hause Schaden leidet, so brechen wir den Vertrag mit Euch und verlassen augenblicklich dieses Schloß, in welchem ohnedies Dinge geschehen, die wir nicht billigen können.“

„Geht zum Teufel!“ erwiderte Rabeneck wüthend. „Wir werden auch ohne Euch mit diesem Städter-Gesindel fertig.“

„Haltet ein, Ihr Herren,“ sagte der Falkensteiner, durch die Drohung des Grafen ernüchtert, „dem Gesandten soll kein Haar gekrümmt werden, so lange er mein Gast ist. Und was die Dinge betrifft, die Ihr nicht billigen könnt, so werde ich wohl Herr in meinem Hause sein. Führt die Söldner hinaus, bin ich geächtet und verfehmt, so will ich mein Leben theuer verkaufen.“

Vergeblich protestirte Richard gegen das Urtheil, umsonst berief er sich darauf, daß die Söldner Kriegsgefangene seien. Seine Drohung, daß dieser sechsfache Mord schwer geahndet werden solle, steigerte nur die Wuth des Falkensteiners, der statt der Antwort seinen Knechten nochmals durch einen Wink befahl, das Urtheil ohne Verzug auszuführen.

Richard stieß den Becher, den der Page ihm reichen wollte, zurück.

„Nicht in einer Ritterburg, in einer Mörderhöhle bin ich," sagte er entrüstet, „nicht unter Rittern, unter Schurken und Räubern weile ich; jeder Tropfen, der unter diesem Dache fortan über meine Lippen kommt, soll für mich verzehrendes Gift sein! Eure Wappen sind geschändet, an Euren Waffen klebt das Blut der Meuchelmörder; Gottes Fluch über Euch, Ihr meineidiges, räuberisches Gesindel!"

Richard hatte sich von seinem Zorne hinreißen lassen und die Wirkung seiner tollkühnen Worte war eine unbeschreibliche.

Kreideweiß, mit geballten Fäusten und glühenden Augen stand Hans von Falkenstein an dem Fenster, aus welchem er der Ausführung seines Urtheils zuschauen wollte; seine Waffengefährten hatten die Schwerter entblößt, sie warteten nur auf das Zeichen des Schloßherrn, um sich auf den Beleidiger zu stürzen, der, hoch und stolz aufgerichtet, das Schwert in der Faust, ihren Angriff erwartete.

Hermann von Rabeneck brach den Bann, der auf Allen lag, durch sein rohes Lachen.

„Er hat sich selbst sein Urtheil gesprochen," rief er, „laßt das Thor bewachen, Falkenstein, damit er nicht entschlüpfen kann. Hat er nicht das Gelübde gethan, keinen Tropfen und keinen Bissen über seine Lippen zu bringen? Werft ihn in's Verließ und überlaßt ihn seinem Schicksal."

„So versucht es doch, großmäuliger Schuft!" erwiderte Richard trotzig, „versucht, ob Ihr mich überwältigen könnt."

Jetzt riß auch der Falkensteiner sein Schwert aus der Scheide, vereint drangen die Raubgesellen mit Ausnahme der Grafen von Cleve und Geldern auf den Einzelnen ein.

Richard führte eine gute Klinge, tödtlich getroffen, sank der Ritter von Rolandseck nieder.

Ueber seinen Körper hinweg, stürmten Rabeneck und der Falkensteiner auf Richard ein.

Er hatte den Vortheil, daß er gepanzert war, während seine Gegner nur ein Sammtwamms oder ein Lederkollet trugen, dadurch ging für die letztern mancher wuchtige Schwerthieb verloren, der an den Stahlschienen des Panzers abprallte.

Die Pagen waren schreiend hinausgeeilt, die Knappen eilten ihren Herren zu Hülfe.

Thomas brach sich mit seinem gewaltigen Schwerte eine Bahn zu seinem Herrn, er deckte ihm den Rücken und hieb ein halbes Dutzend Knappen nieder.

Aber der Gegner waren zu viele, der Uebermacht mußte Richard erliegen.

„Ergebt Euch," rief der Graf von Cleve, „und ich sichre Euch

ritterliches Gefängniß zu. Thut Ihr es nicht, so habt Ihr Euer Leben verwirkt, denn so tapfer Ihr auch sein mögt, so vielen Gegnern seid Ihr nicht gewachsen."

Richard sah die Wahrheit dieser Behauptung ein, er bereute, daß er so verwegen gewesen war, seine Gegner zu diesem Kampf zu zwingen, und da er sehr wohl wußte, daß ein ritterliches Gefängniß das Einzige war, was er noch hoffen und fordern durfte, so nahm er das Anerbieten an.

Hermann von Rabeneck wollte es nicht gelten lassen, aber der Falkensteiner bedachte, daß der Kampf, wenn er fortgesetzt wurde, ihm noch manchen guten Streiter kosten konnte, und dieses Bedenken bewog ihn, das Schwert einzustecken.

Aber darum verzichtete er auf die Rache nicht, die er für die ihm widerfahrene Beleidigung zu nehmen gedachte, nur verschieben wollte er sie, bis er mit den Kölnischen fertig war und die beiden wiederspenstigen Grafen die Burg wieder verlassen hatten.

Richard übergab sein Schwert dem Grafen von Cleve und der Falkensteiner ließ ihn in ein festes Gemach führen, in welchem er sammt seinem Knappen bis zum Schluß der Fehde mit den Kölnischen bleiben sollte.

Rabeneck machte seinem Freunde Vorwürfe, er zeigte auf die Leichen der Gefallenen und forderte, knirschend vor Wuth, das Leben des Gefangenen.

„Geduld," erwiderte der Falkensteiner, „er entrinnt uns nicht, laßt nur erst das Feld hier wieder frei sein und Ihr sollt erfahren, daß ich den Tod meiner tapferen Mannen nicht ungerächt lasse."

Rabeneck blickte düster vor sich hin.

„Solche Rache sollte man nicht aufschieben," sagte er, „bemerktet Ihr nicht, wie Beatrix erschrak, als sie dem Ritter in's Gesicht schaute? Sie kennt ihn."

„Was liegt Euch daran? Mag sie ihn kennen —"

„Sie wird ihn zu befreien suchen."

„Die Wege, die aus diesem Schlosse führen, kennt sie nicht, außer dem einzigen über die Zugbrücke und der ist ihr versperrt. Beatrix wird nicht wagen, den Versuch zu machen, nachdem sie heute meinen Zorn so schwer empfunden hat."

„Ihr solltet Euch von dieser lästigen Aufpasserin befreien, sie stiftet in Eurer Burg und unter Euren Leibeigenen ja doch nur Unheil!"

Rabeneck blickte, während er dies sagte, mit seinen tückischen, boshaften Augen den Ritter forschend an, der, gleichmüthig die Achseln zuckend, den Bart strich.

„Dem Unheil kann ich, wenn es sein muß, entgegentreten",

erwiderte er, „so es aber Euer Ernst ist, um sie zu freien und Beatrix als Euer Gemahl heimzuführen, mögt Ihr es thun, ich überlasse Euch gerne die Rose vom Rheingau sammt ihrer Amme und ihrem ganzen Anhang. Ein Heirathsgut habt Ihr nicht zu erwarten —“

„Ich verlange es nicht.“

„So seht zu, ob Ihr sie bewegen könnt, freiwillig Euch in Euer Schloß zu folgen; ich glaube, daß ich sie mit einem Machtspruch hineinfahren muß!“

„Werdet Ihr es thun, wenn ich auf andrem Wege das Jawort nicht erlangen kann?“

„Ja. Aber nun kommt, unsre Gäste werden aufmerksam, sie wissen nicht, was wir so lange heimlich zu sprechen haben.“ — —

„Er ist's! Der Ritter, der mir im Traume als Retter erschien!“

Mit diesem freudigen Ruf war Beatrix in ihr Gemach zurückgekehrt, gleich nachdem sie dem fremden Gast den Ehrenbecher kredenzt hatte.

„Der Ritter mit Königsmantel und Krone?“ fragte Margarethe überrascht.

„Ja, ja, zwar trägt er heute ein anderes Gewand, Helm und Harnisch, aber ich erkannte ihn dennoch, es war sein schönes edles Gesicht, es war sein treuinniger Blick, seine wohlklingende Stimme. O, Margarethe, wenn jeder Traum in Erfüllung ginge —“

„Und weshalb sollte er das nicht?“ unterbrach die Alte sie ruhig. „Ist es nicht schon ein gutes Zeichen, daß der Königsritter so bald erscheint? Gebt Acht, im Sturme wird er um Euch werben und Euer Herz und Eure Hand gewinnen.

Beatrix schüttelte wehmüthig ernst ihr schönes Köpfchen.

„Ah, das Herz ist ja schon sein eigen,“ sagte sie seufzend, „aber die Hand? — Mein Bruder wird das nimmer zugeben.“

„Welchen Grund könnte er haben, ihm Eure Hand zu verweigern?“

„Der Ritter ist mit den Kölnischen verbündet und in Fehde mit meinem Bruder.“

„Macht Euch deshalb keine Sorgen, auch diese Fehde wird ausgefochten werden und dann —“

„Weißt Du, welches Ende die Fehde nehmen wird?“

„Welches Ende sie auch nehmen mag“, sagte Margarethe ernst, „Gott allein lenkt das Geschick der Menschen, vertraut auf ihn; was er im Traume Euch gezeigt hat, das wird sich auch verwirklichen.“ —

7. Kapitel.

Der Minstrel.

Im Lager der Kölnischen, welches am jenseitigen Ufer des Rheines aufgeschlagen war, erwartete man mit Ungeduld die Rückkehr des Gesandten, der zum letztenmale den Raubritter warnen und zur Sühne auffordern sollte.

Schon dämmerte der Abend, die Herbstnebel senkten sich nieder auf die silbernen Wogen und die Fluren, Hubert von Poitou kehrte nicht zurück.

Vor dem Zelte Simon's von der Aducht, der einen Theil der Söldner befehligte, standen die vornehmsten Ritter beisammen, um die Burg des Falkensteiners zu beobachten und zu berathen.

Es waren ihrer vier: Simon von der Aducht, der Herzog von Brabant, Graf Robert von der Normandie und der König Heinrich Raspe, der im Mai dieses Jahres von mehreren Reichsfürsten als Gegenkönig gegen den deutschen Kaiser Friedrich II. gewählt worden war.

König Heinrich wollte am nächsten Morgen mit dem Erzbischof von Mainz, der sich ebenfalls im Lager befand, nach Mainz weiterreiten.

„Hole der Teufel dieses Raubgesindel, welches alles Völkerrecht so sehr in den Koth tritt, daß es sich sogar an den Gesandten vergreift!“ sagte Robert, der seine Ungeduld kaum noch bemeistern konnte. „Gnade Gott dem Falkensteiner, wenn er es gewagt hat —“

„Ihr Herren, was nützen leere Drohungen und gute Vorsätze!“ rief der ungestüme Herzog von Brabant. „Ich stimme für den sofortigen Angriff, weshalb warten wir bis morgen?“

„Bei Sankt Peter, Ihr habt mir aus der Seele gesprochen“, sagte der Ritter von der Aducht, „dort kommt auch der Herr Erzbischof, hören wir, ob er auch zum Angriff räth, — und dann drauf in Gottes Namen!“

„Bedenkt, edle Herren, daß der Abend angebrochen ist und unsre Kundschafter noch nicht zurückgekehrt sind“, warnte König Heinrich. „Der Gutenfels ist eine feste Burg, es hat schon Mancher sich an ihren Mauern einen blutigen Kopf geholt.“

Der Erzbischof, der sich in voller Rüstung befand, war in den Kreis getreten.

„Wißt Ihr denn, ob Hubert von Poitou wirklich gewaltsam zurückgehalten wird?“ fragte er. „Ist es nicht möglich, daß er

sich mit dem Falkensteiner über unsre Forderungen und Bedingungen zu einigen sucht?"

„Ehrwürdiger Herr, die Hoffnung, daß ihm solche Einigung gelingen könne, wäre eine vergebliche", erwiderte Simon von der Aducht. „Wenn der Falkensteiner Sühne leisten wollte, hätte er es gethan, als die Stadt Köln ihm bessere Bedingungen stellte."

„Dennoch ist es nicht unmöglich, daß der Ritter von Poitou freiwillig in der Burg zurückbleibt," sagte König Heinrich, „der Angriff vor der Rückkehr des Gesandten könnte uns mächtige Feinde schaffen."

„Nun wohl, dann wollen wir warten bis auf den jüngsten Tag!" entgegnete der Herzog von Brabant unwillig. „Daß der Ritter von Poitou nicht freiwillig zurückbleibt —"

„Nicht so, Herr Herzog", fiel der Erzbischof mahnend ihm in's Wort. „Wartet bis morgen früh, dann habt Ihr den ganzen Tag vor Euch! Sind die Kundschafter zurück?"

„Nein", erwiderte Graf Robert, „aber irre ich nicht, so kommt dort einer von ihnen, gebt Acht, er wird uns schlimme Botschaft bringen."

In der That war der Mann, der eben aus der Fähre stieg, einer der am Mittag ausgesandten Kundschafter.

Er näherte sich rasch den Rittern und rief ihnen schon von Weitem zu, der Gesandte sei in der Burg erschlagen.

„Ich schlich um das Nest herum, um die schwachen Stellen zu suchen", sagte er, nachdem er Athem geschöpft und sich durch einen Trunk, den König Heinrich ihm reichen ließ, gestärkt hatte, „der Ritter von Poitou war eben in's Schloß hineingeritten. Ich vernahm deutlich die Aufforderung, die er im Namen der Stadt Köln an den Falkensteiner richtete, ich hörte das Hohnlachen und die Drohungen der Wegelagerer, die Fenster des Saales waren offen und ich stand ganz in der Nähe. Ich hörte, daß einer der Ritter Befehl gab, die gefangenen Kölnischen Söldner am Schloßthore aufknüpfen zu lassen —"

„Beim Himmel, das hat der Falkensteiner gethan?" rief König Heinrich, in dessen Augen die Gluth des Zornes hell aufloderte.

„Ruhig", gebot der Herzog, „ein anderes Loos konnten die armen Teufel nicht erwarten, nachdem sie diesen Raubthieren in die Fäuste gefallen waren."

„Darauf schrie Hubert von Poitou mit donnernder Stimme in den Tumult hinein," fuhr der Bote fort, „er schalt sie Meuchelmörder und räuberisches Gesindel."

„Und dann?" fragte Graf Robert, dessen Faust krampfhaft den Schwertgriff umklammert hielt, während sein Blick hinüberschweifte zu dem Raubneste.

„Dann hörte ich nur noch das Schreien und Toben und gleich darauf das Klirren der Schwerter. Es müssen ihrer Viele über den kühnen Herrn hergefallen sein, denn es war ein betäubendes Waffengetöse und mehr denn einmal drang ein Todesschrei in mein Ohr."

„Tod und Teufel, weiter weißt Du nichts?" schrie der Herzog von Brabant. „Wartetest Du nicht, bis der Kampf beendet war?"

„Gewiß, edler Herr, nachdem der Kampf kurze Zeit gewährt hatte, war es wieder still in der Burg und bald darauf hörte ich, wie die Ritter mit den Humpen anstießen und lachten und scherzten."

„Sagt Ihr auch jetzt noch, wir müßten warten?" wandte der Herzog von Brabant mit verhaltenem Ingrimm sich zu dem Erzbischof, der finster vor sich hinblickte. „Diese Mörderhöhle muß dem Erdboden gleich gemacht werden, kein Stein soll davon zeugen, daß dort ehemals Gutenfels gestanden hat. Wie ist's, — hast Du irgend eine Stelle gefunden, die leicht zu überrumpeln wäre?"

„Nein," erwiderte der Kundschafter, „der Falkensteiner hat sich wohl vorgesehen."

„Und die Kölnischen Söldner?" fragte Simon von der Aducht."

„Ihre Leichen hangen am Schloßthor."

„Wir wollen Vergeltung üben, blutige Vergeltung," nahm König Heinrich das Wort, „es soll geschehen, wie Ihr gesagt habt, Herr Herzog, die Burg soll geschleift und jeder dieser Raubmörder, der uns in die Hände fällt, enthauptet werden. Aber noch einmal rathe ich Euch, verschiebt den Angriff bis zur Morgenfrühe, in der Nacht vermögt Ihr gegen diese Veste nichts auszurichten."

„So sage ich auch", versetzte der Erzbischof, „Ihr opfert unnütz Eure Mannen, wenn Ihr ohne Plan und Ueberlegung gegen die Veste anrennt."

Simon von der Aducht und der Herzog von Brabant beharrten bei ihrer Ansicht, aber Graf Robert pflichtete ebenfalls nach langem Nachdenken dem Könige bei.

Grollend stieß der Herzog das Schwert, welches er schon gezogen hatte, in die Scheide zurück, der Mehrheit der Stimmen mußte er sich unterwerfen.

Noch standen die Ritter beisammen, um den Angriffsplan zu berathen, als zwei Reiter sich der Gruppe näherten.

Der erste, ein bildschöner Jüngling, trug einen Anzug von schwarzem Sammt und ein Barett mit lang herunterwallender Straußfeder.

Die Laute auf seinem Rücken ließ ihn als fahrenden Sänger erkennen.

Ein Knappe mit silberweißem Haar und Bart folgte ihm.

Es waren Bella Brandon und Johann, welche unermüdlich die Spur Richard's verfolgt hatten.

Als sie die Gruppe erreichten, stieg der Knappe vom Pferde.

„Erlaubt mir, edle Herren, die Frage, wo ich den Graf Robert von der Normandie finde," sagte er.

„Er steht vor Euch," erwiderte Graf Robert überrascht. „Was ist Euer Begehr?"

Johann winkte seiner Herrin, sie stieg ab und beugte ein Knie vor dem Grafen.

„Gewährt mir eine kurze Unterredung mit Euch allein," sagte sie in englischer Sprache.

Der Graf gewährte diese Bitte, die sein Erstaunen erhöhte.

Er trat zur Seite, Bella folgte ihm.

„Wer seid Ihr?" fragte er.

„Ihr seht es," erwiderte Isallella, „ein Minstrel vom Hofe des Königs von England. Ich bin hierher gekommen, um Euren Freund, den Grafen Richard, zu warnen vor seinen Feinden, um ihn zu schützen vor der Rache die ihm geschworen wurde."

Graf Robert blickte mißtrauisch dem fahrenden Sänger in's Auge, konnte nicht gerade der, der ihn schützen zu wollen vorgab, der Rächer sein?

Aber in diesem schönen, offenen Antlitz lag kein Zug von Falschheit und Tücke, nur eine ernste Besorgniß spiegelte sich in ihm.

„Und woher wißt Ihr, daß Ihr den Freund bei mir finden würdet?" fragte er.

Isabella zeigte schweigend auf einen Ring, den sie an der Hand trug.

Graf Robert kannte diesen Ring, sein Freund hatte ihn getragen bei seiner Trauung mit Sanche von Provence.

„Ich verstehe," sagte er, „Ihr müßt in der That ein guter Freund sein, einem Andern würde er diesen Ring nimmer gegeben haben. Aber wenn Ihr ihn schützen wollt, und ich weiß natürlich nicht, wie Ihr mit Euren schwachen Armen dies vermögt, so nennt seinen wahren Namen nicht, denn schon ist die Kunde von der Erschlagung Hubert de Bourgh's hierher nach Deutschland gedrungen, und es gibt im deutschen Lande weiß Gott Schufte genug, die um hohen Lohn den Verräther und Häscher spielen."

„Und wie nennt er sich jetzt?" fragte Isabella.

„Hubert von Poitou."

„Ich danke Euch und werde den Wink benutzen. Wo aber finde ich ihn? Man sagte mir, in Eurem Schlosse in der Normandie, der fremde Ritter sei mit Euch ausgezogen, um den Kölnischen in der Fehde gegen den Ritter von Falkenstein beizustehen."

Das Gesicht Robert's hatte sich umdüstert, um seine Mundwinkel zuckte es wie Wetterleuchten vor dem Sturme.

„Hubert von Poitou ist hinaufgeritten zum Falkensteiner,“ sagte er, „er wollte ihn warnen und ihn auffordern, freiwillig die Sühne zu leisten, bis jetzt ist er noch nicht zurückgekehrt und unsere Kundschafter sprechen von einem Kampfe, der dort oben stattgefunden haben soll.“

„Und da steht Ihr noch müßig und überlaßt ihn seinem Schicksal?“ rief Isabella bestürzt.

Graf Robert zuckte unwillig die Achseln, seine Augen blickten finster unter den buschigen Brauen hervor.

„Ihr habt kein Recht, darnach zu fragen,“ erwiderte er trotzig, „mein Wille ist es auch nicht, daß wir hier müßig sind. Aber vor Morgen in der Frühe können wir nicht angreifen.“

„Wißt Ihr gewiß, daß er den Tod gefunden hat?“ fragte Bella nach langem, düstern Schweigen.

„Nein, der Kundschafter sprach nur von dem Schwertgeklirre, welches er vernommen hat.“

„So will ich hinauf und mir Gewißheit verschaffen,“ fuhr das heldenmüthige Mädchen entschlossen fort, „ich kann mich nicht gedulden bis Morgen, und wer weiß, welche Gefahren ihn da oben bedrohen.“

Ueberrascht musterte der Graf von der Normandie den fahrenden Sänger von der Spitze seines Baretts bis hinunter zu den Schuhen.

„Seid Ihr toll?“ fragte er. „Ihr wolltet Euch allein in diese Mörderhöhle hinein wagen?“

„Ich werde es thun, einem fahrenden Sänger, stehen alle Thüren offen.“

„Aber Ihr seid kein deutscher Sänger, Euren Gesang wird Niemand verstehen.“

„So mag mein Knappe singen, während ich die Laute schlage. er hat die edle Kunst gelernt auf den Kreuzzügen und in den Kriegen Englands und Frankreichs.“

Graf Robert schüttelte mit ernster, bedenklicher Miene das Haupt, aber das Vorhaben des Jünglings schien ihm dennoch zu gefallen.

„Kommt mit,“ sagte er, „hören wir den Rath dieser Herren.“

Heinrich Raspe und der Erzbischof von Mainz billigten den Vorsatz Isabella's, nur fürchteten sie, der Falkensteiner werde ihr das Thor nicht öffnen lassen.

Der Herzog von Brabant und Simon von der Aducht hingegen verwarfen ihn, sie hielten es für besser, sofort den Sturm zu wagen, so lange die Zecher noch da oben bei ihren Humpen saßen.

Isabella aber war entschlossen, die kühne That zu wagen; nach ihrer Ueberzeugung war Richard nicht todt, sondern gefangen, vielleicht auch verwundet und in beiden Fällen bedurfte er doppelt eines Freundes.

Sie theilte dem Knappen ihr Vorhaben mit, und Johann war bereit ihr zu folgen.

„So zieht denn hin im Namen des Gekreuzigten," sagte der Erzbischof, die Hand segnend auf das Haupt Isabella's legend, „forscht nach, welches Loos den edlen Ritter getroffen hat und kehrt, sobald Ihr könnt, zurück, damit auch wir Nachricht erhalten."

Isabella schwang sich auf ihr Roß, winkte mit der Hand den Rittern den Abschiedsgruß zu und ritt zur Fähre, um sich übersetzen zu lassen.

8. Kapitel.

Die Nebenbuhlerinnen.

Der Falkensteiner saß mit seinen Gästen noch beim Zechgelage, aber eine düstere, ernste Stimmung hatte sich der Meisten unter ihnen bemächtigt.

Die Drohungen des Ritters von Poitou, die Hinrichtung der kölnischen Söldner, der Kampf, der Tod des Ritters von Rolandseck und der erschlagenen Knappen, das Alles hatte doch auf diese rauhen Männer einen mehr als vorübergehenden Eindruck gemacht.

Einige von ihnen standen an den hohen Bogenfenstern und blickten hinunter auf das Lager der Kölnischen; sie hatten nicht erwartet, daß die Kölnischen eine so zahlreiche Schaar aufbieten würden und sie sahen voraus, daß diese Fehde nach all' den Ereignissen des heutigen Tages ein Kampf auf Leben und Tod werden mußte, ein Kampf, der nur mit ihrer Vernichtung enden konnte.

Nur der Falkensteiner und sein guter Freund, der Ritter von Rabeneck hatten von ihrem Trotz und ihrer Zuversicht nichts verloren, sie spotteten über die Einsilbigkeit ihrer Genossen und sprachen um so tapferer dem Humpen zu, als ihre Gäste stiller und schweigsamer wurden.

„Bei allen Schrecken des Hochgerichts, wer sich in ein Mauseloch verkriechen will, der mag's thun!" rief Rabeneck unwirsch. „Ich aber danke für solche Genossenschaft. Schloßvogt schafft Wein und erkundigt Euch, ob unter den Knappen Jemand ist, der ein

lustiges Lied singen kann, auf daß wir uns vorbereiten zu dem Waffentanz, der Morgen beginnen wird."

„Halloh, lustig wollen wir sein," schrie der Falkensteiner, „habt Ihr denn Alle den Muth verloren, weil der großmäulige Ritter uns mit Galgen und Rad gedroht hat?"

„Wahrt Eure Zunge und bezweifelt unsern Muth nicht," erwiderte der Graf von Cleve drohend, „die Kölnischen fürchten wir nicht: wohl aber fürchten wir die Folgen Eurer allzu maßlosen Willkür."

Der Falkensteiner glotzte den Redenden an, als ob er ihn fragen wolle, ob denn in Wahrheit diese Beleidigung ihm gelten solle.

„Gebt Friede, Ihr Herren," sagte der Ritter von Drachenfels, der sinnend am Fenster stand, „Euer Wunsch, Rabeneck, wird erfüllt, ein fahrender Sänger hält mit seinen Knappen vor dem Thore."

„Laßt ihn ein!" gebot der Falkensteiner dem eintretenden Pförtner.

„Vorsicht!" mahnte Rabeneck. „Es könnte ein Kundschafter der Kölnischen sein —"

„Und wenn er's wäre?" fiel der Schloßherr ihm trotzig in's Wort. „Er könnte nur herauskundschaften, daß meine Veste starke Mauern und tiefe Gräben hat. Ich will ihn auf die Probe stellen, Gnade Gott ihm, wenn er nicht der ist, für den er sich ausgiebt."

Von dem Schloßvogt geführt, traten Isabella und Johann ein.

Als die Ritter in das jugendliche, schöne Antlitz des fahrenden Sängers blickten, schwand ihr Argwohn, und selbst in der mißtrauischen Seele Rabeneck's wurde der letzte Zweifel erstickt, als Johann ihnen mit schlichten Worten erklärte, der Jüngling sei ein Minstrel vom Hofe des Königs von England und habe gelobt, zum heiligen Grabe zu ziehen, um dort in seiner Sprache das Lob des Gekreuzigten zu singen."

„Was nutzt uns der fahrende Sänger?" spottete Rabeneck. „Ich verstehe das englische Geplärе nicht —"

„Verzeiht, edler Riteer," unterbrach Johann ihn demüthig, „nicht umsonst nehmen wir Eure Gastfreundschaft in Anspruch, mein Herr wird die Laute schlagen und ich singe ein deutsches Minnelied dazu!"

„Das laß ich gelten," sagte der Graf von Geldern. „Reicht den Beiden einen Becher Wein!"

Isabella nahm die Laute und begann das kurze Vorspiel.

Ihr Blick schweifte über den Estrich, sie erbleichte, als sie die Blutflecken bemerkte.

Aber sie war sich auch bewußt, daß sie stark sein mußte, sie sah, daß die Blicke Aller auf ihr ruhten, sie wußte, daß Todesgefahr sie bedrohte, wenn sie nur durch eine Bewegung das Mißtrauen weckte.

Sie selbst wollte singen, vielleicht drang der Ton ihrer Stimme an das Schmerzenslager, oder in den Kerker des Geliebten, und er kannte ja diese Stimme zu gut!

Johann theilte ihren Wunsch den Rittern mit, sie ließen es zu und selbst der rohe Rabeneck fand nichts dagegen einzuwenden, als die ersten Töne der weichen innigen Stimme sein Ohr berührten.

„Ich bin Dein,
Du bist mein,
Deß' sollst Du ganz gewiß sein!
Du bist beschlossen
In meinem Herzen,
Verloren ist das Schlüsselein,
Nun mußt Du immer
Darinnen sein!"

sang Isabella und auf den Fittigen des Abendwindes drangen die Worte in das Gemach, in welchem Richard am offenen Fenster saß.

Und nicht allein zu ihm, sie schwebten auch leise zu Beatrix, die erstaunt dem lieblichen Gesang lauschte.

„Die Brünnlein, die da fließen,
Die soll man trinken,
Wer einen Buhlen hat,
Der soll ihm winken.
Ja, winken mit den Augen
Und treten auf den Fuß,
Das ist ein harter Orden,
Wer seinen Buhlen meiden muß!"

fuhr Isabella fort, dann ließ sie die Laute sinken.

„Bei meinem Schwert, dieser Jüngling ist eine Jungfrau," flüsterte der Graf von Cleve. „Seht nur das mädchenhafte Gesicht mit den seidenen Locken und den sanften Taubenaugen, hört nur die zarte, silberhelle Stimme!"

Wieder griff Isabella in die Saiten, sie gab ihrem Knappen einen Wink, er sang mit tiefer, volltönender Stimme:

„Wie die Lieb entsteht, das weiß ich wohl,
Wie sie aber endet, weiß ich nicht,
Wenn ich's jemals inne werden soll,
Wie zwei Minnenden geschicht,
So bewahr' mich vor dem Scheiden, Gott,
Dessen Bitterkeit ich fürchte sonder Spott

Wenn zwei Liebende gefunden sich
Und ihr Herz in treuer Minne brennt,
Soll sie Niemand scheiden dünket mich,
Bis erbarmungslos der Tod sie trennt.
Wär' von mir die Rede, thät ich so:
Verlör' ich meinen Freund, so würd' ich nimmer wieder froh."

Johann hatte absichtlich dieses Lied gewählt, und seine Absicht wurde erreicht; Richard, der jedes Wort vernahm, wußte, wer die Laute schlug, und er zitterte für das Leben der treuen Geliebten.

Und sonderbar, in demselben Augenblick, in welchem er sich der schönen Augen seiner geliebten Bella erinnerte, tauchte neben ihr auch das Bild der Rose vom Rheingau in seiner Seele empor. Er sah sie Beide in ihrer Schönheit, er fühlte, daß sie Beide sein Herz gefangen hielten, — welcher sollte er nun den Preis zuerkennen?

Wohl konnte er zittern wegen der Gefahr, die seine Geliebte bedrohte, die mit jeder Minute wuchs.

Rabeneck hatte seinen Sitz verlassen, er war vor den fahrenden Sänger hingetreten und hatte mit trotzigem Hohn die Frage an ihn gerichtet, ob er denn nicht mehr verstehe, als die Laute zu schlagen.

Isabella ließ bestürzt die Laute sinken, verstand sie auch die Worte des Ritters nicht, sein Blick und der Ton seiner Stimme verriethen ihr, daß er hinter ihre Maske schaute.

„Ihr seid kein Jüngling, Ihr seid ein Weib," fuhr Rabeneck fort, „es ziemt Euch nicht, dieses Kleid zu tragen."

Erschreckt warf Johann sich zwischen seine Herrin und den Ritter, der mit rohem Lachen ihn vor die Brust stieß, daß er zurücktaumelte.

Empört eilten die beiden Grafen hinzu.

„Herr Ritter von Rabeneck, wenn Ihr Eure Rohheit an diesen Beiden auslassen wollt, so seht Euch vor, daß nicht mein Schwert Euch eine Lehre gibt, wie man die Pilger nach dem gelobten Lande behandelt!" rief der Graf von Cleve, die Faust am Schwertgriff. —

„Und Ihr Ritter von Falkenstein werdet bereuen solche Rohheit unter Eurem Dache geduldet zu haben," drohte der Graf von Geldern.

Der Falkensteiner lachte, daß ihm die Thränen in den Bart liefen, aber die beiden Grafen, denen sich jetzt auch die Ritter von Drachenfels und von der Löwenburg anschlossen, zeigten durch ihre entschlossene und herausfordernde Haltung, daß sie gesonnen waren, ihrer Drohung mit dem Schwerte in der Hand den nöthigen Nachdruck zu geben.

„Hol' Euch der Teufel!" brummte der Falkensteiner in den Bart. „Muß ich mir in meiner eigenen Burg Gesetze vorschreiben lassen?"

„Sie soll gestehen, daß sie ein Weib ist," rief Rabeneck, erbost darüber, daß man ihm abermals so energisch entgegentrat.

„Ein Gelübde bindet sie," sagte Johann mit wachsender Besorgniß. „Wir pilgern zum heiligen Grabe und vertrauen auf den Schutz Gottes —"

„Der wird Euch wenig nützen," höhnte Rabeneck. „Wenn Ihr als Pilger betrachtet sein wollt, so tragt ein härnes Pilgergewand, das Sammetwams und die wallende Feder gebühren dem Pilger nicht. Wer ein Schwert an der Seite trägt —"

„Laßt ab, Rabeneck," gebot Hans von Falkenstein, „ihretwegen wollen wir keinen Streit mit unsern Gästen beginnen."

„Sie suchen den Hader," erwiderte Rabeneck wüthend, „zuviel schon habt Ihr ihnen nachgegeben."

„Herr Ritter von Falkenstein, gebt diesen Pilgern, Euren Gästen, sicheres Obdach und laßt sie in Frieden weiter ziehen, wenn sie es wollen," sagte der Graf von Cleve mit grollender Stimme, „nur unter dieser Bedingung lösen wir unser Wort ein, welches wir Euch in Eurer Fehde gegen die Kölnischen verpfändet haben."

Der Falkensteiner biß sich auf die Lippen, daß sie bluteten, es ärgerte ihn gewaltig, daß er abermals nachgeben sollte, und doch mußte er es, wenn er auf die Hülfe seiner Bundesgenossen und ihrer Mannen nicht verzichten wollte.

„Ist sie ein Weib, so mag sie in den Gemächern meiner Schwester übernachten," erwiderte er mit erzwungenem Gleichmuth, „der Knappe soll sich in der Kammer der Knechte ein Lager bereiten."

„Meinetwegen!" grollte Rabeneck. „Ihr aber, Herr Graf von Cleve und von Geldern, werdet nach dieser Fehde mir mit dem Schwerte Rede stehen!"

„Wie es Euch beliebt," erwiderte der Graf von Cleve mit einer solchen Fülle von Verachtung in Blick und Stimme, daß dem Ritter das Blut in den Kopf schoß. „Ihr werdet uns jeder Zeit bereit dazu finden."

Johann theilte mit kurzen Worten seiner Herrin den Inhalt des Wortwechsels und den Ausspruch des Falkensteiners mit, und Isabella sah wohl ein, daß sie nun Ihre Rolle nicht länger behaupten konnte.

Ein Page führte sie in das Gemach der Rose vom Rheingau, während Johann, nachdem er sich mit schwerem Herzen von ihr getrennt hatte, in den Burghof hinunterging, um ein Lager für die Nacht zu suchen.

Ueberrascht trat Beatrix dem fahrenden Sänger entgegen.

„Gott zum Gruß," redete sie in seiner Sprache ihn an, „sehr hat mich darnach verlangt, Euch in's Antlitz schauen zu dürfen, als ich Euren lieblichen Gesang vernahm."

„Und also hattet Ihr Euch den Sänger wohl nicht vorgestellt?" fragte Isabella, erstaunt darüber, daß das deutsche Ritterfräulein ihre Sprache redete.

Beatrix schüttelte lächelnd das Köpfchen.

„Ihr habt mehr vom Weibe, als vom Manne," erwiderte sie.

„Und wäre ich nicht ein Weib, würde Euer Bruder schwerlich mich zu Euch geschickt haben."

Diese Worte überraschten Beatrix, aber als Isabella hinzufügte, daß ein Gelübde sie verpflichte, die Kleidung zu tragen, befremdete es sie nicht mehr.

Sie beauftragte einen Pagen, Wein und einen Imbiß zu bringen und erzählte ihr, daß sie die englische Sprache von einem Ritter gelernt habe, der, krank aus dem gelobten Lande zurückgekehrt, mehrere Monate hindurch der Gast ihres Bruders gewesen sei.

„Damals erlaubte mir mein Bruder noch, in den Rittersaal zu kommen, wenn er mit seinen Gästen tafelte," fügte sie leise hinzu — „ach ja, es waren andere, bessere Zeiten, das Faustrecht hatte noch nicht so sehr überhand genommen und —"

„Verzeiht mir eine Frage," unterbrach Isabella sie, „ich fand auf dem jenseitigen Ufer des Rheines ein starkes Lager der Kölnischen, und man sagte mir, es gälte der Burg des Falkensteiners."

„So ist es," erwiderte Beatrix traurig.

„Sie hatten am Mittag einen Ritter hierhergesandt, er war am Abend noch nicht zurückgekehrt, die Kundschafter wollten wissen, er sei hier erschlagen worden."

„Gott sei Dank, das ist Unwahrheit," entgegnete Beatrix, „den Ritter sollen die Herren zum Kampfe gereizt haben, er hat ehrliches Gefängniß."

„Und er ist nicht verwundet?"

Betroffen über den Ton, in welchem Isabella diese Frage stellte, blickte Beatrix das Mädchen forschend an.

„Kennt Ihr jenen Ritter?" fragte sie. „Weshalb nehmt Ihr so großen Antheil an ihm?"

„O rettet, rettet ihn!" rief Isabella, überwältigt von den Gefühlen und Besorgnissen; die auf sie einstürmten.

Beatrix wandte sich ab, dieser Ruf hatte sie einen Blick in die Seele des Mädchens werfen lassen, sie wußte jetzt, daß sie einer Nebenbuhlerin gegenüberstand.

„Ihr liebt ihn?" fragte sie nach einer Weile mit bebender Stimme.

„Mehr als mein Leben!"

„Und Eure Liebe wird erwidert?"

„Würde ich mich all' diesen Gefahren preisgegeben haben, wenn es nicht der Fall gewesen wäre?"

Beatrix preßte die Hand auf das Herz, erst jetzt fühlte sie, wie tief und innig sie den fremden Ritter liebte. Sollte ihr schöner, herrlicher Traum schon jetzt in Nebel zerrinnen? Sollte sie dem Ritter nur in's Auge geschaut haben, um zu erfahren, was sie verlor?

„Rettet ihn," bat Isabella noch einmal.

Beatrix schüttelte schweigend das Köpfchen, die Schatten der Trauer und Wehmuth breiteten sich über ihr Antlitz.

„Ihr wollt nicht?" fragte Bella.

„Ich kann nicht," erwiderte Beatrix, „ich selbst bin eine Gefangene in dieser Burg."

Bella ließ das Köpfchen sinken, es schmerzte sie, sich in ihrer Hoffnung so sehr getäuscht zu sehen.

„Ihr liebt ihn und Ihr werdet geliebt," nahm Beatrix nach langem Schweigen wieder das Wort, „so galten auch ihm Eure Lieder?"

„Könnt Ihr noch fragen?"

„Und dennoch wird er der Eure nicht werden, oder mein Traum hat mich betrogen."

„Euer Traum?" fragte Bella überrascht. „Was ist mit diesem Traume?"

„Es wäre besser für Euch, wenn Ihr ihn nicht erführet, und doch, vielleicht hat der Himmel Euch gesandt, um durch meinen Mund Euch Gewißheit zu geben. Hört mich an."

Beatrix erzählte dem aufhorchenden, bestürzten Mädchen den Traum der vergangenen Nacht und als sie schwieg und nun den Blick zu Isabella erhob, erschrak sie über den tiefen Seelenschmerz, der in dem düstern Blick und dem bleichen Antlitz ihrer Nebenbuhlerin sich spiegelte.

Beide, Isabella wie Beatrix, waren nicht fähig zu hoffen, über ein gebrochenes Menschenherz hinweg zu schreiten, Beide waren edle Naturen, die nur der Liebe und Freundschaft lebten.

„Das ist ein böser, böser Traum," brach Bella endlich das peinliche Schweigen, „nicht für Euch, sondern für mich! Man sagt Träume seien die Bilder der Zukunft und ich glaube es, ist mir auch Vieles im Traume erschienen, was ich später in Wirklichkeit sah und erlebte."

Beatrix nickte gedankenvoll.

„Und wenn dieser Traum dereinst in Erfüllung geht, so ist es eine Fügung Gottes, der wir uns unterwerfen müssen," erwiderte

sie theilnehmend. „Zürnt mir nicht, ich habe um seine Liebe nicht geworben.“

Bella reichte der Nebenbuhlerin die Hand.

„Kann ich Euch zürnen?“ sagte sie. „Vielleicht könnte ich Euch hassen, wenn Ihr durch andere Mittel mir die Liebe des theuren Mannes entzogen hättet, aber wenn Gott ihn Euch bestimmt hat, was will ich beginnen? Lassen wir den Dingen ihren Lauf, wenn es dem Himmel gefällt, die Liebe zu mir aus dem Herzen des Ritters zu reißen, so will ich in Geduld und Demuth mich beugen und in klösterlicher Einsamkeit ihn zu vergessen suchen. Wollt Ihr mir versprechen, nichts zu thun —“

„Ich verspreche Euch, es Gott allein zu überlassen, ob mein Traum sich verwirklichen soll,“ unterbrach Beatrix sie bewegt. „Wir Beide wollen den theuren Mann schützen —“

„Ja, das wollen wir,“ fuhr Isabella rasch fort, „er bedarf des Schutzes mehr wie Ihr glaubt. Eine Feindin, die ihm Rache geschworen hat, verfolgt ihn, ein schreckliches Gelübde zwingt sie, ohne Rast und Ruhe ihm zu folgen, bis seine Leiche zu ihren Füßen liegt, wer kann wissen, ob dieses entsetzliche Weib nicht seine Spur schon gefunden hat, ob sie nicht in diese Burg einziehen wird, um ihr schreckliches Werk zu vollbringen. Wenn Ihr es vermögt, so befreit ihn noch in dieser Nacht.“

Hand in Hand standen die beiden Mädchen einander gegenüber und es war schwer, zu unterscheiden, welche von ihnen die andere an Schönheit übertraf.

Keine Regung des Hasses durchzog ihre Seelen, nur ein tiefer, gewaltiger Schmerz, ein ahnungsschweres Bangen vor der Zukunft durchzuckte ihre Herzen.

„Ich kann es nicht,“ sagte Beatrix traurig, „ich habe hier keine Macht und keine Freiheit.“

„So schütze ihn Gott!“ flüsterte Bella.

Beatrix blieb lange in Sinnen versunken.

„Warten wir, bis die Ritter zur Ruhe sind,“ fuhr sie endlich fort, „ich besitze einen Schlüssel, der alle Thüren öffnet, vielleicht ist es möglich, daß wir ihn aus seinem Gemach befreien.“

9. Kapitel.

Die Silberlocke des Enthaupteten.

Der Falkensteiner hatte durch die sich drängenden Ereignisse die Vollstreckung des über den Schloßvogt verhängten Urtheils ganz vergessen

Der Vogt aber kannte das gute Gedächtniß seines Herrn sehr genau, er wußte, daß sein Kopf unter dem Schwerte fiel, sobald der Schloßherr in einem ruhigen Augenblicke ihm begegnete. Sein ganzes Sinnen und Trachten war auf Flucht gerichtet. Die Knechte, die ihn bewachen sollten, hatten sich berauscht, sie hielten die unausgesetzte Bewachung für unnütz, da nach ihrer Ueberzeugung der Gefangene die Burg nicht verlassen konnte, wenn er auch frei in ihr umherwanderte.

Wohl wußte man, daß es einen geheimen Ausgang gab, aber außer dem Falkensteiner und dem Ritter von Rabeneck hatte Niemand eine Ahnung davon, wo er ihn suchen sollte.

Der Schloßvogt hatte sich in später Nacht, nachdem das Zechgelage beendet war, in sein Zimmer zurückgezogen, Thomas, der Knappe Richard's, und Johann, der Knappe des fahrenden Sängers, folgten ihm dorthin, weil sie anderwärts keinen Raum fanden, in welchem sie ihr Nachtlager aufschlagen konnten.

Dem Vogt war die Begleitung dieser Beiden genehm, er fühlte das Bedürfniß, Jemandem sein Leid zu klagen und die gemeinsame Gefahr verband ja diese drei miteinander.

„Glaubt nicht, daß Ihr so ungeschoren von dannen kommen werdet,“ sagte er, während er den mit feurigem Wein gefüllten Krug die Runde machen ließ, „es hat noch kein Gast und kein Gefangener, außer den Verbündeten des Falkensteiners, ungerupft dieses Schloß verlassen. — Still, hörtet Ihr nichts?“

„Es ist die Stimme des rohen Wegelagerers, der mich so rauh zurückstieß, als ich meine Herrin vor ihm beschützen wollte,“ flüsterte Johann.

Die drei näherten sich behutsam dem Fenster, dicht unter demselben standen zwei Personen.

Das rothe Licht der Fackeln beleuchtete sie.

„Der Ritter von Rabeneck und der Pförtner,“ flüsterte der Schloßvogt.

„Also hab' Acht," sagte Rakeneck mit gedämpfter Stimme. „Der Alte reitet zuerst hinaus, so wie er draußen ist, wirfst Du das Thor zu, der fahrende Sänger wird nicht hinausgelassen."

„Soll geschehen," erwiderte der Pförtner, „aber die Verantwortung fällt auf Euch."

„Werde sie schon tragen, so der Falkensteiner Dich heftig deshalb anläßt, berufe Dich auf mich."

Der Ritter entfernte sich, sein schwankender, unsicherer Gang verrieth, daß er mehr getrunken hatte, als ihm gut war.

„Da habt Ihr's, wandte der Vogt sich zu Johann, „Ihr könnt gehen, aber das schöne Fräulein bleibt in der Gewalt Rabeneck's, der wahrlich nicht säuberlich mit Ihr umgehen wird."

„Gottes Blut, ich hätte Lust, ihm mein Schwert in die Brust zu stoßen," erwiderte Johann zornig, „ein Glück ist es für uns, daß die edlen Grafen auf unserer Seite stehen."

„Aber giebt es denn gar keinen geheimen Ausweg aus diesem Raubnest?" fragte Thomas.

„Wohl gibt es einen," erwiderte der Vogt, „aber nur die Beiden, Falkenstein und Rabeneck, kennen ihn."

„Zum Teufel, man muß ihn suchen," sagte Johann, „unserer Aller Leben ist ja bedroht."

„Suchen, suchen!" entgegnete der Vogt rathlos. „Ebensowohl könntet Ihr eine Nadel in einem Wagen voll Heu suchen."

„Ihr habt den Muth und den Verstand verloren," fuhr Johann fort, „ich wollte die Stecknadel schon finden. Steigt in die Gewölbe hinunter und untersucht die Mauern —"

„Das wäre unnütz, dort habe ich schon oft nachgeforscht und nichts gefunden."

„Habt Ihr denn gar keine Ahnung?" fragte Thomas.

„Eine Ahnung?" Hm — ja, ich glaube, daß die Fallthüre, die ich im Thurme entdeckt habe, in den unterirdischen Gang führt."

„Ich glaube das!" spottete Johann. „Zu untersuchen, ob es sich in Wirklichkeit so verhält —"

„Wenn ich's gekonnt hätte, wäre es längst geschehen. Den Schlüssel zur Kapelle, in der die Fallthüre sich befindet, gibt der Falkensteiner nie aus der Hand." Nur einmal durfte ich ihn hinein begleiten und da sah ich die Thüre."

„Und ihr habt nie versucht, das Schloß mit einem anderen Schlüssel zu öffnen?"

„O doch — aber —"

„Hier muß gehandelt werden," sagte Thomas entschlossen, „wenn Ihr nicht wollt, so thue ich es. Hört meinen Plan. Es handelt sich darum, meinen Herrn, Euch, Schloßvogt, und mich durch List oder Gewalt zu befreien —"

„Und uns Beide,“ fügte Johann hinzu.

„Das wird sich finden,“ fuhr Thomas fort, „wir werden bleiben, bis Ihr die Burg verlassen habt. Ihr seid frei und Eure Herrin muß durch List sich das Thor öffnen. Die beiden Grafen werden sie überdies beschützen und uns würde sie nur hinderlich sein, wenn wir gezwungen werden, uns mit dem Schwert eine Bahn zu brechen. Also brecht Morgen in der Frühe auf und laßt es Euch nicht kümmern, wenn auch das Thor hinter Euch zufällt, so lange ich hier bin, soll Eurer Herrin kein Leid geschehen. Geht zu ihr und verabredet mit ihr, was Ihr für nöthig haltet, ich werde unterdeß die Fallthüre suchen.“

Johann konnte sich mit diesem Plane nicht befreunden, aber auch der Vogt redete ihm zu, bis er zuletzt selbst glaubte, die Ausführbarkeit und Vortrefflichkeit desselben nicht länger bezweifeln zu dürfen.

Der Schloßvogt begleitete ihn hinauf. Wenn es auch schon spät in der Nacht war, so hoffte der Greis doch, seine Herrin noch wach zu finden.

Sie mußten scheu und vorsichtig sich durch die langen, dunklen Gänge schleichen, wenn sie vom Falkensteiner, oder einem andern Ritter sich auf diesem verbotenen Wege ertappen ließen, war Alles verloren.

Aber die Ritter und Knappen lagen längst in tiefem Schlafe, nur Rabeneck rumorte noch in seinem Gemach, an welchem der Weg der Beiden vorbeiführte.

Endlich waren sie vor der Thür des Erkergemachs angelangt, Johann lauschte und pochte, als er die Stimme seiner Herrin vernahm, leise an.

Beatrix öffnete und ließ den Greis ein, der Schloßvogt sollte draußen die Rückkehr Johann's erwarten.

In fliegender Hast berichtete der Letztere, was er vernommen hatte und was Thomas beabsichtigte.

Die Gluth der Entrüstung loderte in den dunklen Augen der Rose vom Rheingau.

„Wie darf ein Gast es wagen, so sehr das Gastrecht zu verletzen?“ fragte sie empört. „Und doch — ich kenne ihn, er wird es thun, und mein Bruder hat vielleicht seine Freude daran.“

„Schmach über ihn, wenn er es duldet,“ erwiderte Isabella, die ihre Angst und Bestürzung nicht verhehlen konnte.

„Beruhigt Euch, ich werde Euch schützen,“ fuhr Beatrix fort. „Seine bösen Absichten sollen vereitelt werden.“

„Euer Wille ist edel, aber Ihr vermögt nichts gegen die Gewalt,“ entgegnete Bella nachdenklich. „Wollt Ihr den Gefangenen schützen?“

„Ich will es; durch diesen Greis, Euren Knappen, ward mir der Weg gezeigt, auf dem ich ihn retten kann. In meinem Schmuckkästchen liegt ein alter Schlüssel, meine Mutter gab ihn mir in der Todesstunde. Wenn je eine Gefahr mich bedrohe, wenn der Feind die Burg erstürme, oder mein Bruder Hans in seinem Jähzorne mein Leben bedrohe, so möge ich mit diesem Schlüssel die Kapelle und die Fallthüre öffnen, die ich in ihr finden werde, sagte sie mir. Ohne Furcht und Grauen dürfe ich hinuntersteigen und den dunkeln Gang durchschreiten, er werde mich in Sicherheit bringen. Wohlan, hier ist der Schlüssel, gebt ihn dem Knappen des Ritters, damit er versuche, ob er den rettenden Weg damit öffnen kann, aber nicht eher soll die Flucht geschehen, bis dieses Fräulein die Burg verlassen hat."

„O Dank, Dank," sagte Isabella, „nun will ich gerne den Rath befolgen, den man mir gegeben hat. Schneidet eine Locke Eures weißen Haares ab, Johann, gebt sie mir, sie wird der Talisman sein, der mir das Thor öffnet."

Erstaunt blickten Beatrix und der Greis das Mädchen an, welches lächelnd vor ihnen stand.

„Fraget nicht, wie ich es beginnen will," fuhr Bella fort, „das Gelingen hängt vom Augenblicke ab, und ich hoffe, die Grafen werden mir beistehen. Ihr aber, Beatrix, werdet zugegen sein, damit Ihr ihnen verdollmetscht, was ich den Herren zu sagen habe. Und wenn es eine Lüge ist, was ich sagen werde, so stoßt Euch nicht daran, die Bosheit kann man nur durch eine Lüge entwaffnen."

Johann setzte unbedingtes Vertrauen in die Klugheit seiner Herrin; nachdem sie ihn beauftragt hatte, in der Morgenfrühe die Pferde bereit zu halten, eilte er hinaus, um dem harrenden Schloßvogt den Schlüssel zu übergeben.

„Jetzt haben wir das Spiel gewonnen," triumphirte Thomas, als der Schlüssel sich in seiner Hand befand.

„Sagt das nicht zu früh," warnte der Vogt, „wir sind erst dann der Gefahr entronnen, wenn wir draußen die Luft der Freiheit wieder athmen."

Mit einer kleinen Laterne versehen, schlichen die Beiden sich in den Thurm.

Die Thüre zur Kapelle war rasch geöffnet, schon näherten sie sich der Fallthüre, als plötzlich in dem Dunkel der Nacht eine Gestalt vor ihnen auftauchte.

Entsetzt fuhr der korpulente Vogt zurück, aber Thomas, der solche Ueberraschungen schon öfters erlebt hatte, verlor die Geistesgegenwart nicht.

Er zog den Dolch aus seinem Gurt und blieb stehen.

„Wer seid Ihr und wohin wollt Ihr?“ erscholl eine tiefe Stimme.

„Das frage ich Euch,“ erwiderte Thomas trotzig, „was habt Ihr in dieser Kapelle zu suchen?“

„Fragt den Schloßherrn, wenn Ihr es wissen wollt,“ lautete die Antwort, und da in diesem Augenblicke aus der Laterne, welche der Vogt hielt, ein Lichtstreif in die Richtung fiel, aus der die Stimme erscholl, so konnten die Beiden bemerken, daß sie einem Knappen des Falkensteiners gegenüberstanden.

Dem Schloßvogt entsank der Muth, es war offenbar, daß sein Herr diesen Knappen als Wächter hingestellt hatte und daß, wenn dieser sie am nächsten Morgen verrieth, die letzte Hoffnung zertrümmert war.

Auch Thomas wußte dies, aber für ihn gab es jetzt keinen Rückzug mehr, man mußte vorwärts, wenn man nicht Alles verlieren wollte.

„Habt Ihr ein Recht, hier zu stehen, so haben wir auch ein Recht, diesen Raum zu betreten,“ sagte er, und in der nächsten Secunde senkte die breite Klinge seines Dolches bis an den Griff sich in die Brust des Knappen, der lautlos zusammenbrach.

„Bei allen Heiligen, was habt Ihr gethan?“ flüsterte der Vogt entsetzt.

„Es ist schlechte Arbeit,“ erwiderte Thomas kalt, „aber hier gilt es Leben gegen Leben, da kann man nicht lange bedenken und überlegen. Er würde uns verrathen haben, deshalb mußte er fallen. Helft mir jetzt die Leiche bei Seite schaffen, der Falkensteiner wird glauben, der Wächter sei entflohen, oder der Teufel habe ihn bei lebendigem Leibe geholt.“

„Nennt den Namen Satan's nicht an einem geweihten Orte,“ sagte der Vogt, sich bekreuzend.

„Seid kein Kind, diese Kapelle hat längst ihre Weihe verloren, Jahrzehnte müssen verstrichen sein, seitdem die letzte Messe in ihr gelesen wurde.“

„Ich kann mich dessen nicht erinnern, so lange ich hier bin —“

„Ich verlange es nicht zu wissen, — faßt an.“

Die Beiden trugen die Leiche hinter den Altar, dort wurde sie unter einem Haufen alter Teppiche versteckt.

Auch die Fallthüre, die sich hinter dem Altare befand, ließ sich mit demselben Schlüssel öffnen, eine kalte, feuchte Luft wehte den Beiden entgegen.

„Es ist gut,“ sagte Thomas, nachdem er einen Augenblick in die finstere Oeffnung hinuntergeschaut hatte, „mich verlangt nicht eher darnach, hinunter zu steigen, bis die Noth es gebietet.“

Der Schloßvogt wäre am liebsten sofort entwichen, und sprach

dies unverhohlen aus, aber Thomas gab es nicht zu, weil er fürchtete, das Verschwinden des Vogts könne am nächsten Morgen bemerkt werden und zu Nachforschungen führen, die ihm und seinem Herrn den Weg versperrten. — —

Der Morgen graute kaum, als Isabella und ihr Knappe die Rosse bestiegen.

Die Ritter waren schon munter, der Thurmwart hatte dem Falkensteiner gemeldet, im Lager der Kölnischen rüste man sich zum Aufbruch.

Hans von Falkenstein und der Ritter von Rabeneck standen am Fenster, als Johann den Pförtner aufforderte, das Thor zu öffnen.

Isabella grüßte hinauf, es gewährte ihr Beruhigung, als sie am Erkerfenster auch Beatrix bemerkte, die ihren Gruß freundlich erwiderte.

Johann zögerte zuerst hinaus zu reiten.

„Vorwärts, alter Esel!“ schrie Rabeneck. „Denkt Ihr, das Thor werde offen bleiben, bis die Kölnischen hereingezogen sind?“

„Vorwärts!“ rief auch der Falkensteiner, und der Pförtner versetzte dem Roß des Knappen einen Hieb, daß es sich hoch aufbäumte und dann in wilder Eile über die Zugbrücke rannte.

Hinter ihm fiel krachend das Thor zu, die Knechte griffen an, die Zugbrücke wurde aufgezogen.

„Was bedeutet das?“ rief der Graf von Cleve, der sofort den Zweck dieses Verraths errieth. „Laßt den Sänger hinaus.“

„Die Kölnischen sind schon zu nahe,“ erwiderte der Pförtner.

„Beim heiligen Georg, hat die Angst Dir den Blick getrübt?“ fuhr der Graf fort. „Die Kölnischen sind noch nicht über den Rhein, wir haben noch eine gute Stunde Zeit!“

„Der Sänger mag warten, bis der Strauß ausgefochten ist!“ rief Rabeneck trotzig.

Auch der Falkensteiner rief hinunter, das Thor solle geschlossen bleiben, und wenn zehntausend Grafen ihm in seiner Burg Gesetze vorschreiben wollten, er werde sich nicht um sie bekümmern.

Isabella war abgestiegen, sie schritt furchtlos in das Schloß und in den Rittersaal, in welchem sie die Ritter in heftigem Wortwechsel fand.

Sie verstand die Worte nicht, aber die halb gezogenen Schwerter verriethen ihr, daß die Leidenschaften entfesselt waren, und es nur noch eines Funkens bedurfte, um die vernichtende Gluth jäh emporlodern zu machen.

Beatrix war auch herbeigeeilt, sie stand ihr zur Seite.

„Herr Hans von Falkenstein,“ sagte Isabella ruhig, und Beatrix verdolmetschte ihre Worte, „Ihr habt Euer Ritterwort

gebrochen und Euer Wappen geschändet. Ihr wollt, daß ich bleiben soll, bis dieser Strauß ausgefochten ist? Ich muß der Gewalt weichen, aber Euch wird es gereuen."

Sie nahm aus einem Etui, welches sie unter dem Wamms im Busen trug, die Locke Johanns.

„Seht den Talisman, der mich schützen, Euch vernichten wird," fuhr sie fort. „Es ist die Silberlocke eines großen Zauberers, der in der Walpurgisnacht enthauptet wurde auf Befehl Johanns ohne Land. König Johann hat den Mord schwer gebüßt, er starb im tiefsten Elend unter unsagbaren Qualen. Diese Locke gibt dem, der sie trägt und ein frommes Herz besitzt, die Kraft, zu binden und zu lösen, zu segnen und zu verfluchen und so Ihr nun noch ferner darauf besteht, mich hier, von meinem Begleiter getrennt, gefangen zu halten, werdet Ihr meinen Fluch schwer empfinden. Eure Mauern sollen brechen und einstürzen, die Grundvesten Eures Schlosses erbeben und Eure Arme erlahmen, daß Ihr wehrlos in die Gewalt Eurer Feinde fallt. Das Schwert des Henkers, der Euch richten wird, soll stumpf werden, daß Ihr unter entsetzlichen Qualen den Geist aufgebt und kein ehrliches Begräbniß soll Euch jemals zu Theil werden."

So groß der persönliche Muth und die tollkühne Verwegenheit der Ritter im offenen Kampfe war, ebenso stark war auch ihr Aberglaube, ihre Furcht vor dem, was sie nicht schauen, mit dem Schwerte nicht angreifen konnten.

Angst und Entsetzen hatten sich der Gemüther dieser starken verwegenen Männer bemächtigt, und dieses Entsetzen wurde erhöht durch die ruhige Sicherheit, mit der Isabella auftrat.

„Hinaus!" schrie der Falkensteiner. „Ich mag mit der Hexe nichts zu schaffen haben."

„Versuchen wir, ob ihr Talisman Probe hält," sagte Rabeneck mürrisch.

„Nein und tausendmal nein," erwiderte der Schloßherr, „schafft sie hinaus, wenn sie nicht gutwillig will."

„Haut ihr den Kopf ab, dann ist der Zauber gebrochen," rief Rabeneck noch einmal, am ganzen Leibe bebend vor Wuth. „Wollt Ihr Euch von diesem Milchgesicht am Narrenseil führen lassen?"

Er riß das Schwert aus der Scheide, aber alle übrigen Ritter traten schützend vor die bedrängte Jungfrau.

Mit einem grimmigen Fluch trat der Wütherich zurück, Isabella wurde von den Rittern hinausgeleitet und der Falkensteiner gab selbst dem Pförtner Befehl, das Thor zu öffnen und die Zugbrücke niederzulassen.

Mit silberhellem Lachen langte Isabella bei ihrem Knappen an. „Sollte man glauben, daß diese tapfern, übermüthigen Herren,

die, wenn sie es vermöchten, den Himmel erstürmen würden, solche Angst vor einer grauen Locke haben könnten?"

„Und wie habt Ihr es angefangen, ihnen diese Angst einzujagen?" fragte Johann.

Bella befriedigte mit einigen Worten seine Neugier und auch der Greis mußte über die Angst des tapferen Wegelagerers lachen, obschon er dem Fräulein nicht verhehlen konnte, daß es ein verwegenes und gefährliches Stücklein gewesen sei."

Am Fuße des Berges, auf welchem die Burg Gutenfels thronte, begegneten ihnen die kölnischen Haufen, an ihrer Spitze der Herzog von Brabant, Graf Robert und Simon von der Aducht.

„Gott zum Gruß," rief Bella ihnen schon von Weitem entgegen.

„Hubert von Poitou lebt, er ist heil und gesund und nur der Gefangene des Falkensteiners!"

„Erfreut über diese Kunde, auf die sie nicht mehr gehofft hatten, baten die Ritter um nähere Mittheilungen, die Isabella ihnen in gedrängter Kürze gab.

Dann, als sie geendet hatte, warf sie mit der Kraft und Gewandtheit eines Jünglings ihr Roß herum.

„Glück zu, Ihr Herren," sagte sie, „ich reite hinüber, um von den Strapatzen auszuruhen. Wenn Ihr die Mauern brecht und das Nest erstürmt, schont Beatrix, die Rose vom Rheingau, Gottes Fluch trifft den, der ihr ein Leid zugefügt."

Nur Robert von der Normandie und der Herzog von Brabant hatten diese Worte verstanden, und der Erstere brannte vor Verlangen, die schöne Rose vom Rheingau zu sehen, die er als seine Beute aus dieser Fehde heimzuführen gedachte.

Als Isabella und ihr Knappe sich entfernt hatten und die letzten Nachzügler der kölnischen Streiter verschwunden waren, traten drei Personen aus dem Gebüsch, welches an dieser Seite sich über den Berg vom Fuße bis zum Gipfel erstreckte.

Ein wunderliches Kleeblatt bildeten diese Drei, der kleine untersetzte Ritter, der so phlegmatisch in die Welt hineinblickte, der junge, feurige Page, aus dessen hellen, blitzenden Augen Lebenslust und Kühnheit leuchteten und das schlanke, schöne Weib in dem härenen Büßerinnen-Gewande.

Sie trug eiu schwarzes Kleid von grobem, wollenem Tuche, welches unter den Hüften durch einen mehrfach geknoteten Strick gehalten wurde, das schöne, von glänzend schwarzen Locken umrahmte Gesicht schaute aus einer Kapuze von demselben Tuche hervor.

Kein Schmuck war an ihr zu sehen, kein Ring, keine Kette und doch wäre sie trotz dieser schlichten ärmlichen Kleidung ein schönes Weib gewesen, wenn nicht eine wilde, dämonische Leiden-

schaft ihren feingeschnittenen Zügen einen Ausdruck verliehen hätte, der den ganzen Zauber der Schönheit vernichten mußte.

„Wir haben die Fährte gefunden, Herr von Blois,“ sagte sie, „dieser Hubert von Poitou ist der, den wir suchen.“

„Glaubt Ihr?“ fragte Stephan gleichmüthig.

Ein Blick der tiefsten Verachtung traf aus den glühenden Augen den Ritter, der mit stoischer Ruhe hinüberschaute auf die Fähre, in der Isabella und Johann sich überschiffen ließen.

„Ihr seid zu fett geworden, Herr Ritter,“ spottete sie, „Euer Verstand und Eure Seele ersticken in dem Fett. Geht, Euch kann ich meine Rache nicht anvertrauen, kehrt nach England zurück und —“

„Du lieber Gott, weshalb ereifert Ihr Euch so sehr?“ unterbrach Stephan von Blois sie ruhig. „Ihr wolltet schon so oft die Fährte gefunden haben, daß —“

„Und seht Ihr denn nicht jetzt, daß ich die richtige Spur verfolgt habe?“ fuhr Alice von Montfort mit schneidendem Hohne fort. „Erkanntet Ihr denn nicht den fahrenden Sänger?“

„Nein, wahrhaft nicht.“

„Es war Isabella Brandon, die Geliebte Richards.“

Stephan von Blois äußerte nicht das geringste Erstaunen.

„In der That, wenn das ist,“ sagte er, „dann glaube ich annehmen zu dürfen, daß Ihr Recht habt.“

„Glaubt Ihr das wirklich?“ fragte Alice spottend. „Wirklich, Ihr habt einen schärferen Verstand, als ich dachte. Aber so weit reicht Euer Muth wohl nicht, daß Ihr mich in jenes Schloß begleitet?“

„In dieses Raubnest? Könntet Ihr denn nicht abwarten, bis der, den Ihr verfolgt —“

„Genug!“ unterbrach Alice ihn scharf. „Ich habe Euch zu viel zugetraut und zugemuthet, ich entbinde Euch Eures Ritterworts und befehle Euch, mich zu verlassen. Kehrt nach England zurück, meine Fürsprache beim Könige habt Ihr, sie wird Euch die Erfüllung Eures Wunsches verschaffen.“

Ritter Stephan schüttelte bedächtig mit ernst mißbilligender Miene sein rundes Haupt.

„Da sei Gott vor, daß ich Euch verlasse,“ sagte er mit einer Gelassenheit, die dem Pagen einen nur mühsam unterdrückten Ausruf des Unwillens entlockte. „Ich habe Euch meinen Schutz gelobt —“

„Ich aber verzichte auf ihn; wo ich nicht selbst mich schützen kann, wird mein Page Georg mir beistehen, er besitzt mehr Muth und Scharfsinn wie Ihr.“

„Wollt Ihr denn wirklich in die Burg?“

„Was kümmert es Euch, ob ich es will oder nicht! — Ha, daß meine Wahl auf Euch fallen mußte! Aber es ist vielleicht besser so, ich kann allein ihn vernichten und habe keine Einrede zu befürchten, wenn ich den Schlag führe. Komm, Georg, wir werden ohne ihn fertig."

Der Page band die Pferde los, leicht und behend schwang Alice sich in den Sattel.

Stephan von Blois stand einen Augenblick, als ob er plötzlich zur Salzsäule geworden wäre; mit offenem Munde stierte er den Beiden nach, die langsam den Berg hinanritten.

Er schien noch immer nicht zu fühlen, welche erbärmliche, armselige Rolle er spielte; nachdem er sich von seinem Erstaunen so weit erholt hatte, daß er über die Worte Alicens nachdenken konnte, zuckte er gleichgültig die Achseln, als ob er sagen wollte, ihm sei das Alles vollständig einerlei, Jeder müsse selbst wissen, wie er sich zu betten habe.

Er näherte sich seinem Pferde, stieg bedächtig in den Sattel, und das Roß, welches die Ansichten seines Reiters zu theilen schien, trabte ebenso bedächtig mit ihm von dannen.

10. Kapitel.

Ein entsetzliches Wurfgeschoß.

Mit todesverachtendem Muthe hatten die Kölnischen den Angriff begonnen.

Von einer regelrechten Belagerung mit den Blyden, Mangen und Tummlern, diesen damals üblichen Wurfzeugen, absehend, waren sie sofort zum Sturm übergegangen.

Der Falkensteiner erwartete sie sonder Furcht und Unruhe.

Auf dem Burghofe stand eines jener Werkzeuge mit schweren Steinen beladen, und als nun die Kölnischen so nahe gekommen waren, daß das Geschoß mit Aussicht auf Erfolg unter sie geschleudert werden konnte, gab er Befehl, den Kampf zu beginnen.

„Hei, seht nur, wie sie auseinanderfahren!" schrie Rabeneck lachend. „Wie eine Heerde Schafe, darunter der Wolf fährt!"

Die Bogenschützen und die, welche auf den Mauern die Pechkränze bereit hielten, begannen jetzt auch ihre Arbeit.

Mancher Söldner, mancher Knappe wurde von den schweren Steinen erschlagen, von den Pfeilen und Armbrustbolzen getödtet

und den brennenden Pechkränzen versengt, aber demungeachtet stürmten die Angreifer mit Aexten, Streitkolben und Sturmleitern an.

„Ihr Herren, jetzt ist es Zeit!“ rief der Falkensteiner seinen Verbündeten zu, von denen ein Jeder seinen ihm bestimmten Posten zu vertheidigen hatte.

Vergebens stellte Simon von der Aducht sich zu Fuß an die Spitze seiner Söldner, umsonst stürzten der Herzog von Brabant und Graf Robert, die Ihrigen anfeuernd, sich in das dichteste Handgemenge, die Vortheile, welche die Belagerten hatten, waren zu groß.

Die Kölnischen erlitten bedeutende Verluste, die schweren Felsblöcke fielen in die anstürmenden Massen hinein und richteten eine Verwirrung an, die den Angreifern mehr schadete, als der Verlust einiger Knappen.

Auf beiden Seiten waren mehrere Ritter verwundet, aber dies steigerte nur die Erbitterung.

Richard sah vom Fenster seines Gemachs aus dem Kampfe zu, er erkannte sofort, daß nur durch List oder durch eine regelrechte Belagerung die Burg einzunehmen war, aber er wagte nicht, den Angreifern zuzurufen, weil er die Rache seiner Gegner, in deren Gewalt er sich befand, fürchten mußte.

Da vernahm er plötzlich, daß die Thüre geöffnet wurde, er wandte sich um und sah sich der Rose vom Rheingau gegenüber.

Trotz dem erbitterten Kampfe vor und auf den Mauern der Veste zeigte Beatrix weder Unruhe noch Angst.

„Herr Ritter, ich begebe mich unter Euren Schutz,“ sagte sie, „ich weiß nicht, wie dieser Kampf enden wird, aber ich meine, der, auf dessen Seite das Recht sich befindet, müsse siegen.“

„Gott gebe es!“ erwiderte Richard, dessen Blick mit Bewunderung auf dem schönen Mädchen ruhte. „Sollten meine Freunde den Sieg davon tragen, so dürft Ihr auf meinen Schutz und sicheres Geleite rechnen. Ich beklage es, daß Ihr alsdann die Burg Eurer Väter verlassen müßt, aber es liegt nicht in meiner Macht, dies zu ändern.“

„Ich weiß es,“ sagte Beatrix ruhig, „ich ergebe mich demüthig in Gottes Rathschluß. So Eure Freunde nicht siegen, werdet Ihr in der nächsten Nacht Eure Freiheit erlangen, Euer Knappe kennt den Weg, den Ihr nehmen müßt.“

„Dank, tausend Dank —“

„Dankt mir nicht, Herr Ritter, ich erfülle meine Pflicht, indem ich die schlimmen Pläne meines Bruders durchkreuze —“

Richard hatte sich rasch dem Mädchen genähert.

„Beatrix, ich beschwöre Euch, fliehet mit mir,“ sagte er,

erregt, „bleibt nicht in diesem Schlosse, welches dem Strafgericht verfallen ist.“

„Und Isabella Brandon?“ sagte Beatrix, den Ritter forschend anblickend.

Richard erschrak, das Bild der Geliebten tauchte vor seinem geistigen Auge empor.

„Habt Ihr sie nicht erkannt gestern Abend an ihrer lieblichen Stimme?“ fuhr Beatrix fort. „Euretwegen hat sie die Gefahr gesucht, sie würde das Schloß nicht verlassen haben, wenn sie nicht wüßte, daß Ihr binnen wenigen Stunden frei sein werdet.“

Richard hatte den Blick gesenkt, jedes Wort, welches Beatrix sprach, traf und verwundete seine Seele.

Durfte er Isabella verlassen, durfte er ihr die Treue brechen, ihr, die ihn so innig liebte, die Alles für ihn wagte?

Und dennoch fühlte er die Liebe zu ihr in seinem Herzen erkalten, seitdem er Beatrix in's Auge geschaut hatte.

Woher das kam, wußte er nicht, er konnte es sich nicht erklären.

„Ich zürne ihr, daß sie meinetwegen ihr Leben gewagt hat,“ sagte er leise, „aber hindert Euch das, dies Schloß zu verlassen? Sagt mir, wohin Ihr Euch zu wenden gedenkt und ich werde Euch hinführen.“

„Ich werde dieses Haus nicht verlassen, bevor die Sieger eingezogen sind,“ erwiderte Beatrix mit fester Ruhe, „der Armen wegen, die meine Hülfe nicht entbehren können, darf ich mir die Rückkehr in das Haus meiner Väter nicht unmöglich machen.“

„Bedenkt die Gefahr —“

„Mein Leben steht in Gottes Hand, Herr Ritter, und wenn die Kölnischen siegen, so vertraue ich auf Euren Schutz. Nehmt diesen Schlüssel, er öffnet die Thüre Eures Gemaches, wartet, bis Euer Knappe kommt und folgt ihm. Ein Dritter wird Euch begleiten, der Schloßvogt, über den mein Bruder das Todesurtheil gesprochen hat, weil er gewagt hat, mich in's Burgverließ zu den Gefangenen zu führen.“

Sinnend blickte Richard auf den kleinen, kunstvoll gearbeiteten Schlüssel, der in seiner Hand lag.

„Und die gefangenen Kaufleute?“ fragte er.

„Ich kann sie nicht befreien,“ entgegnete Beatrix traurig, „die Schlüssel zu ihrem Kerker sind im Besitze meines Bruders, sie müssen ihr Heil auf den Sieg der Kölnischen bauen.“

Beatrix schritt langsam auf die Thüre zu, noch einmal traf ein inniger Blick aus ihren Augen den Ritter, in dessen Seele ein gewaltiger Kampf tobte, dann schritt sie hinaus.

Vor der Veste wüthete noch immer der Kampf.

Die Kölnischen hatten drei Knappen des Falkensteiners von

den Mauern herunter gerissen, und schon wollten sie mit lautem Siegesgeschrei auf diesem entblößten Punkte eindringen, als der Falkensteiner und Hermann von Rabeneck sich ihnen entgegenwarfen.

Ihre Schwerter spalteten den ersten den Schädel, mit gewaltigen Hieben hielten sie die Stürmenden zurück, bis diese erschöpft abließen.

Die Heerführer der Kölnischen riefen ihre Schaaren zurück, sie sahen ein, daß es nutzlos war, den Sturm fortzusetzen.

Umgeben von seinen Söldnern hielt Simon von der Abucht hoch zu Roß vor der Burg.

„Hans von Falkenstein, Ihr habt diese Fehde mit sechsfachem Mord begonnen," rief er, „seht her, wie wir Vergeltung üben."

„Der Kreis öffnete sich, die gefangenen Knappen des Schloßherrn standen mit dem Strick um den Hals unter den Bäumen.

„Dasselbe Loos wird Euch treffen," fuhr der Ritter von der Abucht fort, „so Ihr in unsere Hände fallt, werdet Ihr den schimpflichen Tod eines Raubmörders sterben."

Seiner Sinne nicht mehr mächtig, stürzte der Falkensteiner auf den Schloßhof.

„Die Thore offen!" schrie er. „Führt die Pferde vor, in seinen verruchten Hals will ich diesem verwegenen Henkersknechte mein Schwert stoßen."

Rabeneck hielt ihn zurück, er flüsterte ihm einige Worte in's Ohr, ein teuflisches Lächeln glitt über das kirschbraune Gesicht des Schloßherrn.

Er nickte, Rabeneck winkte einigen Knechten und trat, von ihnen begleitet, in's Schloß.

„Kommt nur heran, wenn Ihr den Muth habt, Eure Veste zu verlassen!" rief der Herzog von Brabant.

„Wenn Ihr es thut, ist die Veste verloren," sagte der Graf von Cleve warnend.

Rabeneck kehrte in diesem Augenblick zurück, die Knechte führten den kölnischen Kaufherrn Johann Reifferscheid in ihrer Mitte.

„Vorwärts!" befahl Rabeneck, „bindet ihn und legt ihn auf die Gabel."

„Bei allen Heiligen, Falkenstein, was wollt Ihr thun?" fragte der Graf von Geldern entsetzt.

Höhnisch lachte der Falkensteiner auf.

„Sie wollen ja die Gefangenen heraushaben," sagte er mit eisiger Kälte, „ich will ihnen das Vergnügen machen und auf das Lösegeld für diesen verzichten."

Die Knechte hatten den Gefangenen zum Wurfzeug geführt.

Dieses Geschütz bestand aus einem schweren Balken, der ver-

mittelst eines auf starken eisernen Federn ruhenden Apparats in die Höhe geschnellt wurde.

Das Geschoß selbst wurde auf eine breite eiserne Gabel gelegt, die sich am äußersten Ende dieses Balkens befand.

Der Gefangene war an Händen und Füßen gefesselt, die Knechte warfen ihn trotz seinem Flehen und Jammern auf die Gabel.

„Das ist ein Bubenstück!“ schrie der Graf von Cleve. „So Ihr es ausführt, sind wir —“

„Bedenkt Eure Worte,“ unterbrach der Falkensteiner ihn rauh, „so lange Ihr in meiner Brrg seid, habe ich Gewalt über Euch, Herr Graf von Cleve.“

Trotz dieser drohenden Warnung eilte der Graf hinzu, er kam zu spät, das Räderwerk knarrte, der Balken schnellte empor, der Körper des Unglücklichen flog in hohem Bogen über die Mauer mitten in die Schaar der Kölnischen hinein, die entsetzt auseinander floh.

Und diesen Augenblick des Entsetzens, der Wuth und der Verwirrung benutzend, ließ der Falkensteiner das Thor öffnen.

Unter den Hufschlägen der Hengste donnerten die Bohlen der Zugbrücke; die ganze Schaar der Ritter und Reisigen warf sich auf die Kölnischen, die auf solchen Angriff nicht vorbereitet, dazu in Verwirrung und Unordnung, nicht Stand zu halten vermochten.

Der Herzog von Brabant warf sich dem Falkensteiner entgegen, während Simon von der Aducht den Ritter von Rabeneck und Graf Robert den Ritter vom Drachenfels aufhielt, aber von den Ihrigen, die in wilder Flucht den Berg hinuntereilten, verlassen, nur noch von ihren Leibknappen umgeben, konnten sie der Uebermacht nicht Stand halten.

Sie mußten weichen und über den zerschellten, blutenden Körper des so entsetzlich gemordeten Kaufmanns stampften die Hufe der schwer gepanzerten Rosse.

Ein wilder Fluch entrang sich den Lippen des Falkensteiners, als er an den Leichen seiner erhenkten Knappen vorbeistürmte, er schwur blutige Rache.

Wäre es nach seinem Willen gegangen, so würde er die Kölnischen verfolgt haben bis in ihr Lager, er wollte sie in den Rhein stürzen, sie Alle vernichten, — aber das Blatt wendete sich plötzlich.

Am Fuße des Berges hatten die Knappen und Söldner Halt gemacht und sich gesammelt.

Ihrer Flucht sich schämend, erwarteten sie in festgeschlossenen Reihen die Verfolger.

Der Herzog von Brabant stellte sich an ihre Spitze und jetzt war die Uebermacht auf der Seite der Kölnischen.

Der Falkensteiner beachtete es nicht, er stand im Begriff, sich in die Schaar hineinzustürzen, als er, seitwärts schauend, bemerkte, daß die Grafen von Cleve und von Geldern das Schwert einsteckten und mit ihren Mannen zu den Kölnischen übergingen.

„Freund oder Feind?“ rief Simon von der Aducht, der ihren Absichten mißtraute.

„Freunde!“ erwiderte der Graf von Cleve, das Visir öffnend. „Wir wollen Euch beistehen in der Fehde wider diese Buben, deren Mordgelüste alles Maaß überschreiten.“

Mit lautem Jubel nahmen die Kölnischen den neuen unerwarteten Zuwachs in ihre Reihen auf, und dem Falkensteiner sammt seinen Freunden blieb nichts übrig, als die Rosse zu wenden und den Rückzug anzutreten.

Sie sprengten auf dem Wege zurück, auf welchem sie gekommen waren, verfolgt von den Feinden, die jetzt schon das Spiel gewonnen zu haben glaubten.

Aber kaum hatte der letzte Knappe den Schloßhof erreicht, als das Thor geschlossen und die Brücke emporgezogen wurde, und schon im nächsten Augenblick schleuderte das Wurfzeug wieder seine vernichtenden Geschosse unter die Schaaren, die den Angriff wiederholen wollten.

Die Grafen von Cleve und Geldern riethen, den Angriff nicht zu erneuern, da die Streiter zu sehr erschöpft seien; ihr Rath ging dahin, bis zum nächsten Tage zu warten und alsdann mit frischen Kräften anzugreifen; nach ihrer Meinung konnte die Veste, vermöge ihrer starken Mauern und ihrer vortrefflichen Vertheidigungsmittel, sich noch mehrere Wochen halten, trotzdem die Zahl der Vertheidiger geschwächt war.

Die Kölnischen Heerführer billigten nach kurzer Berathung diesen Vorschlag, aber sie führten ihre Schaaren nicht über den Rhein zurück.

Am Fuße des Berges wurde das Lager aufgeschlagen und eine Postenlinie ausgestellt: nicht einen einzigen von denen, die sich jetzt noch in dem Raubnest befanden, wollte man entrinnen lassen.

11. Kapitel.

Der räthselhafte Gast.

Weder der Falkensteiner, noch einer seiner Genossen hatte das schöne Weib in dem Büßerinnengewande bemerkt, welches, von einem Pagen begleitet, sich den Rittern auf ihrem Rückzuge anschloß. Nur einige Knappen bemerkten sie in dem Moment, in welchem der ganze Troß über die Zugbrücke donnerte und da war es zu spät, ja unmöglich, sie zurückzuweisen.

Jetzt stand sie im Rittersaale vor den versammelten Herren, um Rede zu stehen und sich zu verantworten, denn die Ansicht, daß sie eine Kundschafterin der Kölnischen und von diesen ausgeschickt sei, um Verrath zu üben, war vorherrschend.

Kühn, fast trotzig, schaute Alice dem Ritter vom Drachenfels in's Gesicht, der diese Anklage wieder sie erhob.

„Ich habe mit den Kölnischen nichts gemein," sagte sie ruhig. „Sehe ich aus, wie eine Kundschafterin? Würde ich freiwillig hierher gekommen sein —"

„So sprecht, wer seid Ihr und weshalb seid Ihr gekommen?" unterbrach der Ritter von Rüdesheim sie barsch.

„Wer ich bin?" fuhr Alice fort. „Eine Büßerin."

„So wollt Ihr uns glauben machen," erwiderte Rabeneck, „aber Euer härenes Gewand täuscht uns nicht. Woher kommt Ihr?"

„Fragt nicht, woher ich komme, noch wohin ich gehe, noch wie ich heiße, noch welche Kleidung ich früher getragen habe, die Vergangenheit liegt hinter mir und ich mag nicht an sie erinnert werden. Ich nenne mich die Büßerin, weil ein Gelübde mich bindet, Buße zu thun in Sack und Asche, bis mir das Werk der Rache gelungen ist."

„Fürwahr, Ihr seid ein seltsamer Gast," rief der Falkensteiner lachend. „Wißt Ihr denn nicht, daß ich wohl die Mittel habe, Euch die Zunge zu lösen, wenn mich darnach gelüstet? Ein Wink von mir und Ihr liegt auf der Folterbank."

„Ihr werdet diesen Wink nicht geben," entgegnete Alice ruhig, „an einem schwachen Weibe darf ein Ritter sich nicht vergreifen."

„Oho, wer will's mir verbieten?"

„Eure Ritterehre, der Eid, den Ihr geschworen habt."

„Ihr führt eine kühne Sprache, Weib," sagte Rabeneck. „Was wollt Ihr hier?"

„Ich will Rache nehmeu an dem, der mein Glück vernichtet hat," entgegnete Alice mit düsterer Entschlossenheit.

Die Ritter blickten einander fragend an.

„Zum Teufel, erklärt Euch deutlicher," sagte Hans von Falkenstein. „Unter uns Allen ist Keiner, der Euch kennt und eines Knapen wegen werdet Ihr Euch schwerlich der Gefahr ausgesetzt haben. Also wer ist der, an dem Ihr Rache nehmen wollt?"

„Erlaubt, daß ich es Euch allein sage."

„Ist es ein Geheimniß?"

„Nein, aber ich möchte mich nur Einem vertrauen, dem Schloßherrn."

Rabeneck wollte zornig auffahren, er äußerte, man solle mit einer Landstreicherin nicht so viele Umstände machen und sie, wenn sie nicht freiwillig reden wolle, auf die Folter spannen, aber der Falkensteiner befahl ihm, zu schweigen.

„Mit Verlaub, Ihr Herren," sagte er, indem er sich erhob, „ich denke, wir werden einige Stunden Ruhe haben, benutzt die Zeit und stärkt den Körper für den nächsten Tanz; ich will das Begehren dieses seltsamen Gastes erfüllen und hören, was sie verlangt."

Er führte Alice in ein besonderes Gemach und forderte sie durch einen Wink auf, sich auf die Bank niederzulassen.

Bisher hatte kein Weib durch ihre Reize Eindruck auf ihn gemacht, jetzt aber, als Alice die Kapuze zurückschlug und ihr von dichten Locken umwalltes Haupt mit den schönen Formen und den leidenschaftlich blitzenden Augen aus dem groben Gewande zu ihm aufschaute, fühlte er in seiner Seele eine wilde Leidenschaft erwachen.

Ein Sinnesrausch erfaßte ihn, den er nie zuvor gekannt hatte, und dem scharfen Blick Alicens entging das Erwachen dieser Leidenschaft nicht.

Sie trat ihm so nahe, daß ihr Athem seine erglühende Wange streifte und er zitterte unwillkürlich, als ihre kleine, zarte Hand sich auf seinen Arm legte.

„Der Ritter, den die Kölnischen an Euch abgesandt haben und den Ihr hier gefangen haltet, ist mein Todfeind," sagte sie leise und der Ton ihrer Stimme war jetzt weich und berauschend. „Ihm habe ich Rache geschworen, blutige Rache, seinetwegen habe ich das Gewand der Büßerinnen angelegt, welches ich erst nach Erfüllung meines Racheschwurs wieder ablegen darf. Der Ritter ist in Eurer Gewalt, rächt mich an ihm."

Hans von Falkenstein fand im ersten Augenblick keine Antwort, er verschlang mit den Blicken das schöne Weib, welches durch ihr verführerisches Lächeln und die Gluth ihrer Augen das verzehrende Feuer seiner Leidenschaft schürte.

„Er ist mein Gefangener,“ erwiderte er nach einer Pause, „ich habe ihm ritterliches Gefängniß gelobt.“

„Er ist Euer Feind und wenn Ihr in die Gewalt seiner Freunde fallt, so fällt Euer Haupt unter dem Schwerte des Henkers.“

„So weit sind wir noch nicht,“ höhnte der Ritter.

„Und ich hoffe, es wird soweit auch nicht kommen,“ fuhr Alice fort. „Aber die Drohungen seiner Freunde berechtigen Euch —“

„Er hat mein Wort, ich darf es nicht brechen,“ unterbrach der Falkensteiner sie rauh.

„So überlaßt ihn mir, ich werde das Werk allein vollbringen und Euch kann keine Verantwortung treffen.“

„Ihr wollt es vollbringen?“ fragte der Schloßherr spottend. „Wer eine Eiche fällen will, muß einen starken Arm haben.“

„Wie ich es vollbringen will, das sei meine Sorge,“ sagte Alice, und abermals traf aus ihren dunklen Augen ein verführerischer Blick den Ritter, dem das Blut in die Stirne schoß. „Gebet mir den Schlüssel zu seinem Gemach —“

„Ist es darauf abgesehen?“ fragte der Falkensteiner mißtrauisch und eifersüchtig zugleich. „Ihr denkt, mich so leicht überlisten zu können?“

Alice machte eine Bewegung des Unmuths und der Ungeduld „Ihr traut meinen Worten nicht,“ sagte sie, „und ich habe Euch doch gebeten, die Rache für mich zu übernehmen.“

„Seid mein und ich will es thun!“ rief Hans von Falkenstein rasch, der seiner Leidenschaft Alles, selbst seine Ritterehre unterordnete, die ja ohnedies schon genugsam geschändet war.

Fest und ruhig blickte Alice zu ihm auf, das Lächeln war von ihren Lippen verschwunden, ein Zug ernster Entschlossenheit lag um ihre Mundwinkel.

„Es sei,“ erwiderte sie, „auch dieses Opfer will ich der Befriedigung meines Hasses bringen.“

Der Schloßherr breitete die Arme aus, um das schöne Weib zu umfassen, Alice trat rasch zurück.

„So meine ich's nicht,“ sagte sie in drohendem Tone, „erst nach vollbrachtem Werke bin ich die Eure.“

„Ich aber will den Lohn vorab haben,“ erwiderte der Ritter trotzig, indem er den Angriff erneuerte.

„Zurück!“ rief Alice und in ihrer Hand blitzte plötzlich ein

Dolch, „bei Gott, ich senke diese Waffe in Eure Brust, wenn Ihr mir Gewalt anthun wollt. Ich habe gelobt, daß keines Mannes Hand mich berühren solle, ehe ich die Leiche dessen vor mir sehe, dem ich Rache schwur. Zwingt mich nicht, Herr Ritter, meine Ehre und Unschuld zu vertheidigen, die ich freiwillig Euch hingeben werde, wenn Ihr mich vor die Leiche jenes Mannes führt."

Hans von Falkenstein war zurückgetreten, er strich nachdenklich seinen Bart und ließ dabei seinen Blick mit dem Ausdruck der Bewunderung auf dem kühnen Mädchen ruhen.

„Wie leicht wäre es mir, Eurer schwachen Hand diese Waffe zu entreißen," sagte er, „aber ich sehe ein, daß ich nichts dadurch gewinne. Werdet Ihr Euer Wort halten, wenn ich das meinige erfüllt habe?"

„Ich schwöre es zu Gott und allen Heiligen."

„Wohl, so seid Ihr morgen mein."

„Weshalb nicht schon heute? Was hindert Euch —"

„Hört mich an. Wäre jener Mann ein Söldner oder Knappe, so ließ ich ihn auf das Wurfzeug binden und mit zerschellten Gliedern in das Lager der Kölnischen hinüberschleudern, aber er ist ein adeliger Ritter und ich habe ihm im Beisein meiner Gäste mein Wort gegeben, daß er ritterliches Gefängniß haben sollte. Wenn ich dieses Wort breche, wenn ich selbst meinen Gefangenen niederhaue oder ihn tödten lasse, so werden die, welche mir jetzt noch treu sind, mich verlassen und zum Feinde übergehen. Ein Anderes ist es, wenn ich damit warte, bis die Kölnischen den zweiten Sturm beginnen. Im Getümmel des Kampfes werde ich in sein Gemach treten und ihn niederhauen, ich werde seine Leiche hinunterstürzen auf den Schloßhof und meinen Verbündeten sagen, er habe sein Wort gebrochen und sich am Kampfe betheiligt. Ich werde ihnen erklären, er habe hinterrücks unsere Knappen überfallen und gemordet, das sei der Grund, weshalb ich ihn niedergestreckt habe."

Alice nickte, was galt es ihr, ob dies ein feiger, erbärmlicher Meuchelmord war, ihr Herz durstete nach dem Blut jenes Mannes, es war ihr gleichgültig, durch welches Mittel er befriedigt wurde.

„Erlaubt mir, daß ich Euch begleite," sagte sie. „Auge in Auge möchte ich ihm gegenüberstehen, wenn der rächende Todesstreich ihn trifft."

„Wie Ihr wollt," entgegnete der Wegelagerer, „ich will's Euch nicht wehren. Sobald der Kampf beginnt, haltet Euch bereit, im Rittersaale mögt Ihr mich erwarten."

„Und Ihr glaubt, daß der Kampf erst morgen —"

„Wer weiß das, wenn die Kölnischen zu sehr erschöpft sind, werden sie wohl warten bis morgen. Geht jetzt, ein Page soll

Euch zu meiner Schwester führen, sagt ihr nichts, ich fürchte, sie denkt mehr an den Ritter, als es ihrer Seelenruhe gut ist."

„Sie liebt ihn?" fragte Alice.

„Und wenn sie es thäte!" erwiderte der Falkensteiner kalt. „Sie kann ihn nicht retten, außerdem ist sie die Verlobte des Ritters von Rabeneck."

Alice war mit dem Erfolg, den sie errungen hatte, zufrieden, sie bedeckte ihr Haupt wieder mit der Kapuze und folgte dem Pagen, der vom Schloßherrn beauftragt war, sie in das Gemach der Rose vom Rheingau zu führen.

Beatrix war überrascht, als die Büßerin eintrat; seit dem Tode ihrer Mutter hatte kein Weib die Schwelle des Gutenfels überschritten, was wollte die Büßerin im Schlosse?

„Verzeiht, wenn ich in diesen schweren Tagen Euch zur Last falle," sagte Alice, der dieses sanfte Madonnengesicht ein Lächeln kalter Geringschätzung entlockte, „mein Wille war es nicht, hier einzukehren."

„In solchen Tagen heißt man den Gast doppelt willkommen, fromme Frau," erwiderte Beatrix mit herzgewinnender Freundlichkeit. „Ihr seid gezwungen worden, hier —"

„Ich hielt mit meinem Pagen am Wege, als die Ritter in wilder Eile vorbeistürmten, sie rissen unsere Pferde mit sich fort, und wir konnten uns dem Gedränge nicht entwinden."

Beatrix beauftragte ihre Amme, für Erfrischungen zu sorgen, Alice wies Alles, außer einem Stückchen Brod und einem Trunk Wasser, zurück.

Sie schützte ihr strenges Gelübde vor, und die Rose vom Rheingau empfand inniges Mitleid mit der Büßerin, die gewiß eine schwere Sündenlast zu büßen hatte.

Sie fragte nicht; in die Geheimnisse Anderer wollte sie nicht eindringen, und damit die Büßerin keine Gelegenheit finden sollte, sie aus freien Stücken einzuweihen, lenkte sie das Gespräch auf den englischen Minstrel, der am Abend vorher im Schlosse gewesen war.

Alice hörte schweigend zu, sie wußte ja, wer dieser Minstrel gewesen war, sie glaubte in den Mittheilungen des Mädchens manchen Haltepunkt für die Vermuthung des Schloßherrn zu finden.

Beatrix war zu vorsichtig, als daß sie der Büßerin so rasch ihr ganzes Vertrauen geschenkt hätte, aber doch in der Einfalt ihres Herzens und in ihrer Unerfahrenheit nicht schlau genug, um nicht Manches zu verrathen, was zu Vermuthungen Anlaß geben konnte.

Alice verstand es in hohem Grade, die Herzen im Sturme zu erobern, nicht durch ihre äußere Schönheit allein, sondern durch

ihr Mienenspiel, ihren Blick, den weichen, einschmeichelnden Ton ihrer Stimme und ihre glatten Worte.

Die Beiden waren kaum eine Stunde beisammen, als Beatrix schon die Unklugheit beging, der Büßerin zu erzählen, durch welche List der Minstrel sich das Thor geöffnet hatte.

Alice lachte recht hell und listig mit, aber in ihrem Innern tobte es gewaltig.

Wenn Beatrix die Hand zu diesem Betrug, zu dieser Ueberlistung ihres Bruders geboten hatte, wer bürgte dafür, daß sie nicht auch auf Mittel sann, den gefangenen Ritter zu befreien?

Ja, bei näherem Nachdenken und tieferem Eindringen in die Sachlage hielt Alice sich überzeugt, daß dieses Mittel schon gefunden sein müsse, da ja im andern Falle Isabella das Schloß nicht verlassen haben würde.

Diese Vermuthung lag so nahe, daß sie zur Gewißheit werden mußte, und Alice hielt es für ihre Pflicht, den Schloßherrn, unter Hinweis auf den ihm gespielten Betrug zu warnen und zu schärfster Wachsamkeit zu ermahnen.

Sie verließ unter einem schicklichen Vorwande das Gemach und suchte den Ritter auf.

Der Schloßherr knirschte vor Wuth, als er die Komödie mit der Locke des Enthaupteten erfuhr.

Er wollte es sofort seiner Schwester entgelten, Alice hielt ihn zurück, weil sie hoffte, im Laufe des Abends noch mehr zu erfahren.

Die Besorgnisse Alicens theilte der Falkensteiner nicht, der Gefangene saß in einem festen Gemach, und selbst wenn es ihm gelang, dieses zu verlassen, entweichen konnte er nicht; der geheime Ausgang war ja nach seiner Ueberzeugung nur ihm und seinem Freunde Rabeneck bekannt.

Er rieth ihr, zu Beatrix zurückzukehren und zu erforschen, ob in der That ein Fluchtplan vorliege, wenn dies der Fall sei, solle Alice ihn unverzüglich benachrichtigen.

Vielleicht wäre es ihr gelungen, das Vertrauen der Rose vom Rheingau ganz zu gewinnen, ihr das Geheimniß zu entreißen, wenn die Wuth des Falkensteiners über den ihm gespielten Possen, zu der sich der Zorn über den Abfall seiner Verbündeten gesellte, nicht Alles verdorben hätte.

Hans von Falkenstein wollte seine Schwester empfindlich züchtigen und er wußte sehr wohl, wodurch er das erreichen konnte.

Begleitet von Rabeneck trat er kurz nach seiner Unterredung mit Alice in ihr Gemach.

„Der Ritter von Rabeneck, mein Freund und Waffengefährte, hat um Deine Hand geworben,“ sagte er in rauhem Tone, „Du

wirst ihn nach beendeter Fehde ehelichen und als sein Gemahl ihm in sein Schloß folgen."

Stumm und starr vor Bestürzung und Schrecken blickte Beatrix den Bruder an, sie konnte nicht glauben, daß dies sein Ernst sein sollte, und doch las sie in seinem strengen, kalten Gesicht, daß er in vollem Ernste zu ihr gesprochen hatte.

„Erlaubt, schöne Braut, den Handkuß," nahm Rabeneck, mit einem sarkastischen Lächeln auf den Lippen, das Wort, indem er vortrat und ein Knie vor dem schönen Mädchen beugte. „Ich will Euch halten in allen Ehren —"

„Hinweg!" rief Beatrix empört. „Nimmer werde ich Euch das Jawort geben!"

„So werde ich Dich dazu zwingen!" erwiderte der Falkensteiner, wüthend über den Widerspruch, den er gleichwohl vorausgesehen hatte. „Ich werde den trotzigen Kopf beugen —"

„Es wird Euch so wenig, wie diesem gelingen," unterbrach ihn Beatrix, bebend vor Entrüstung. „So weit reicht Eure Macht nicht, daß Ihr mich zwingen könnt, vor dem Altar Gottes diesem Menschen Gehorsam zu geloben."

„Oho!" fuhr Rabeneck auf. „Wollt Ihr nicht im Guten, so müßt Ihr im Bösen, mein sollt Ihr werden!"

„Die Jungfrau Maria wird mich schützen vor Eurer Gewaltthätigkeit," erwiderte Beatrix mit einer Hoheit, die jeden Andern niedergeschmettert haben würde. „Pocht nicht so sehr auf Eure Macht, auch ihr ist ein Ziel gesetzt und wer weiß, wie nahe dieses Ziel ist!"

„He — Dir wäre es wohl eine freudige Botschaft, wenn die Kölnischen hier einzögen und Dein Bruder in ihre Hände fiele?" donnerte der Schloßherr.

„Da sei Gott vor, ich hoffe noch immer, Ihr werdet umkehren," sagte das Mädchen muthig, „wandelt Ihr aber fort auf diesem Wege, so verschuldet Ihr selbst das Strafgericht, welches am Ende solcher Laufbahn Euch treffen muß."

„Nun, Ihr werdet dieses Ende ja sehen," spottete Rabeneck, „vielleicht theilt Ihr es als mein eheliches Gemahl. Hofft nicht, daß ich von Euch ablassen werde, die Hoffnung wäre vergeblich. Kommt, Falkenstein, wir wollen ihr Zeit gönnen, sich von ihrer freudigen Ueberraschung zu erholen, morgen wird das Täubchen schon kirre sein."

„Wenn sie es nicht ist, Tod und Teufel, ich werde sie kirre machen!" schrie der Schloßherr, daß man seine Stimme im Lager der Kölnischen hören konnte. „Sollte ich ein Kloster erstürmen müssen, um einen Pfaffen herzuschaffen, der den Segen spricht, Euer Gemahl soll sie werden, Gott und allen Heiligen zum Trotz!"

„Ereifert Euch doch nicht so sehr," sagte Rabeneck gelassen, „wenn das Kätzchen die Krallen zeigen will, schlägt man es auf die Pfoten."

Unter rohem Lachen entfernten die Ritter sich, aber der Falkensteiner täuschte sich, wenn er glaubte, seinen Zweck erreicht zu haben.

12. Kapitel.

Die Nachtwandlerin.

Die Ritter hatten sich früh zur Ruhe begeben, auf dem Burghof und im Schlosse vernahm man nur noch den gemessenen Schritt der Wachen, welche die Veste vor einem Ueberfall sichern und das Entweichen der Gefangenen verhindern sollten.

Auch Beatrix war zur Ruhe gegangen, aber sie schlief nicht, völlig angekleidet lag sie auf ihrem Lager sinnend und grübelnd.

Sie traute der Büßerin nicht mehr, sie hatte in ihren Augen eine tückische Bosheit aufleuchten gesehen, als ihr Bruder und Rabeneck sie so tief verwundeten.

Alle Bemühungen Alice's, über den gefangenen Ritter und die Absichten der Rose vom Rheingau Näheres zu erfahren, waren vergeblich gewesen, Beatrix hatte auf ihre versteckten und offenen Fragen erwidert, sie kenne den Ritter nicht.

Alice ließ sich durch diese ausweichende Antwort in ihren Vermuthungen nicht beirren, sie beobachtete verstohlen das Mädchen und Beatrix fühlte, daß sie beobachtet wurde.

In ihrer Seele war der Plan gereift, zu entfliehen, Richard zu begleiten, ihr bangte vor der Rohheit Rabenecks und ihres Bruders.

Wie aber sollte sie die Flucht bewerkstelligen? Verließ sie das Gemach, so mußte sie befürchten, daß die Büßerin ihr folgte.

Und gesetzt auch, Alice konnte die Flucht nicht hindern, so lag doch die Möglichkeit nahe, daß sie die Besatzung alarmirte, sobald sie die Absicht der Fliehenden entdeckte, und alsdann war vorauszusehen, daß der Falkensteiner mit seinen Knappen sie verfolgte.

Beatrix wußte nicht, wie sie dieser Gefahr vorbeugen und die Wachsamkeit der schönen Büßerin täuschen sollte.

Da erinnerte sie sich, daß ihre Amme ihr einmal von einer wunderbaren Krankheit erzählt hatte, welche die Menschen im Schlaf befiel und ihnen übernatürliche Gaben verlieh.

Sie hatte ihr erzählt, daß diese Menschen schlafend, aber mit geöffneten Augen an den Wänden hinaufkletterten, über die Spitzen der Dächer wanderten und das Alles mit einer erstaunlichen Sicherheit, ohne vom Schwindel befallen zu werden.

Margarethe hatte ihr ferner gesagt, daß diese in der Nacht Wandelnden unempfindlich seien, daß Engel ihre Schritte bewachten und der Zauber nur dann gebrochen werde, wenn man ihren Namen nenne und das Zeichen des Kreuzes dabei mache.

Aber durfte Beatrix diese Krankheit heucheln?

Lud sie nicht eine schwere Sünde auf sich, wenn sie Gott versuchte und seiner Vorsehung vorgriff?

Es drängte sie, mit Margarethe darüber zu reden und ein glücklicher Zufall gab ihr Gelegenheit, diesen Wunsch zu erfüllen.

Der Falkensteiner ließ durch einen Pagen die Büßerin zu sich entbieten, diesen Augenblick benutzte Beatrix.

Margarethe billigte den Plan, sie beseitigte die letzten Bedenken und versprach, ihrer Herrin beizustehen.

Aber allein wollte sie nicht zurückbleiben und Beatrix willigte ein, sie mitzunehmen.

Als nun Alice zurückkehrte und Beatrix sich in ihr Schlafgemach zurückzog, flüsterte Margarethe der Büßerin zu, sie möge nicht erschrecken, wenn sie in der Nacht plötzlich erwache und eine Erscheinung vor ihrem Lager sehe, Beatrix habe die Mondsucht, sie wandere in der Nacht durch das Schloß und man müsse sie ungehindert ihres Weges gehen lassen.

Alice schöpfte Verdacht, aber sie schwieg.

Sie gab sich den Anschein, als bedauere sie das arme Mädchen, im Stillen aber beschloß sie, zu wachen und der Nachtwandlerin zu folgen. — — —

Mitternacht war nahe, als Thomas und der Schloßvogt das Gemach des Letzteren verließen und sich zur Kapelle schlichen.

Hier, hinter dem Altar, sollten sie Richard erwarten.

Aber eine ganze Stunde verstrich, der Ritter erschien nicht.

Daß vor seiner Thüre eine Wache stand, daß Richard den Augenblick erwarten mußte, in welchem er den Posten entweder überlisten oder geräuschlos beseitigen konnte, wußten sie freilich nicht und so begannen sie schon ungeduldig zu werden, als plötzlich die eiserne Thüre der Kapelle knarrte.

Aber statt des erwarteten Ritters sahen die Beiden eine in ein weißes Gewand gehüllte Gestalt eintreten.

Sie hielt eine Lampe in der Hand und näherte sich langsam mit schwebenden Schritten dem Altar, hinter welchem die Beiden starr und stumm vor Entsetzen standen.

„Ein Gespenst!“ flüsterte der Vogt, dem der kalte Schweiß auf die Stirne trat. „Alle guten Geister —“

„Still,“ fiel Thomas ihm leise in's Wort, „die Geister, welche geweihte Orte besuchen, sind keine bösen Geister. Bei Sankt Georg, es ist das Schloßfräulein.“

„Ihr habt Recht,“ sagte der Vogt, der, trotzdem diese Worte ihn beruhigten, am ganzen Leibe zitterte. „Aber was will sie hier, und wer ist die Andere, die ihr folgt?“

„Kennt Ihr denn ihre Amme nicht mehr?“

Eine dritte Gestalt tauchte jetzt hinter den Beiden auf, Alice.

Sie folgte den Beiden geräuschlos und weder Beatrix noch Margarethe bemerkten sie.

Schon hatten sie den Altar beinahe erreicht, als plötzlich ein Sandkorn knirschte, erschreckt wandte Margarethe sich um, ihr Blick fiel auf die Büßerin.

Ein Ausruf des Entsetzens entfuhr, ohne daß sie es wollte, ihren Lippen.

„Wir sind verrathen,“ flüsterte sie, „Alles ist verloren.“

Beatrix war auf einen solchen Zwischenfall gefaßt, er raubte ihr die Geistesgegenwart nicht.

Sie wußte, ohne daß es ihr gesagt wurde, daß die Büßerin ihr gefolgt war, sie wußte, daß, wenn sie nur noch einen Schritt vorwärts that, der geheime Ausgang entdeckt wurde und alsdann den Gefangenen die Flucht abgeschnitten war.

Wäre Beatrix eine kühne, entschlossene Natur gewesen, so würde sie ohne Zaudern sich auf die Verrätherin gestürzt und sie unschädlich gemacht haben. Sie hätte dies mit leichter Mühe bewerkstelligen können, Thomas und der Vogt wären ihr ja zu Hülfe geeilt.

Aber sie besaß weder den Muth, noch die Energie dazu, sie fürchtete nicht allein das Geräusch, sondern auch die Nothwendigkeit Blut zu vergießen, deshalb verzichtete sie auf ihre eigene Rettung, nur noch den Wunsch hegend, daß den Gefangenen die Flucht gelingen möge.

Sie kehrte kurz vor dem Altar um schritt an der Büßerin vorbei langsam wieder hinaus.

Alice hatte keine Ahnung davon, daß sie die Lösung dieses Räthsels hinter dem Altar finden konnte, sie folgte der Nachtwandlerin, überzeugt, daß Beatrix wirklich eine Nachtwandlerin sei. Und in dieser Ueberzeugung wurde sie dadurch bestärkt, daß Beatrix nicht sofort in ihr Gemach zurückkehrte, sondern zuvor noch eine kurze Wanderung durch verschiedene Räume des Schlosses unternahm.

Inzwischen hatte Richard mit fieberhafter Ungeduld darauf

gewartet, daß der Knappe, der vor seiner Thüre auf- und abschritt, sich hinsetzen und, von den Anstrengungen des Tages erschöpft, einschlummern werde.

Aber in dieser Hoffnung sah er sich getäuscht, die Minuten verstrichen, der Knappe schien entschlossen zu sein, treue Wacht zu halten.

Länger durfte er nun nicht mehr warten, es hing zu viel von dem Augenblick ab.

Der Ritter öffnete leise die Thüre und blickte hinaus.

Eine Pechfackel erhellte matt den langen, hohen Gang, der Knappe stand einige Schritte von der Thüre entfernt, der er den Rücken wandte.

Rasch entschlossen trat Richard hinaus, er konnte nicht verhindern, daß bei dieser Bewegung der Panzer klirrte, und als nun der Knappe sich umwandte, durchbohrte das Schwert des Ritters seine Brust.

Ein schwacher Schrei, ein dumpfer Fall, dann war Alles vorbei, das Geräusch verhallte, im Schlosse blieb es still.

Mit gezücktem Schwert durchschritt Richard die dunklen Gänge, ungefährdet erreichte er den Thurm und die Kapelle.

Die Fallthüre war bereits geöffnet, der Schloßvogt zündete eine Fackel an und leuchtete in die Finsterniß hinunter.

„Vorwärts," befahl Richard, „hier hilft kein Zaudern und Zagen; vor der Thüre meines Gemaches liegt die Leiche des Wächters, wenn sie entdeckt wird, dürfen wir uns auf die Verfolgung gefaßt machen."

„Thomas stieg zuerst hinunter, dann folgte der Vogt, der sich von seinem Entsetzen über die Gespenstererscheinung noch immer nicht erholt hatte, den Beschluß machte Richard, der über seinem Haupte die Thüre wieder zufallen ließ, aber den Schlüssel zu ihr und der Thür der Kapelle vorsorglich mitnahm.

Sie befanden sich in einem engen, niedrigen Gange, in dem eine feuchte, dumpfe Luft herrschte.

Eine kurze Strecke entlang fanden sie zu beiden Seiten Todtenschädel und modernde Knochen, es waren die Gebeine der edlen Herren von Falkenstein; — nur hier und da stand ein noch gezimmerter Sarg aufrecht, aber auch sie waren schon morsch und dem Zusammensturz nahe.

Richard fürchtete schon, daß diese Todtengruft keinen Ausgang bieten werde, aber diese Befürchtung war glücklicherweise unbegründet.

Nachdem sie über die Knochen, Bretter und Trümmer eine kurze Strecke hinweg geschritten waren, konnten sie schon freier athmen und es währte nicht lange, so befanden sie sich in einer Felshöhle, die ziemlich hoch und geräumig war.

In dieser Höhle stand ein Tisch und eine Bank, beide aus Baumstämmen gezimmert. Wer aber war der Greis, der, das kahle Haupt mit dem langen silberweißen Barte auf den Tisch gelegt, auf der Bank saß?

Er trug eine Mönchskutte und um den Leib einen Strick, und als die Flüchtlinge näher traten, sahen sie, daß eine schwere eiserne Kette ihn an den Tisch fesselte.

Der Vogt wollte schon wieder umkehren, er glaubte abermals ein Gespenst zu sehen, aber Richard und sein Knappe näherten sich furchtlos dem alten Manne.

Ihre Ueberraschung wich bald dem Entsetzen, als sie nun fanden, daß der Greis todt war.

Die Fesseln und der gänzliche Mangel an Eß- und Trinkgefäßen bewiesen, daß er keines natürlichen Todes gestorben war; indeß, wer das Verbrechen begangen hatte, diesen Gottgeweihten dem Hungertode preiszugeben, war jetzt schwer zu bestimmen.

Daß die Falkensteiner diesen Mord auf ihr Gewissen geladen hatten, unterlag keinem Zweifel, doch konnte dies ebensowohl ein früherer Bewohner des Schlosses als der jetzige gethan haben.

Die Leiche zerfiel in Asche, als der Ritter sie berührte, der Schädel kollerte nieder auf den Boden.

„Das sollst Du entgelten, Falkensteiner," sagte Richard erschüttert mit dumpfer Stimme, „dieser Mord falle auf Dein Haupt!"

„Edler Herr, kommt," drängte der Vogt besorgt, „wenn wir verfolgt werden —"

„Ja, fort von diesem Ort des Grauens und Entsetzens," sagte Richard, „wir werden zurückkehren, um zu richten und zu rächen."

Die Flüchtlinge setzten ihren Weg fort, der Gang, den sie durchwandern mußten, war Anfangs ziemlich breit, alsdann wurde er immer enger.

Aber bald wehte eine frische, erquickende Luft ihnen entgegen, sie sahen vor sich den Glanz eines Sternes am dunklen Nachthimmel.

„Wir sind gerettet," sagte Thomas. „Nur noch wenige Schritte und wir stehen unter Gottes freiem Himmel."

Der Gang lief in einen Felsspalt aus, durch den sich ein geharnischter Mann nur mühsam hindurch zwängen konnte; stand man draußen vor diesem Spalt, der zudem durch dichtes Strauchwerk verdeckt war, so ahnte man nicht, daß er die Oeffnung eines geheimen, unterirdischen Ganges sein könne.

„Du bleibst hier," befahl Richard seinem Knappen, als sie den Gang verlassen hatten, „Ihr, Vogt, begleitet mich. Möchtest

Du auch die ganze Nacht hier stehen, Du verläßest diese Stelle nicht, damit wir Morgen nicht nöthig haben, sie vielleicht vergebens zu suchen."

Thomas blieb zurück, Richard und der Vogt stiegen den Berg hinunter.

Sie stießen auf eine Wache der Kölnischen, die sie mit lautem Jubel empfing, als Richard sich ihnen zu erkennen gegeben hatte. Die Heerführer hatten ihr Lager schon verlassen, sie waren in der Abenddämmerung zur Ruhe gegangen und kurz nach Mitternacht wieder aufgestanden, um über den Angriff zu berathen.

Diese Berathung wurde unnütz durch das Eintreffen Richards, der den ganzen Angriffsplan schon entworfen hatte.

„Gebt mir fünfzig entschlossene Männer," sagte er, „mit ihnen will ich die Veste erstürmen, wir dringen durch den geheimen Gang ein, sammeln uns in der Kapelle und fallen der Besatzung in den Rücken, während sie auf den Mauern sich gegen den Angriff vertheidigen."

Der Herzog von Brabant und Graf Robert erboten sich augenblicklich, ihn zu begleiten.

Richard lehnte es ab.

„Der Falkensteiner wird vielleicht noch in der Nacht meine Flucht entdecken und Verdacht schöpfen," erwiderte er. „Vermißt er unter den Angreifenden die hervorragendsten Gegner, so denkt er an den geheimen Gang, den er mit leichter Mühe vertheidigen kann. Da ist es besser, daß auch ich mich unter den Stürmenden befinde, mein Knappe kann die Unsrigen durch den Gang führen."

Dieser Rath wurde gebilligt und angenommen, man beschloß, auf allen Seiten zugleich die Veste anzugreifen, um die Vertheidiger unausgesetzt in Thätigkeit zu halten, bis der Kampf im Innern der Burg ausbrechen würde.

Graf Robert theilte seinem Freunde mit, der englische Minstrel befinde sich noch im Lager auf dem jenseitigen Ufer und im ersten Augenblick wollte Richard sofort hinüber, um Bella zu beruhigen und ihr zu danken.

Da tauchte das Bild der Rose vom Rheingau in seiner Seele auf und zum erstenmale schwankte Richard in seiner Liebe zu Isabella Brandon.

Er erinnerte sich der Worte, die er mit Beatrix gewechselt hatte, er ließ den ganzen Zauber ihres schönen Bildes auf sich wirken und das Bild Bellas trat mehr und mehr in den Hintergrund seiner Seele zurück.

„Denke an die Rose vom Rheingau!" hatte die Bettlerin ihm gesagt und ihm war ihre Stimme eine Prophetenstimme, die ihm die Zukunft entschleierte.

Er ritt nicht hinüber, er blieb im Lager und suchte die Stimme seines Gewissens damit zu beschäftigen, daß die Stunde des Angriffs nahe sei und er einer der Ersten vor der Burg sein müsse.

13. Kapitel.

Die Erstürmung eines Raubnestes.

Der Morgen graute kaum, als die Belagerer den Berg hinaufstiegen.

Der Wächter auf dem Thurme stieß ins Horn, die Ritter und Knappen fuhren aus dem Schlafe empor und griffen zu den Waffen. Einer der Ersten war der Falkensteiner auf der Mauer, um die Vertheidigung anzuordnen.

In hellen Schaaren rückten die Kölnischen auf allen ihnen zugänglichen Stellen zugleich an, aber allenthalben fanden sie die Belagerten gerüstet und wie am Tage vorher richteten auch heute wieder das Wurfzeug, die Bolzen und Pfeile, die Pechkränze und Felssteine großen Schaden an.

Der Falkensteiner stand heute einer größeren Macht gegenüber, er sah, wie die Grafen von Cleve und Geldern, die gestern noch seine Verbündeten gewesen waren, ihre Schaaren gegen ihn anfeuerten, und mit einem zornigen Fluch schleuderte er selbst einen brennenden Pechkranz auf sie hinunter.

„Nur heran!" rief er trotzig. „Auch mit Euch werden wir noch fertig. Aber hütet Euch vor dem Falkensteiner, wer ihm lebend in die Hände fällt, der büßt den Verrath am Galgen, und so hoch soll kein Galgen im deutschen Reiche sein, wie ich ihn bauen werde, um den Verräther daran zu hängen."

„Erinnert Euch Eures Versprechens," flüsterte eine Stimme neben ihm.

Hans von Falkenstein wandte sich um, sein Blick fiel auf die schöne Büßerin.

„Kommt," sagte er rauh, „Ihr sollt erfahren, daß ich mein Wort halte."

Schweigend traten die Beiden in das Schloß, der Blutdurst des Tigers leuchtete aus den Augen Alice's.

Sie stiegen die Treppe hinauf und durchschritten den Gang, an welchem das Gemach des Gefangenen lag.

Da stieß der Fuß des Falkensteiners plötzlich an die Leiche des Knappen, der hier in der vergangenen Nacht die Wache gehabt hatte.

„Tod und Teufel, was bedeutet das?" rief er überrascht. „Wer hat diesen Mann erschlagen?"

In der Seele Alice's dämmerte eine Ahnung von dem Vorgefallenen auf.

„Er ist entflohen," schrie sie, ihrer wilden Leidenschaft sich ganz hingebend. „Ihr habt mich betrogen, Ritter —"

„Bei allen Teufeln, Weib, verwirre mir die Sinne nicht," fiel der Ritter ihr rauh in's Wort. „Wie kann er entflohen sein?"

„Eure Schwester —"

„Sie kann keine Thüre erbrechen, noch eine feste Mauer einreißen."

Der Falkensteiner hatte bei den letzten Worten einen Schlüsselbund vom Gurt genommen, er öffnete die Thüre des Gemachs. Wie versteinert stand er auf der Schwelle, stier in den leeren Raum hineinstarrend.

„Weib, das habt Ihr gethan!" rief er wüthend. „Ihr habt mich am Narrenseil geführt, um den Liebsten zu retten!"

Der glühende Blick Alice's ruhte fest und ruhig auf seinem verzerrten Antlitz.

„Wenn ich das gewagt hätte, würde ich nicht mit ihm geflohen sein?" erwiderte sie. „Das habt Ihr von Eurem Zaudern, nun ist der Vogel ausgeflogen."

„Aber Ihr seid mein —"

„Rührt mich nicht an, wenn Euer Leben Euch lieb ist!" drohte Alice, deren dunkle Augen vernichtende Blicke schossen.

„Galgen und Rad, glaubt Ihr, ich fürchte den Dolch eines Weibes?" spottete der Ritter, während er sich der Büßerin näherte. „Laßt doch sehen, ob Ihr so gewaltige Krallen habt —"

„Zurück, und trifft mein Dolch Euch nicht, so trifft er mich, das schwöre ich!"

Unwillkürlich trat der Falkensteiner zurück, die Entschlossenheit Alice's ließ ihn fürchten, daß sie ihre Drohung ausführen werde.

„Das wäre eine schlechte Rache," sagte er, roh auflachend. „Ihr habt mich betrogen —"

„Ich habe ehrlich an Euch gehandelt und sage Euch noch einmal, daß ich mein Wort einlösen werde, sobald Ihr mir den Beweis liefert, daß Ihr es auch gethan habt. Eure Schwester hat Euch betrogen. Ist es Euch bekannt, daß sie zur Nachtzeit im Traume wandelt?"

Der Ritter blickte befremdet auf.

„Davon ist mir nichts bekannt,“ erwiederte er.

„Ihre Amme sagte es mir und ich war in vergangener Nacht Zeuge. Eure Schwester erhob sich im Schlafe, sie nahm eine Lampe und verließ ihr Gemach. Ich folgte ihr, sie ging in die Kapelle —“

„In die Kapelle?“ rief der Falkensteiner bestürzt. „Da habt Ihr Euch geirrt, die Kapelle ist verschlossen und der Schlüssel stets in meinen Händen.“

„Sie war offen —“

„Lüge, sage ich, Lüge!“

„Und ich wiederhole, daß es die Wahrheit ist. Margarethe begleitete Eure Schwester; fragt sie, wenn Ihr mir nicht glauben wollt.“

„Und dann?“ fragte der Ritter, der den Kampf draußen vergessen hatte und sich jetzt nur mit der Lösung des Räthsels bebeschäftigte, welches ihm so plötzlich geboten wurde.

„Ich muß, ohne es zu wollen, ein Geräusch gemacht haben, die Alte wandte sich um, sah mich und stieß einen halb unterdrückten Schrei aus. Eure Schwester war beinahe am Altar angekommen, sie wandte sich um und kehrte in ihr Gemach zurück.“

„Sie soll mir Rede stehen,“ rief der Falkensteiner erbost, „mir ist nichts davon bekannt, daß sie eine Mondsüchtige ist — Gnade ihr Gott, wenn sie die Verwegenheit so weit getrieben hat, meinen Feinden in meiner Burg die Wege zu zeigen.“

In rasender Wuth eilte der Ritter mit gezogenem Schwerte von dannen.

Da, als er eben einbiegen wollte in den Gang, an welchem die Gemächer seiner Schwester lagen, begegnete ihm Rabeneck.

„Zum Teufel, wo steckt Ihr?“ rief der Letztere. „Unten gibt's Arbeit vollauf —“

„So scheert Euch hinunter,“ schrie der Schloßherr, „ich will mein Haus von Verräthern säubern. Dankt Gott, daß die Schlange nicht Euer Gemahl ist. — He, was ist das?“

Der laute gellende Ruf „Verrath“ tönte von unten herauf, man hörte durch das Waffengetöse hindurch das Feldgeschrei der Kölnischen.

„Das ist ihr Werk!“ tobte der Falkensteiner. „Beatrix hat den Kölnischen den geheimen Gang verrathen.“

„Ueberlaßt die Strafe mir,“ sagte Rabeneck, „eilt hinunter, ich folge Euch.“

Der Kampf hatte plötzlich eine ganz unerwartete Wendung genommen.

Während die Belagerten an allen Punkten den Angriff zurückwiesen, sammelten sich in der Kapelle fünfzig wohlgerüstete Knappen,

welche Thomas durch den unterirdischen Gang hineingeführt hatte.

Als sie beisammen waren, drangen sie mit lautem Geschrei aus dem Thurme hervor.

Ihr plötzliches Erscheinen rief eine unbeschreibliche Verwirrung hervor.

Vor den Mauern wurde der Angriff mit doppelter Wucht erneuert, im Innern erschlugen die Kölnischen Alles, was ihnen entgegentrat.

Sie sonderten sich in zwei Haufen, der erste drang zum Thore vor, in der Absicht, dasselbe zu öffnen und die Zugbrücke niederzulassen, während der zweite die Vertheidiger der Mauern und Gräben im Rücken angriff.

Zwar räumte das Schwert des vor Wuth entbrannten Falkensteiners gewaltig unter den Eingedrungenen auf, aber er konnte trotzdem nicht verhindern, daß die Mauern allmählich von den Vertheidigern entblößt wurden und die kölnischen Söldner hinüberstiegen.

Die Uebermacht mußte die Besatzung erdrücken, die Ritter vom Drachenfels und von Rüdesheim waren gefallen und immer mehr lichtete sich das schwache Häuflein der Belagerten, die ihr Leben theuer verkauften, weil sie wußten, daß es dem Henker verfallen war, wenn sie in die Gewalt des Feindes fielen.

Die Zimmerleute und Schmiede zertrümmerten das Thor, rasselnd fiel die Zugbrücke nieder und in hellen Haufen drangen jetzt die Kölnischen, ihre Führer an der Spitze, ein.

„Schutz der Rose vom Rheingau!“ rief Graf Robert in den Tumult hinein.

„Schützt Euch selbst!“ schrie der Falkensteiner, während er das Schwert erhob, um einen gewaltigen Streich zu führen.

Richard war bereits in das Schloß eingedrungen, nichts vermochte ihm Stand zu halten, wer es wagte, ihm entgegenzutreten, wurde niedergestreckt.

Draußen auf dem Hofe kämpften nur noch wenige Knappen an der Seite des Schloßherrn, der von Ergebung nichts wissen wollte.

Simon von der Aducht und der Herzog von Brabant drangen auf ihn ein, ihren Streichen wäre er erlegen, wenn nicht ein kölnischer Söldner ihn plötzlich hinterrücks überfallen und niedergerissen hätte.

Der schwere Panzer hinderte ihn, sich so rasch wieder emporzurichten, mehrere Knappen und Söldner fielen über ihn her und fesselten ihn auf Befehl Simon's von der Aducht mit Stricken.

Die wenigen Knappen, welche noch kampffähig waren, ergaben

sich, nachdem Simon von der Aducht ihnen ehrliches Gericht zugesagt hatte.

Wo aber war der Ritter von Rabeneck? Wo Beatrix? Richard hatte sich den Weg zu den Gemächern der Rose vom Rheingau gebahnt, als er eintrat, fand er sie leer, seinem Rufen ward keine Antwort.

Hatte Rabeneck schon vorher mit ihr das Schloß verlassen? Das war kaum glaublich, die Wachen am Fuße des Berges und vor dem Ausgang des unterirdischen Ganges hätten sie entdecken müssen.

Die beiden Freunde, Graf Robert und Richard, durchsuchten alle Räume des Schlosses.

Sie fanden im Thurme den Thurmwart, den sie niederstießen, und im Burgverließ die gefangenen Kaufleute, die sie befreiten, aber keine Spur von Beatrix und dem Ritter von Rabeneck, noch von Alice, von deren Anwesenheit im Schlosse sie freilich nichts wußten.

Einige Knappen wurden in den unterirdischen Gang hinuntergeschickt, sie kehrten zurück mit der Botschaft, daß sie auch dort die Gesuchten nicht gefunden hätten.

Robert von der Normandie wüthete über dieses spurlose Verschwinden der Rose vom Rheingau noch schlimmer wie Richard. Er hatte sich gerühmt, daß er sie als seine Siegesbeute mit heimbringen wolle, nun mußte er mit leeren Händen heimkehren.

Hier waren nur zwei Fälle möglich.

Entweder hatte Rabeneck gewaltsam das Mädchen fortgeschleppt auf einem geheimen Wege, oder Beatrix hatte sich allein geflüchtet.

Im letztern Falle mußte Richard sie bei dem Erzbischof von Köln finden.

Sie zu verfolgen war schwierig, vielleicht auch ganz vergeblich, so lange er nicht wußte, wo er sie suchen konnte.

Der Falkensteiner schwieg trotzig auf alle an ihn gerichteten Fragen; trotz der Wuth über seine Niederlage bereitete ihm die Gewißheit, daß Beatrix sich in der Gewalt Rabenecks befand, eine boshafte Freude.

Auf diesem Wege war keine Spur zu entdecken, Richard mußte sich gedulden bis er in Köln eintraf; fand er Beatrix nicht im Palast des Erzbischofs, so blieb ihm nichts übrig, als dem Ritter von Rabeneck zu Leibe zu rücken.

Man wollte noch an demselben Tage aufbrechen und den Rückmarsch antreten.

Simon von der Aducht befahl, alle Waaren aus dem Schlosse zu schaffen und die Wagen, die man vorfand, damit zu beladen. Werner Grin und Gerhard Merbode erhielten ihr Eigenthum

zurück sammt ihren Wagen und Rossen, die übrigen Waaren sollten die Hinterbliebenen des ermordeten Kaufmannes Johann Reifferscheid erhalten.

Nachdem diese Angelegenheit geordnet war, erlaubte Aducht den Söldnern, das Schloß zu plündern und an mehreren Ecken zugleich anzuzünden.

Auch dieser Befehl wurde pünktlich ausgeführt, hell loderten am Nachmittage die Flammen aus dem Gebälk empor, während aus dem Gluthenmeere die schwarzen Rauchsäulen aufstiegen.

Kein Stein sollte auf dem andern bleiben, hatte der Ritter von der Aducht geschworen, der Schwur war erfüllt; wenn die Flammen die Balken und Sparren, die Thüren und Fenster verzehrt hatten, mußten die Mauern einstürzen.

Und was das Element verschonte, das sollte später unter den Aexten und Brecheisen der Maurer- und Zimmerleute fallen, die Simon von der Aducht von Köln aus hinsenden wollte, um das Werk der Zerstörung zu vollenden.

Der Gutenfels sollte den Raubrittern fortan eine Warnungstafel sein, die sie stets daran erinnerte, daß ihren Burgen dasselbe Loos blühte, wenn sie nicht abließen von ihrem übermüthigen, frevelhaften Beginnen.

Am Fuße des Berges traf Richard mit Isabella Brandon zusammen.

Mit einem Blick des innigsten Dankes reichte er ihr die Hand, wie gerne hätte er sie in seine Arme geschlossen, aber dieser Beweis von Zuneigung würde Aufsehen erregt haben, und es war in jedem Falle besser, wenn Bella ihre Maske nicht fallen ließ und als Minstrel den Geliebten begleitete.

Ihre erste Frage galt der Rose vom Rheingau, und so edel war der Charakter dieses Mädchens, daß sie selbst den Geliebten aufforderte, Beatrix, die sie doch als eine gefährliche Nebenbuhlerin betrachten mußte, aus der Gewalt des rohen Wegelagerers zu befreien.

Richard theilte ihr seine Bedenken mit, Bella ließ sie nicht gelten, sie protestirte energisch gegen den Aufschub der Verfolgung, der durch die Reise nach Köln veranläßt wurde, aber sie drang mit ihrem Protest nicht durch.

Da beschloß das heldenmüthige Mädchen, allein die Verfolgung Rabenecks zu unternehmen. Richard sollte nach Köln reiten und Beatrix dort suchen, wenn Bella erfuhr, das Rabeneck allein in sein Schloß zurückgekehrt war, so wollte sie in Köln wieder mit dem Geliebten zusammentreffen.

Richard verweigerte lange diesem Vorhaben seine Zustimmung, er bewunderte nicht nur die Kühnheit, sondern auch die Seelen-

größe Bellas; nach langem Zögern gab er nach, er bat Johann, das heldenmüthige Mädchen zu beschützen und versprach ihr, sie aufzusuchen, wenn er Beatrix in Köln nicht finde.

Mit schwerem Herzen trennte er sich von ihr, beim Scheiden rieth er noch einmal dringend ihr ab, aber sie wollte es so und ihre fröhliche Zuversicht flößte auch ihm Vertrauen und Beruhigung ein.

14. Kapitel.

Die Gräfin mit dem Todtenkopfe oder die Teufelsschmiede am schwarzen Sumpf.

Rabeneck war während der Erstürmung der Veste in das Gemach des Schloßfräuleins geeilt.

Er fand hier Beatrix, Alice und Margarethe und befahl ihnen, ihm zu folgen.

Beatrix weigerte sich, da drohte Rabeneck, ihre Amme niederzuhauen und diese Drohung bewog das Mädchen, nachzugeben.

Sie hoffte auf den Sieg der Kölnischen, deren Feldgeschrei sie schon unten im Schloßhofe hörte; fiel die Veste, so war die Macht ihres Bruders und sein Freundes gebrochen.

Rabeneck führte die Frauen in den Thurm, unter unausgesetzten Drohungen erzwang er sich schweigenden Gehorsam.

In diesem Thurme befand sich ein geheimes Gemach, dessen Existenz Beatrix nicht bekannt war, es hatte in früheren Zeiten zur Aufnahme solcher Gefangenen gedient, die man verheimlichen wollte, und mancher Seufzer, mancher Todesschrei war in demselben ungehört verhallt.

Man gelangte in dasselbe durch eine kleine Pforte, die durch das Getäfel der Wand so kunstreich verdeckt war, daß nur der Eingeweihte die Stelle finden konnte, auf die er einen starken Druck üben mußte, um die Federn spielen zu lassen, welche das Getäfel zurückschoben und die Pforte öffneten.

Das Gemach selbst war eng und niedrig, es empfing Luft und Licht durch ein kaum eine Hand breites Loch, vor welchem eine eiserne Querstange in die Mauer eingefügt war.

In diesen Raum führte Rabeneck die Frauen, seine wiederholte Drohung, Margarethe niederzustoßen, brach den letzten Widerstand. Er selbst folgte ihnen, nachdem er sich überzeugt hatte, daß die

Kölnischen schon in's Schloß eindrangen, seine Hülfe also nichts mehr nutzen konnte.

Durch eine Vorrichtung im Innern des Gemachs schob er das Getäfel wieder vor die Pforte, die dadurch der Aufmerksamkeit der Sieger entging.

Rabeneck hielt jetzt auch noch sein Schwert auf die vor Angst zitternde Amme gezückt, beim ersten Hülferuf, beim ersten Schrei, den eine seiner Gefangenen ausstieß, mußte Margarethe mit ihrem Leben dafür büßen.

Alice triumphirte, war Richard ihrer Rache entgangen, so büßte nun diejenige dafür, welche ihn befreit hatte, das söhnte sie für jetzt mit dem Fehlschlagen ihrer Hoffnung aus.

Beatrix und Margarethe wagten nicht Widerstand zu leisten, die Freunde herbeizurufen, sie vertrauten auf den Schutz Gottes und fügten sich demüthig in die schwere Prüfung, die über sie verhängt war.

Im Schlosse wüthete das Feuer, es konnte dem Thurme nichts anhaben, weil derselbe aus Stein aufgebaut war, auch währte es mehrere Stunden, ehe das verheerende Element ihn erreichte.

Als nun die Kölnischen abgezogen waren, verließ Rabeneck das Gemach, um sich zu überzeugen, ob die Luft frei sei.

Er hörte das Knistern und Prasseln der Flammen im Gebälk, dichte Rauchwolken drangen ihm entgegen und als er an das Fenster trat und hinausschaute, blickte er in die helle Gluth.

Er eilte hinunter auf den Schloßhof und fand hier den Pagen der Büßerin, der klagend auf einem Felsblocke saß und unaufhörlich den Namen seiner Herrin rief.

Der Ritter trat auf ihn zu, seine Mittheilung, daß die Büßerin noch lebe, richtete Georg empor, der schon die Gewißheit hegte, den Tod seiner Herrin betrauern zu müssen.

„Wenn wir nur Pferde hätten," sagte Rabeneck, während er mit verbissenem Ingrimm in die prasselnde Gluth schaute. „Haben die Kölnischen alle Thiere mitgenommen?"

„Alle," erwiderte Georg, „mit Ausnahme der beiden Rosse meiner Herrin, welche sie auf meine Bitte zurückließen."

„Dann ist uns geholfen," versetzte der Ritter, „folge mir, ich führe Dich zu Deiner Herrin."

„Ich lasse Euch die Wahl," wandte er sich zu Beatrix, als er gleich darauf ihr wieder gegenüber stand, „entweder Ihr folgt mir gutwillig in mein Schloß, ohne den Versuch zu machen, Euch meiner Gewalt zu entziehen, oder ich schleppe Euch gewaltsam hin. Im ersten Falle will ich das Leben Eurer Amme schonen und ihr sogar gestatten, uns zu folgen."

„Ich bin in Eurer Gewalt, Ritter von Rabeneck," erwiderte

Beatrix mit würdevoller Ruhe, „und ich weiß wohl, daß es unnütz wäre, wollte ich mit meinen schwachen Kräften mich ihr zu entziehen suchen. Also muß ich wohl Euer Verlangen erfüllen, aber was Ihr auch thun mögt, bedenkt, daß die Vergeltung Euch einst erreichen wird.“

Rabeneck zuckte höhnisch lächelnd die Achseln.

„Eure Rosse sind gerettet,“ fuhr er, sich zu Alice wendend, fort, „Ihr werdet mir eins überlassen, Euer Page mag hintenauf sitzen oder zu Fuß gehen. Wollt Ihr mich begleiten, so soll mein Schutz Euch gewährt sein, obschon solche Begleitung mir lästig fallen wird.“

Alice schüttelte den Kopf. „Mein Weg hat ein anderes Ziel als Eure Burg,“ erwiderte sie, „ich will suchen, den Falkensteiner zu befreien.“

„Ihr?“ fragte Rabeneck überrascht. „Ihr seid ein schwaches Weib —“

„Dennoch hoffe ich, es zu vollbringen. Ich kenne den Weg, den die Kölnischen mit ihrem Gefangenen nehmen müssen, habe ihn ja selbst von Köln hierher gemacht. Mein Plan ist fertig.“

„So versucht's meinetwegen,“ spottete der Ritter. „So er Euch nicht gelingt, findet Ihr vielleicht Gelegenheit, den Falkensteiner zu sehen und in seine Nähe zu kommen. Sagt ihm, er solle nicht verzagen, der Ritter von Rabeneck lebe noch und werde den Kölnischen auf die Köpfe fahren, ehe sie daran dächten. Bei Sankt Georg, ich will den Fall dieser Veste an den Krämern rächen, wehe ihnen, wenn sie einen edlen Ritter dem Henker überantworten! Ich werde die ganze Stadt in Schutt und Asche legen und jeden Kölner, der mir in die Hände fällt aufknüpfen.“

Die kleine Gesellschaft war inzwischen auf dem Schloßhofe angelangt, der Knappe holte die Pferde.

Rabeneck wählte das kräftigste und gebot seiner Gefangenen, aufzusitzen, er selbst nahm hinter ihr Platz.

„Ihr könnt zu Fuß gehen!“ rief er der Amme zu. „Wenn Ihr mit heiler Haut mein Schloß ereicht, soll Euch das Thor geöffnet werden.“

Er sprengte mit seinem Raub von dannen, Margarethe schaute trotzig ihm nach, bis er ihrem Blick entschwunden war.

„Das hat sie Euch zu verdanken,“ sagte sie zu Alice, die jetzt auch im Sattel saß, aber weder Euch noch ihm wird dieser Frevel Heil bringen.“

„Krächzt, so lange Ihr wollt, alter Rabe,“ höhnte Alice, „Euer Gekrächze wird mich auf dem Wege, den ich verfolge, nicht aufhalten. Setzt Euch hinter mich, Georg, wir werden einen scharfen Ritt machen.“

Der Page gehorchte, bald darauf sah Margarethe sich allein.

Sie warf einen Blick zurück, auf das brennende Schloß, welches, eine Riesenfackel, weit in die Lande hineinleuchtete, dann schlug sie die Richtung ein, welche Rabeneck genommen hatte. Alice gönnte sich keine Ruhe, sie spornte ihr Roß an, sobald es ermüden wollte, und so sehr auch das treue Thier sich anstrengte ihr rannte es noch nicht schnell genug.

Die Rache war der Dämon, der sie vorwärts trieb, ihr Leben hatte nur noch den einen Zweck, diesen glühenden Durst nach Rache zu sättigen.

Sie hatte in dem Ritter von Falkenstein den kühnen, entschlossenen Mann gefunden, den sie suchte, der für sie die schwierige Aufgabe erfüllen konnte, nun ließ sie auch nicht mehr von ihm ab, sie wollte ihn noch fester an sich ketten, dadurch, daß sie ihm die Freiheit verschaffte.

Ihr allein, sie wußte es, war das Werk zu schwer, und Georg zu schwach und zu unerfahren, um sie thatkräftig unterstützen zu können.

Sie ritten die ganze Nacht hindurch und gönnten erst im Morgengrauen sich und dem erschöpften Thiere eine kurze Ruhe. Darauf setzten sie ihren Weg fort und als der Abend dämmerte, erreichten sie den Ort, an welchem Alice die Befreiung des Ritters zu bewerkstelligen gedachte.

Es war eine flache, sumpfige Gegend, in der nur wenige Häuser zerstreut lagen.

Die Sage ging, daß in diesem Thal vor grauer Vorzeit ein Schloß gestanden habe, welches vom Teufel in einer Nacht erbaut worden sei. Der Ritter, der in diesem Schlosse hauste, sollte ein frevelhaftes Leben geführt haben, aber Niemand konnte ihm seiner Schandthaten wegen etwas anhaben, weil der Teufel selbst ihn beschützte. Als nun der Ritter starb, holte der Teufel seine Seele und die Erde verschlang das Schloß mit Allem, was es enthielt. Seitdem war dort, wo das Schloß gestanden hatte, ein unergründlich tiefer Sumpf, den das Volk nur den schwarzen Sumpf nannte. Und dicht an diesem Sumpf lag eine Schmiede, deren Bewohner im Rufe eines großen Zauberers stand.

Man sah ihn oft in der Nacht Kräuter sammeln, an heimlichen Orten graben und hacken, und wer ihm bei diesem Thun begegnete, der machte daß Zeichen des Kreuzes und eilte hastig an ihm vorbei.

Es ging das Gerücht, er habe mit dem Teufel einen Pact geschlossen, und das finstere Gesicht des Mannes mit dem stechenden Blick und den boshaften Zug um die Mundwinkel war nur zu sehr geeignet, die Leute in diesem Glauben zu bestärken.

Ihm in's Gesicht hinein wagte man es nicht zu sagen, man fürchtete seinen Zorn und seine Rache, von der man schon oft Beweise erhalten zu haben glaubte, war doch in dem Jahre, in welchem das große Sterben so viele Menschen hinwegraffte, fast jedes Haus vom schwarzen Tode heimgesucht worden und nur das seinige verschont geblieben. Seit jenem Jahre nannte man dieses Haus die Teufelsschmiede.

Aber trotz diesen Gerüchten kehrte doch fast jeder Ritter oder Knappe, oder wer es auch sein mochte, den sein Weg vorbeiführte, in diese Schmiede ein, denn es war bekannt, daß der Schmied einen guten Trank im Keller hatte, den er gegen billige Vergütung Jedem verabreichte.

Die Reisenden, welche von Köln kamen, oder dorthin wollten, blieben fast Alle in der Schmiede über Nacht, da sie gerade eine Tagereise von Köln entfernt lag und man in ihr ein besseres und billigeres Nachtlager fand, als in mancher Herberge.

Auch Alice und ihr Page kehrten hier ein, und der bewußte Schmied hieß die schöne Büßerin unter seinem Dache gerne willkommen.

Er hatte in seinem Hause nur zwei Zimmer, von denen eins sehr geräumig, das andere eng und klein war.

Alice wählte das Letztere und zog sich mit ihrem Pagen in dasselbe zurück.

Nicht lange darauf hörte man in der Ferne Pfeifer und Trommler. Der Schmied ließ seinen Hammer ruhen und blickte scharf in die Abenddämmerung hinaus.

„Wir werden Gäste haben zur Nacht," rief er seiner Frau zu, die im angrenzenden Raume am Heerde stand, „wenn ich nicht irre, sind's die Kölnischen, die vor einigen Tagen gegen den Falkensteiner auszogen. Blitz und Hagel, sie sind's Grete, hurtig in den Keller, daß wir die edlen Herren nach Gebühr willkommen heißen."

Alice hatte jedes Wort vernommen, sie hörte das Stampfen der Pferde und das Waffengetöse, und als sie verstohlen zum Fenster hinausblickte, sah sie den ganzen Zug mit dem nachfolgenden Wagentroß der kölnischen Kaufleute.

„Jetzt höre was ich Dir sage," flüsterte sie dem Pagen zu, der neben ihr stand. „Wir haben nur ein Roß, Du mußt dafür sorgen, daß drei Pferde um Mitternacht bereit stehen. Menge Dich unter die Knappen und Ritter, Niemand kennt Dich, verbreite die Mähr, daß zur Nachtzeit in der Geisterstunde hier ein Gespenst umgehe, die Gräfin aus dem versunkenen Schloß. Sage ihnen sie habe einen Todtenkopf auf dem Rumpfe und wer es wage, sie anzuschauen, der müsse binnen drei Tagen sterben. Wenn sie

den Schmied fragen und er nichts davon wissen will, so erwidere, der Schmied sei mit ihr im Bunde, ihm könne sie nichts anhaben und er dürfe nichts sagen, sonst erhalte sie Gewalt über ihn."

„Ist das Alles, was Ihr mir auftragt?" fragte Georg.

„Ja. Sorge nur, daß die Pferde bereit stehen, hinter dem Hause an den Weidenbäumen."

„Und Euch soll ich allein lassen?" erwiderte der Page zögernd.

„Geh — ich bedarf Deines Schutzes nicht, nur Deiner Hülfe —"

Simon von der Aducht, der Herzog von Brabant, Graf Robert und Richard hatten sich schon von den Rossen geschwungen und jeder von Ihnen reichte dem Schmied die Hand.

„He, habt Ihr ihn wirklich gefangen?" jubelte der Schmied, als einige Knappen den gefesselten Ritter von Falkenstein in's Haus führten. „Gott sei Dank, daß der Raubvogel endlich im sichern Käfig sitzt —"

„Aus dem er wahrlich nicht wieder ausfliegen wird!" lachte Simon von der Aducht. „Wir wollen den Herren zeigen, wie wir mit dem Gesindel umspringen, wenn es in unsre Hände fällt."

„Triumphirt nicht zu früh, Herr Ritter," warnte Richard, „noch steht der Falkensteiner nicht auf dem Schaffot."

„Wir werden kurzen Prozeß mit ihm machen," fuhr Aducht gleichmüthig fort, „es wäre eine Schande, wenn wir ihm nicht den Kopf vor die Füße legten."

Auch der Schmied schüttelte zweifelnd das Haupt.

„Die Herren haben eine große Verwandtschaft," sagte er, „und die Pfaffen sehen's auch nicht gern, wenn die Städter einen Ritter am Leben schädigen. Nehmt Euch in Acht vor den glatten Zungen und laßt Euch nicht irre führen."

„Bei Gott, ich würde der Stadt Köln ewige Feindschaft schwören, wenn sie sich so schwach zeigte, daß sie diesen Wegelagerer mit anderer Strafe davon kommen ließe!" rief der Herzog von Brabant, während er den Ehrenpokal aus der Hand der Hausfrau nahm. „Hängen muß er, und wenn's die Stadt Köln nicht thut, so thue ich's."

„Das wäre der sicherste Weg," sagte der Schmied ernst, „und ich sage Euch, wenn's nicht bald anders wird, so zieht das gemeine Volk gegen die Räuber in's Feld."

„Oho!" fuhr Robert von der Normandie auf. „Das wäre ein vergessener Schritt, der dem gemeinen Volke Gut und Blut kosten würde."

Ein tiefer Ernst lag über das markige Gesicht des Schmieds gebreitet.

„Ihr mißversteht mich," erwiderte er, „nicht in hellen Haufen

wird das gemeine Volk ausziehen, im Stillen wird es Gericht halten und Vergeltung üben. Mir ist das selbst noch nicht ganz klar, aber ich habe vernommen, daß drüben in Westphalen auf der rothen Erde ein furchtbarer Bund sich gebildet hat, der immer weiter um sich greift und Hohe und Niedrige vor seinen Richterstuhl ladet."

„Was nützt ihnen diese Ladung, wenn der Geladene nicht erscheint?" höhnte der Herzog von Brabant.

„So wird er verurtheilt und vogelfrei erklärt und Strick und Dolch bedrohen ihn auf jeden Schritt."

„Der Teufel!' rief der Herzog, die Hand an's Schwert legend, „wer darf es wagen, über den Frieden zu richten? Wer kann sich erkühnen, den Ritter vorzuladen, außer dem Kaiser und dessen privilegirten Schöffen? Mir sollte Jemand die Ladung bringen, ich wollte ihn zwingen, sie vor meinen Augen in seinen elenden Leib hinunter zu würgen —"

„Spottet nicht, Herr Herzog," unterbrach Richard ihn ernst, „die Sache hat ihre gute Seite, wenn das Gericht öffentlich ist und die Richter ihre Befugnisse nicht überschreiten, wenn sie richten ohne Haß und Neid."

„Tretet ein, Ihr Herren," sagte der Schmied, „drinnen beim Becher wollen wir mehr darüber reden."

„Habt Ihr noch Gäste außer uns?" fragte Simon von der Aducht, als sie in dem großen Gemach standen und der Blick des Ritters auf den Gefangenen fiel. „Laßt den Wegelagerer in das Nebengemach schaffen —"

„Eine fromme Pilgerin ist bei mir eingekehrt," fiel der Schmied ihm in's Wort, „wäret Ihr früher gekommen, hätte ich sie abgewiesen."

„Soll sie dieses Gesellen wegen ohne Obdach sein?" erwiderte Richard. „Wo haben unsere Knappen Quartier genommen?"

„Theils in den umliegenden Häusern, theils in meiner Scheune und im Stalle," sagte der Schmied. „Ich habe nicht Raum für so viele Reisige, die Rosse stehen im Freien."

„Gut, führt ihn in die Scheune," gebot Simon von der Aducht den Knappen, die den Gefangenen bewachten. „Ich denke, er wird dort auch sicher sein."

Der Befehl wurde ausgeführt, die Ritter setzten sich um den eichenen Tisch und ließen unter wechselseitigem Gespräch den Becher fleißig die Runde machen.

„Die Hausfrau brachte der Pilgerin einen Imbiß und einen Nachttrunk, und es fiel keinem von den edlen Herren in den Sinn, einen Blick in die Nebenkammer zu werfen.

Sie gingen früh zur Ruhe, weil sie beim ersten Hahnenschrei

wieder aufbrechen wollten, um noch vor Abend in die Stadt Köln einziehen zu können, wo sie hohe Ehren erwarten durften.

Drinnen in der Scheune saß Georg inmitten der Knappen und Söldner.

Er theilte ihnen die Mähre von der Gräfin mit dem Todtenkopfe mit und unter Allen, die ihm zuhörten, befand sich nicht Einer, der das Märchen bezweifelte.

Ein solcher Zweifel wäre ein Frevel gewesen, dessen Keiner sich schuldig machen wollte.

Aber Thomas, der Knappe Richard's, der glücklicherweise im Schlosse des Falkensteiners den Pagen der Büßerin nicht bemerkt oder nicht beachtet hatte, hielt es dennoch für nöthig, den Schmied um nähere Auskunft zu bitten, und als dieser hell auflachend ihm erwiderte, daß er niemals ein derartiges Gespenst gesehen, eilte er in die Scheune zurück, um auch seinen Kameraden diese Beruhigung zu gewähren.

Darauf war Georg vorbereitet. Dank dem Scharfsinn und der Vorsicht seiner Herrin, die einen solchen Widerspruch ja erwartet hatte.

Seine Erklärung, daß der Schmied, der mit dem leibhaftigen Gottseibeiuns einen Pakt geschlossen habe, nichts verrathen dürfe, wenn er sich nicht in die Gewalt des Gespenstes begeben wolle, fand um so mehr Glauben, als ja Niemand das Bündniß dieses Mannes mit dem Teufel bezweifelte, und so suchte denn mit Furcht und Grauen ein Jeder sein Lager auf mit dem Wunsche, daß das Gespenst ihn verschonen möge.

Georg schlich sich hinaus zu den Pferden, er suchte die kräftigsten, rascheſten Thiere aus und löste geschickt die Stricke, mit denen sie befestigt waren.

Kurz vor Mitternacht herrschte am schwarzen Sumpfe tiefe Ruhe.

Nur dann und wann hörte man ein Roß scharren oder wiehern oder eine Waffe klirren, wenn ein Schläfer im Traume an dieselbe stieß.

Der Ritter von Falkenstein war, außer Georg und Alice, vielleicht der Einzige, der noch wachte, selbst die Hüter bei den Pferden schliefen mit der Hellebarde oder dem Streitkolben im Arme. Der Falkensteiner hatte den Pagen erkannt und sich durch einen verstohlenen Blick mit ihm verständigt, er errieth, wer die Pilgerin war, der zu Liebe er in der Scheune übernachten sollte, und was es mit dem Gespenst, welches Georg so geflissentlich hervorhob, für eine Bewandiniß hatte.

Er wollte dieses Gespenst wachend erwarten, vielleicht brachte es ihm die Freiheit.

Niemand bemerkte daß die Büßerin das Haus verließ und zum Sumpfe wanderte.

Ihr graues Gewand bot in der Finsterniß dem Blick keinen Haltpunkt und ihr Gang war leicht und geräuschlos.

Da blitzte es plötzlich im hohen Schilf am Sumpf auf, das rothe Licht einer Fackel fiel auf eine hohe, weiße Gestalt.

Die Gestalt, die den größten Mann um eines Kopfes Länge überragte, war vom Kopf bis zu den Füßen in ein weißes Tuch eingehüllt, man sah von ihr nur die weiße Hand, welche die Fackel hielt und das Gesicht.

Aber ein Gesicht konnte man es nicht nennen, ein grinsender Todtenkopf war es, den das Licht der Fackel unheimlich beleuchtete. Sie schritt langsam, fast feierlich an den Pferden vorüber, von denen Mehrere ausschlugen und an ihren Halftern zerrten, während die aus dem Schlummer emporfahrenden Hüter sich auf die Erde niederwarfen, um dem entsetzlichen Anblick zu entgehen.

Georg benutzte diese Verwirrung, er führte die Rosse hinweg, ohne daß die Hüter es bemerkten.

Auch in der Scheune fuhren einige Knappen empor, auch sie wandten entsetzt den Blick ab, eingedenk der Warnung des Pagen. Ihrer waren nur Wenige, die Meisten schliefen fest und ruhig.

Die Erscheinung beschleunigte ihre Schritte nicht, sie trat auf den gefangenen Ritter zu und durchschnitt rasch die Fesseln, die er an den Händen und Füßen trug.

Dann forderte sie durch einen Wink ihn auf, ihr zu folgen.

Der Falkensteiner wußte im ersten Augenblick selbst nicht, was er von dieser Erscheinung halten sollte, vor der auch ihm graute, aber sie hatte ihm die Freiheit verschafft, das mußte ihm Vertrauen zu ihr einflößen.

Er nahm ein Schwert, welches neben ihm auf den Boden lag und folgte dem Gespenst, welches die brennende Fackel auf das Dach der Scheune schleuderte und sich dann rasch des weißen Tuches entledigte.

Der Todtenschädel und der Stock, auf welchem er ruhte, fielen zur Erde, vor dem erstaunten Ritter stand die schöne Büßerin.

„Fort, fort," sagte sie hastig, „die Rosse werden einstweilen den Knechten noch zu schaffen machen, aber wer weiß, wie lange das währt."

Bei den Weiden hielt Georg mit den Pferden.

Als die Flüchtlinge sich hinaufschwangen, loderte bereits die helle Flamme aus dem Dache der Scheune empor.

Eine entsetzliche Verwirrung bemächtigte sich Aller.

Die Rosse hatten sich los gerissen und das Weite gesucht, in der brennenden Scheune suchte Jeder sein eigenes Leben zu retten

und die meisten wußten nicht einmal, wodurch diese Verwirrung, diese Beunruhigung der Thiere und der Brand entstanden war.

Aus dem Schlafe empor geschreckt, eilten die Ritter herbei, der Schmied bat die Knechte, den Brand zu löschen, die Ritter schrieen nach dem Gefangenen und dazwischen hindurch vernahm man den ängstlichen Ruf: „Das Gespenst — das Gespenst!"

Hell auf lachte Alice, als sie in der Ferne diesen Lärm vernahm. Sie hielt ihr Pferd an und forderte den Ritter auf, ihr für einen kurzen Augenblick Gehör zu geben.

„Was ich für Euch gethan habe, das hoffe ich nicht umsonst gethan zu haben," sagte sie. „Ihr wäret dem Henker verfallen gewesen und Eure Freunde hätten Euch nicht retten können. Sprecht, wollt Ihr jetzt meine Sache zu der Eurigen machen und das Gelübde achten, welches ich gethan habe?"

„Ich will es," erwiderte der Ritter. „Mein Wort werde ich einlösen, aber ich hoffe —"

„So werde auch ich mein Wort nicht zurücknehmen, bis zu jenem Zeitpunkte aber sollt Ihr mein Gelübde achten und auch beschützen, wo es Noth thut."

„Ich gelobe es Euch."

„Gut, — wehe Euch, wenn Ihr den Schwur brecht! Ihr wißt nun, wessen ich fähig bin."

„Ein Glück für mich, daß Ihr so kühn und verwegen seid."

„Wohin wollt Ihr fliehen? Eure Burg liegt in Trümmern."

„Zum Ritter von Rabeneck."

„So begleite ich Euch. Dort ist Eure Schwester, dort werden wir auch dem wieder begegnen, der meine Rache fühlen soll."

In fliegender Eile jagten die Rosse in die Nacht hinaus.

Im schwarzen Sumpfe in der Teufelsschmiede herrschten noch immer Verwirrung und Schrecken.

Einige Rosse waren glücklich eingefangen, das Feuer hatte die Scheune beinahe verzehrt und man wußte jetzt auch, daß der Falkensteiner entwischt war.

Wie er es bewerkstelligt hatte, konnten die Ritter sich nicht enträthseln, sie glaubten unter ihren eigenen Leuten den Verräther suchen zu müssen, bis Thomas die Rede auf das Gespenst brachte und man zuletzt auch den Todtenschädel sammt dem weißen Tuch unter den Hufen der Rosse fand.

Simon von der Aducht und der Herzog von Brabant tobten gewaltig über die Feigheit der Knappen, aber ihr Toben und Fluchen schaffte ihnen den Gefangenen nicht zurück.

Ihn zu verfolgen, nachdem er einen so bedeutenden Vorsprung

gewonnen, wäre vergebliche Mühe gewesen, es blieb jetzt nichts übrig, als ohne ihn den Rückmarsch nach Köln anzutreten und eine neue Gelegenheit zur Ergreifung des Wegelagerers abzuwarten.

15. Kapitel.

Der Seelenverkäufer von Frankfurt.

Im Palast des Erzbischofs von Köln und zwar im geheimen Kabinet des hochwürdigen Herrn stand der Jude Abraham Levi und erstattete Bericht über seine Reise in der Normandie. Der Erzbischof ballte zornig die Faust, als er die Eigenmächtigkeit des Grafen von der Normandie erfuhr, aber so sehr Ernst war's ihm mit seinem Zorne doch nicht, denn gleich darauf schwanden die drohenden Wolken wieder von seiner Stirne.

„König Heinrich hat Eure Schutzbriefe bestätigt," sagte er, „aber Ihr pocht zu sehr darauf. Ihr treibt Wucher und es wird nicht lange mehr währen, so habt Ihr das ganze Land in der Tasche. Seid vernünftig, begnügt Euch mit Wenigem, so werdet Ihr die Wuth gegen Euch entwaffnen."

„Was gibt ihnen das Recht zu solcher Wuth? erwiderte Levi. „Wir suchen die Herren nicht, sie kommen zu uns und sagen: Jude, gib heraus, was du hast, wir wollen's hoch verzinsen. Und wenn wir gestoßen und getreten werden, schlimmer als die Herren behandeln ihre Hunde, sollen wir da noch im Staube kriechen und auf die Rechte verzichten, die uns gekostet haben unser schönes Geld?"

„Nein, das sollt Ihr nicht," sagte der Erzbischof, „ich selbst schütze Eure Rechte, so weit mein Arm reicht, aber Ihr sollt nicht bescheiden sein. Levi, Ihr seid ein reicher Mann, leugnet es nicht, ich weiß es, stehe ich doch selbst mit tausend Mark in Eurer Schuld, aber Euer Gold ist Euch lieber als Euer Leben und Eure Familie. Weshalb gabt Ihr dem Grafen das Lösegeld nicht?"

„Weil er kein Recht hatte es zu fordern."

„Und habt Ihr ein Recht durch Eure Wucherzinsen Adel und Geistlichkeit an den Bettelstab zu bringen? Nehmt Euch in Acht, Levi, Ihr wißt, ich bin Euer Freund, aber wenn Ihr fortfahrt, wie bisher, so wird eine Zeit kommen, in der ich Euch und Eure Sippe nicht mehr zu schützen vermag. Das Volk nennt Euch die

Seelenverkäufer und es hat Recht. Ihr zwickt und zwackt Eure Schuldner so lange, bis sie ihre Seele dem Teufel verschreiben.

Abraham Levi ließ das Haupt auf die Brust sinken, es lag Wahrheit in diesen Worten, die er nicht bestreiten konnte.

„Ihr seid der Schatzmeister des Erzbischofs von Mainz," fuhr der geistliche Herr nach einer Pause in demselben ernsten, strengen Tone, fort, „weshalb begnügt Ihr Euch nicht damit? Das Amt wirft mehr ab, als Ihr bedürft und wenn Ihr auch nicht die Ehre davon habt, weil es nicht bekannt werden darf, daß ein Jude dieses Amt verwaltet, so habt Ihr doch den Nutzen und Ihr könntet wohl auf die übrigen Geschäfte verzichten."

Der Jude wiegte gedankenvoll das Haupt.

„Ich suche diese Geschäfte nicht," erwiderte er, „man sucht mich, und ich muß den Beutel öffnen."

Der Eintritt eines Pagen, der den Ritter Hubert von Poitou anmeldete, brach das Gespräch ab.

„Er ist es!" sagte Levi. „Hochwürdiger Herr, prüft ihn, er wäre ein milder, reicher und gerechter König für unser Deutschland."

„Seid Ihr toll?" rief der Erzbischof. „Haben wir nicht schon Kaiser und Könige genug? Lebt nicht Kaiser Friedrich noch und ist nicht Heinrich Raspe erst im Mai dieses Jahres gewählt?"

„Dennoch sage ich Euch, er wird König werden," entgegnete der Jude ernst.

„Woher könnt Ihr es wissen?"

„Eine Frau hat ihm prophezeit —"

„Ich halte nichts von solchen Prophezeihungen, die man an jeder Straßenecke kaufen kann," unterbrach der Erzbischof ihn geringschätzend. „Tretet hinter die Treppe, Levi, Ihr wißt, man darf nicht erfahren, daß ich mit Euch verkehre."

Der Jude verschwand hinter einem Vorhang, der eine Wand des Gemachs bedeckte.

Hastig war Richard eingetreten.

„Ich suche Beatrix, die Schwester des Ritters von Falkenstein," sagte er, und der starke Mann zitterte vor Aufregung, „bei der Erstürmung der Veste war sie verschwunden —"

„Und Ihr sucht sie bei mir, Herr Ritter?" fragte der Erzbischof, dessen Blick mit Wohlgefallen auf der stattlichen Gestalt ruhte.

„Sie sagte mir, daß sie zu Euch fliehen werde."

„Daß sie es gethan hätte, als es noch Zeit war! Ich habe ihr oft meinen Schutz angeboten —"

„So, ist sie nicht hier?"

„Nein."

„Dann kann ich sie nur noch in der Burg des Ritters von

Rabeneck suchen," erwiderte Richard, „erlaubt, daß ich mich entferne —"

„Bleibt," unterbrach der Erzbischof ihn, „ich möchte noch einige Worte mit Euch reden. Ich habe schon gehört, daß Ihr ohne Euren Gefangenen zurückgekehrt seid; eine strenge Strafe soll die treffen, welche ihn entwischen ließen. Ihr seid kein Deutscher?"

„Nein. Fragt nicht, Herr Erzbischof, wer ich sei und woher ich komme, ich habe meine Gründe, darüber zu schweigen."

„Man nennt Euch reich —"

„Ich bin es. So Ihr in Verlegenheit um eine Summe Geldes seid —"

„Gott sei Dank, nein. Aber weshalb hüllt Ihr Euch in dieses Geheimniß?"

Richard hatte sich schon der Thüre genähert, ruhig blickte er dem Fragenden in's Auge.

„Zwängen mich nicht Gründe dazu, würde ich es nicht thun," sagte er, „vielleicht kann ich bald Eure Neugierde befriedigen. Nun laßt mich gehen, ich habe nicht eher Ruhe, bis die Rose vom Rheingau gerettet ist."

„So geht und nehmt meinen Segen mit; Beatrix von Falkenstein weiß, daß sie Schutz bei mir findet, wenn Ihr sie der Gewalt jenes Wegelagerers entrissen habt."

Richard eilte hinaus in sein Quartier, welches er mit dem Grafen von der Normandie gemeinschaftlich bewohnte.

Im Begriff, in das Haus zu treten, sah er sich plötzlich dem Juden Levi gegenüber.

Er erkannte ihn im ersten Augenblicke nicht, denn es war Abend und die Dämmerung schon weit vorgeschritten.

Levi erinnerte ihn an das, was der Ritter für ihn gethan hatte, und bot ihm seine Dienste an.

„Welchen Werth können Eure Dienste für mich haben?" erwiderte Richard barsch. „Geht mir aus dem Wege Jude, Ihr seht, ich habe Eile."

„Dennoch thätet Ihr wohl daran, mich anzuhören," sagte Levi ruhig, „Ihr habt vor, dem Ritter von Rabeneck die Fehde anzukündigen? ich weiß einen besseren Weg die Rose vom Rheingau zu befreien."

Erstaunt blickte Richard den Juden an.

„Wer hat Euch gesagt, daß ich dieses vorhabe?" fragte er.

„Ihr hört, daß ich es weiß, wollt Ihr mit mir kommen in mein Quartier, so —"

„Weshalb nicht hier?"

„Weil der Graf von der Normandie nicht hören soll, was ich

Euch zu sagen habe; er ist Euer Freund nicht mehr, sobald Ihr Beatrix von Falkenstein für Euch gewonnen habt."

Das hatte Richard selbst sich schon gesagt, es überraschte ihn, daß auch der Jude es mit dieser überzeugenden Sicherheit behauptete.

„Geht voran, ich folge Euch," sagte er kurz entschlossen, „aber hütet Euch, mich zu betrügen, ich mache wenig Umstände mit einem Juden."

„Weshalb schmäht auch Ihr unser armes, gehetztes Volk?" fragte Levi, während er an der Seite des Ritters die Straßen und Gassen durchwanderte. „Sind wir nicht Menschen so gut wie Ihr? Wolltet Ihr uns die Rechte einräumen, die wir beanspruchen dürfen, Ihr würdet —"

„Schweigt," befahl Richard, „wie könnt Ihr Euch beklagen, da Gott selbst Euch verflucht hat?" —

Der Jude blieb in einer engen, unsaubern Gasse vor einem kleinen Hause stehen.

„Wir sind an Ort und Stelle," sagte er.

Richard zögerte, aber das ehrliche Gesicht des Juden beseitigte sein Mißtrauen.

Er folgte dem alten Manne, der ihn in ein dumpfes niedriges Gemach führte, in welchem er die alte Bettlerin fand, die damals ihm so hohe Ehren prophezeit hatte.

„Sprecht und macht es kurz," sagte er.

Gudula hatte sich erhoben.

„Weshalb bringt Ihr diesen Ritter hierher?" fragte sie. „Was ich ihm gesagt habe, das wird eintreffen, aber er muß Geduld haben."

„Nicht deshalb kommt er," erwiderte Levi, „er will die Rose vom Rheingau aus der Gewalt des Ritters von Rabeneck befreien, Ihr kennt das Schloß —"

„Beatrix ist in der Gewalt Rabeneck's?" rief die Bettlerin. „Dann zaudert nicht, sie zu retten, denn dieser — — ha, das war die dunkle Wolke, die ich zwischen Euch und der Rose vom Rheingau bemerkte; wer kann wissen, wann sie schwinden wird! Zieht nicht mit einem Haufen Bewaffneter aus, die Burg Rabeneck's ist fester als der Gutenfels es war; sie einzunehmen wird Euch nicht gelingen."

„Ich werde es versuchen," erwiderte Richard trotzig.

„Ihr dürft es nicht," sagte Levi, „der Graf von der Normandie würde Euch begleiten und —"

„Nein, nein, geht nicht mit ihm," fuhr Gudula fort, „er ist falsch und treulos. Zieht allein mit Eurem Knappen aus, die Burg Rabeneck liegt in einem Walde, nicht weit davon werdet Ihr eine verfallene Kapelle finden. Geht in diese Kapelle hinein,

den siebenten Stein zur rechten Hand hebt empor und Ihr habt den Eingang zur Veste gefunden. Nicht weit von der Kapelle werdet Ihr die Hütte eines Einsiedlers finden; Pater Joseph ist ein gottesfürchtiger Mann, er wird Euch gerne einen Imbiß und ein Obdach geben wenn Ihr darum bittet.

„Ich kenne ihn," sagte Levi, „besucht ihn, Herr Ritter, es wird Euch nicht gereuen. Und so Ihr nach Frankfurt kommt und Ihr nicht verschmähen wollt, das Haus eines verachteten Juden zu betreten, sollt Ihr unter meinem Dache herzlich willkommen sein. Und nun noch Eins," fuhr er fort, während er Richard, der nicht länger bleiben wollte, hinausbegleitete, „Ihr seid ein edler, braver Herr, Ihr billigt das rohe Treiben dieser Wegelagerer nicht, die sich allein auf das Faustrecht berufen und kein anderes Gesetz gelten lassen. Wißt, es besteht ein furchtbarer Bund, dessen Satzungen geheim gehalten werden, der alles Unrecht rächen und richten wird.

„Ich habe davon gehört," erwiderte Richard betroffen, „man sagt, er sei aus dem gemeinen Volke erstanden —"

„Wohl, aber das war zu Anfang seiner Entstehung; heute zählt er Geistliche, Ritter, Grafen und Herzoge zu Mitgliedern. Er wirbt noch immer im Stillen und wer sich ihm anschließen will, der wird gerne aufgenommen, so er die Aufnahme sucht mit dem ehrlichen Vorhaben, sich zu seinen Satzungen bekennen zu wollen. Mehr darf ich Euch nicht sagen; wenn Ihr Euch diesen Richtern anschließen wollt, so fragt den Pater Joseph, er wird Euch unterweisen."

Richard schüttelte den Kopf.

„Was kann dieser Bund ausrichten gegen die, welche in ihren festen Burgen jeder Gewalt trotzen?" erwiderte er.

„Und wenn Ihr fünftausend Reisige zusammenbrächtet, die heilige Vehme hat mehr Gewalt, wie diese Heerschaar, Herr Ritter; wer von ihr geächtet und seines Lebens verlustig erklärt ist, der mag flüchten, wohin er will, dem Urtheilsspruch entrinnt er nicht. Schließt Euch diesen Männern an, Herr Ritter, sie haben eine gewaltige Macht, sie können Euch die Krone auf's Haupt setzen."

Gedankenvoll kehrte Richard in seine Wohnung zurück.

Er hatte Manches vernommen, was seine Seele ernst beschäftigte, er wollte jene Macht kennen lernen.

Graf Robert von der Normandie harrte ungeduldig seiner Rückkehr, er erklärte, als er erfuhr, daß Beatrix sich nicht im Palast des Erzbischofs befand, augenblicklich, daß er am nächsten Morgen aufbrechen wolle, um sie zu suchen und zu befreien.

„Ueberlaßt das mir," erwiderte Richard, der Warnungen

Gudula's und Levi's gedenkend, „wenn sie in der Gewalt Rabeneck's sich befindet, werden wir durch Gewalt nichts ausrichten."

„Haben wir die Burg des Falkensteiners erstürmt, werden wir auch das Schloß Rabeneck's bezwingen," sagte Robert trotzig. „Ich weiß wohl, weshalb Ihr meine Begleitung nicht wünscht. Ihr gedenkt die Rose vom Rheingau für Euch zu gewinnen, ich aber habe geschworen, sie als meinen Antheil an der Siegesbeute mit heim zu bringen, und weder Ihr noch ein Anderer soll mich bewegen, auf diese Beute zu verzichten."

„Seht Euch vor," warnte Richard, „Beatrix wird gehen, wohin es ihr gefällt, sie steht unter meinem Schutze und dem Schutze des Erzbischofs Konrad von Köln."

Dem Grafen von der Normandie schoß das Blut in die Wangen.

„So will ich sehen, wie weit Euer Schutz reicht!" höhnte er. „Die Rose vom Rheingau muß mein werden."

So war es schon jetzt zwischen den beiden Freunden zum Bruch gekommen, und trotzdem er sich in seinem Rechte glaubte, bot Richard dennoch die Hand zur Versöhnung.

Was er auch thun mochte, es war vorauszusehen, daß Graf Robert das Schloß Rabeneck's belagerte, und Richard hielt es für rathsam, ihn auf diesem Zuge zu begleiten, um im entscheidenden Augenblicke Beatrix beschützen zu können, wenn es ihm nicht schon vorher gelang, sie ohne Wissen seines Freundes zu befreien.

16. Kapitel.

Eine Freundin in der Noth.

Isabella Brandon hatte das Schloß Rabeneck's bald gefunden und eben so rasch eine List ersonnen, um sich in dasselbe hinein zu schleichen.

Sie kehrte in die Hütte eines Bauern ein, und es gelang ihr, die Tochter des Bauern zu bewegen, ihr ihren Sonntagsstaat zu überlassen.

Sie wollte in dieser Verkleidung Obst und Gemüse in's Schloß bringen; vielleicht gelang es ihr, Beatrix zu sehen und sich durch einen Wink mit ihr zu verständigen.

Aber es gab ein Hinderniß, sie konnte sich nicht verständlich machen, weil sie der deutschen Sprache nicht mächtig war; die

wenigen Worte, welche sie während der Reise von Johann gelernt hatte, genügten nicht dazu.

Deshalb beschloß sie, sich den Anschein zu geben, als ob sie taubstumm sei, das gab ihr ja auch ein Recht auf das Mitleid der Bewohner des Schlosses.

Freilich wußte sie, daß Rabeneck für jedes Gefühl des Mitleids unzugänglich war, aber es ließ sich doch erwarten, daß er einer Taubstummen nicht mißtrauen und sie also auch nicht scharf überwachen werde.

Johann mußte seine Tracht ablegen und den schlichten Rock eines Bauern anziehen.

Die List gelang und der Zufall fügte es, daß der Ritter von Rabeneck sich im Schloßhofe befand, als der Pförtner den Beiden das Thor öffnete.

„Hinaus!" schrie der Ritter, als er die Beiden bemerkte. „Ich dulde dies Gesindel in meinem Hause nicht."

„Habt Erbarmen, edler Herr," bat Johann, „mein armes Kind ist taubstumm; gebt uns wenigstens ein Obdach für die Nacht, wir wissen nicht, wohin wir unser Haupt legen sollen."

Rabeneck schien von der Schönheit Bella's betroffen zu sein, sein Blick ruhte lange auf dem feinen Gesicht, welches bittend zu ihm aufschaute.

„Weshalb habt Ihr nicht in der Hütte der Bauern Obdach gesucht?" erwiderte er barsch. „Nun Ihr einmal hier seid, mag's meinetwegen sein, aber daß mir die Jungfrau unter den Troßbuben keinen Lärm anrichtet!"

Johann neigte demüthig das Haupt und trat in die Gesindestube, in der die Knechte und Buben beim Becher und Würfelspiel saßen.

Die Schönheit Bella's erregte auch hier einiges Aufsehen, aber es bedurfte nur der Erklärung Johann's, daß seine Tochter taubstumm sei, um Bella vor rohen Worten und Angriffen zu bewahren.

Es galt nun, zu erforschen, ob Beatrix sich im Schlosse befand und auf welchem Wege man zu ihr gelangen konnte.

Johann lenkte geschickt das Gespräch auf den Ritter und seine Familie, er fand in dem Burgvoigt einen redseligen und ziemlich beschränkten Mann, der arglos in die Falle ging, die ihm gestellt wurde.

So erfuhr denn Isabella schon in der nächsten Stunde, daß Beatrix von Falkenstein, die Braut Rabeneck's, gleich einer Gefangenen streng bewacht wurde, und daß der Ritter noch in dieser Nacht Hochzeit mit ihr zu machen gedachte.

Bestürzt über diese Nachricht, mußte sie gewaltsam sich be-

zwingen, um nicht durch eine Bewegung oder gar einen Ausruf der Entrüstung sich zu verrathen.

Johann bat den Vogt, seiner Tochter die schöne Braut zu zeigen, und als der Voigt schon sehr tief in den Becher geschaut hatte und sein geringer Verstand in Folge dessen noch dichter umnebelt war, so fand er in dieser Bitte nichts, was ihm auffiel, oder ihn befremdete.

„Wozu das?" erwiderte er. „Eine glückliche Braut wird sie nicht sehen: das Fräulein hat geschworen, noch am Altare nein zu sagen. Aber mein Herr wird den Trotzkopf schon beugen, ich will sehen, ob ich's ermöglichen kann, daß Ihr unbemerkt der Trauung zuschaut."

„Und wer verrichtet die Trauung?" fragte Johann. „Einen Priester werdet Ihr schwerlich dazu finden —"

„Meint Ihr?" spottete der Vogt. „Zehn für Einen, wir haben ihn in der Nähe. Der Pater Joseph wird binnen einer Stunde hier sein, dann geht der Tanz los."

„Das arme Fräulein!" sagte Johann, und es fiel ihm schwer, Theilnahme zu heucheln, während das Blut in seinen Adern kochte.

Der Vogt zuckte die Achseln und steckte die rothe Nase tief in den Becher, den er kurz vorher gefüllt hatte.

„Weshalb ziert sie sich?" erwiderte er. „Aendern kann sie's nicht, durch ihren Widerstand reizt sie nur den Zorn des Ritters. Sie soll sich freuen, daß der Ritter sie zur Hausfrau erheben will, mit Andern hat er kürzeren Prozeß gemacht."

Ein Knappe beschied in diesem Augenblick Johann und Bella in den Rittersaal.

„Muth!" flüsterte das Mädchen ihrem Begleiter zu. „Wenn wir aus der Rolle fallen, ist Alles verloren."

„Ihr hofft noch immer, die Freundin retten zu können?" fragte Johann.

„Ich verliere die Hoffnung nicht eher, bis die Thatsachen sich nicht mehr ändern lassen.'

Rabeneck schritt mit dröhnenden Schritten auf dem Estrich des Rittersaales auf und nieder, seine Augen funkelten, Zornesgluth färbte sein Gesicht.

Vor ihm stand ein Knecht, aber nicht diesem, sondern dem Pater Joseph galt der Wuthausbruch.

„Der alte Hund will nicht?" schrie er. „Ich werde ihm die Hütte niederbrennen und ihn selbst aufknüpfen lassen!"

„Das Alles habe ich ihm gesagt," erwiderte der Knecht, „er aber blieb dabei, sein Leben sei in Gottes Hand —"

„In meiner Hand ist es, das will ich ihm beweisen. Vier

Knechte sollen sich bereit halten und starke Stricke mitnehmen, will er nicht gutwillig, so soll er gezwungen werden. Auch soll die Folterbank hinaufgeschafft werden in das Erkerzimmer, wer mir den Spaß verdirbt, sei es Mann oder Weib, dem will ich zu Leibe gehen, daß er die Engel im Himmel pfeifen hören soll! Thut, wie ich befohlen habe! Eure Tochter soll Brautjungfer sein," wandte er sich zu Johann, „folgt mir."

Er schritt den Beiden voran, Bella sah ihren Wunsch erfüllt. Als sie hinter dem Ritter in das Gemach trat, in welchem Beatrix mit Angst und Entsetzen den entscheidenden Augenblick erwartete, legte sie rasch und verstohlen den Finger auf die Lippen und Beatrix verstand das Zeichen.

So sehr sie auch das plötzliche Erscheinen dieser Freundin überraschte, wußte sie doch diese Ueberraschung zu verbergen.

„Haltet Euch bereit," sagte Rabeneck, „der Pater wird binnen einer Stunde hier sein; ich bringe Euch da eine Jungfer, die Euch zu dem festlichen Augenblick schmücken soll. Trösten kann sie Euch nicht," fügte er höhnend hinzu, „sie ist taubstumm, vielleicht kennt Ihr die Zeichensprache, dann mögt Ihr Euch mit ihr unterhalten."

Beatrix schwieg, aber in ihrem Blick lag eine würdevolle Hoheit, die Rabereck für Trotz und Verachtung hielt.

„Ich warne Euch noch einmal," fuhr er fort, „in meiner Gewalt seid Ihr und werdet ihr nicht mehr entrinnen. Wollt Ihr nicht gutwillig mein Gemahl werden, so thut es gezwungen, mir ist das gleichgültig; wenn wir unsere Hochzeit gefeiert haben, werde ich mich aufmachen, um Euren Bruder zu befreien. Hütet Euch vor meinem Zorn, Ihr kennt mich noch nicht, Beatrix; weigert Ihr Euch, die Meinige zu werden, so gebe ich Euch meinen Knechten preis."

„Solche Schmach ist nimmer erhört worden!" sagte Beatrix, unfähig, ihre Entrüstung länger zu bemeistern. „Ihr seid kein Ritter, sondern ein elender Schandbube, ein reißendes Thier —"

„Schweigt oder —"

„Edler Herr, bedenkt, daß Ihr vor einer Dame steht," sagte Johann, rasch vor das Mädchen hintretend.

Die Faust des Ritters fiel wuchtig auf den Schädel des Bauers.

„Hinaus mit Euch!" rief Rabeneck, seine ganze Wuth an dem alten Mann auslassend. „Scheert Euch in die Gesindestube und wagt nicht, mir noch einmal in den Weg zu kommen, wenn Ihr nicht von meinen Hunden in Stücke gerissen werden wollt."

„Mein Gott, gibt es denn gar keinen rettenden Weg aus dieser Räuberhöhle?" fragte Bella entsetzt, als der Ritter das Gemach verlassen hatte.

„Keinen," erwiderte Beatrix rathlos. „O, wie sehr danke ich Euch, daß Ihr gekommen seid, und dennoch möchte ich wünschen, Ihr hättet es nicht gethan, muß ich doch jetzt auch für Euer Leben zittern."

„Denkt nicht an mich, denkt an Euch, Ihr habt keinen Augenblick zu versäumen."

„Beatrix blickte düster vor sich hin.

„Dieser Mensch wird seine Drohung wahr machen und ich bin in seiner Gewalt," sagte sie.

„Sucht Aufschub zu erhalten. Zeigt Euch geneigt, seinen Wünschen zu willfahren unter der Bedingung, daß er Euch einige Tage gönnt, um Euch in würdiger Weise zu dem wichtigen Schritt vorzubereiten."

„Was hätte ich durch diesen Aufschub gewonnen?"

„Zeit! Der Ritter von Poitou wird, wenn er in Köln Euch nicht findet, mit einer starken Schaar Eurem Feinde zu Leibe rücken —"

„Er kann mir keine Hülfe bringen. Rabeneck hat mir oft genug gesagt, seine Veste sei unbezwingbar und er werde mich eher niederstoßen, als auf meinen Besitz verzichten. Es gibt keine Rettung für mich, Isabella, Ihr habt es ja gehört."

„So bleibt uns nur eine Hoffnung, die auf die Hülfe Gottes," erwiderte Isabella nach einer langen Pause. „Wie gern möchte ich für Euch mit diesem rohen Buben an den Altar treten, wenn Ihr inzwischen — — wartet, diese List führt vielleicht zum Ziel. Wir wechseln die Kleider, Ihr verlaßt mit meinem Knappen das Schloß, der Portier wird arglos das Thor Euch öffnen, wenn Johann ihm sagt, er wolle noch in der Nacht aufbrechen, ich übernehme Eure Rolle. Ist die Ceremonie beendet, so lasse ich den Schleier fallen —"

„Und im nächsten Augenblicke seid Ihr eine Leiche," unterbrach Beatrix sie. „Nein, dieses Opfer nehme ich nicht an, außerdem würde uns die List nicht gelingen. Hoffen wir auf den Beistand Gottes, von ihm allein kann die Hülfe kommen."

Isabella entwarf noch andere Pläne, aber sie waren alle unausführbar.

Beatrix zitterte jetzt mehr für das Leben ihrer Freundin, als für die Gefahr, welche sie selbst bedrohte; sie war entschlossen, Widerstand zu leisten, so lange sie es vermochte, sie vertraute darauf, daß der Priester sich weigern werde, den Segen zu sprechen, wenn sie ihr Jawort nicht geben wollte.

Zitternd und zagend, einander Trost und Muth zusprechend, harrten die beiden Mädchen des entscheidenden Augenblicks; sie ahnten nicht, welche Gefahren die nächste Stunde für Isabella bringen sollte.

17 Kapitel.

Die Geheimnisse des Grabes.

Der Ritter von Rabeneck hatte gleich nach seinem Besuche bei Beatrix mit vier Knechten das Schloß verlassen.

Zwei dieser Knechte trugen Fackeln, die beiden anderen Stricke.

Der nächtliche Gang galt dem Einsiedler, der so muthig gewesen war, dem Ritter zu trotzen, obschon er sehr wohl wußte, daß der Letztere auch über ihn Gewalt hatte.

Der Pater Joseph lag in seiner Hütte vor dem Bilde des Gekreuzigten auf den Knieen, als der Ritter mit einem Fluch die Thüre offen stieß.

„Ich frage Euch noch einmal," rief er, „wollt Ihr meinem Befehl gehorchen oder nicht?"

Der Einsiedler hatte sich erhoben, ohne ein Zeichen von Furcht stand er dem rohen Wegelagerer gegenüber.

„Ihr wollt das heilige Sacrament mißbrauchen," erwiderte er ernst, „wie dürft Ihr das von einem Geweihten des Herrn verlangen? Wenn Beatrix von Falkenstein freiwillig Euer Gemahl werden will, so —"

„Ob sie will, oder nicht, was geht es Euch an?" fiel Rabeneck ihm rauh in's Wort. Sie muß und Ihr müßt ebenfalls, denn ich habe die Macht, Euch Beide zu zwingen."

„Aber es gibt eine Macht, die über Euch steht, die Euch zerschmettern und vernichten kann —"

„Mag sie es thun, wenn sie es kann, ich trotze ihr!"

„Frevelt nicht, wer weiß wie nahe Euch das Ende ist!" warnte der Einsiedler. „Manche schwere Schuld drückt Eure Seele —"

„Ich kann sie tragen!" rief Rabeneck auffahrend. „Und jetzt vorwärts; wenn er nicht gutwillig folgen will, so bindet ihn und schleppt ihn mit!"

„Ich ergebe mich der Gewalt," erwiderte der Einsiedler ruhig, „aber die Folgen fallen auf Euer Haupt, Herr Ritter!"

Die Knechte wollten den Greis binden, er wies sie mit einer Hoheit zurück, die ihnen imponirte.

So kam der kleine Zug im Schlosse an.

Rabeneck führte den Einsiedler in ein Gemach und befahl ihm, die nöthigen Vorbereitungen zur Ceremonie zu treffen.

„Macht es kurz ab," sagt er, „und hütet Euch vor einer Handlung, die meinen Zorn wecken könnte. Dort steht die Folterbank, sie ist für Jeden da, der meinen Befehlen zuwider handelt."

Er ging nach dieser Drohung in das Gemach seiner Gefangenen und sagte ihr mit rauhen Worten, der Priester erwarte sie.

Beatrix erhob sich von dem Schemel, auf welchem sie saß, eine ruhige Entschlossenheit spiegelte sich in ihren Zügen.

„Ich werde kommen," sagte sie, „laßt mich den kurzen Augenblick noch allein."

Der Ritter, über diese unerwartete Willfährigkeit überrascht, entfernte sich, um einige Knappen zu rufen, die als Zeugen der Trauung beiwohnen sollten.

„Was auch geschehen mag, Bella, denkt nicht an mich, sondern an Euch," flüsterte Beatrix. „Ich werde mein Jawort nicht geben, und wenn dennoch der Priester die Trauung beendet, oder wenn Rabeneck mir Gewalt anthun will, so ziehe ich den Tod der Schande vor. Ihr aber sucht Euch zu retten."

Der Ritter kehrte in diesem Augenblick zurück, er forderte Beatrix auf, ihm zu folgen.

Pater Joseph ging der Braut entgegen und führte sie an der Hand zu dem Tische, der als Altar bei der heiligen Handlung dienen sollte.

„Seid stark," sagte er leise, „ich werde Euch retten. Hütet Euch, Verdacht zu wecken, sonst ist Alles verloren."

„Voran," sagte Rabeneck barsch, „ich bin kein Freund von solchen Ceremonien."

„Edler Herr, wenn ich diese Handlung übernehmen soll, so muß mir auch gestattet sein, sie in der Weise zu feiern, wie sie in der Familie der Ritter von Rabeneck stets gefeiert worden ist," nahm der Einsiedler mit feierlichem Ernst das Wort. „Nur in diesem Falle werde ich den Segen sprechen, denn nur in diesem Falle ist nach einem alten Familiengesetze die Trauung gültig."

„Und wie lautet dieses Gesetz?" fragte der Ritter mit einem Anfluge von trotzigem Hohn

„Daß die Braut vor der Trauung hinuntersteigen soll in die Todtengruft der Ritter von Rabeneck," fuhr der Greis fort, „daß sie dort ihrem zukünftigen Gatten Treue geloben soll."

„Davon ist mir nichts bekannt!" erwiderte Rabeneck, „und ich halte es auch für unnütz."

„Verzeiht, ich habe es so halten müssen bei Allen, die ich in diesem Schlosse einsegnete."

„Zum Teufel, ich lege keinen Werth auf solchen Treueschwur, werde schon mit meinen eigenen Augen den Vogel in meinem Käfig hüten."

„So Ihr das nicht wollt, kann ich Eurem Befehl nicht willfahren," sagte der Einsiedler ruhig. „Die Trauung wäre null und nichtig."

„Was sagt Ihr dazu?" wandte Rabeneck sich zu Beatrix.

„Aus dem Munde dieses Gesalbten spricht die Stimme Gottes," erwiderte Beatrix gefaßt.

„So würdet Ihr Euch ohne Widerrede fügen?"

„Wenn er es mir im Namen Gottes befiehlt, — ja"

„Sei es denn," sagte der Ritter nach kurzem Nachdenken, „ich will diesen lächerlichen Gebrauch achten."

Der Einsiedler reichte dem leise zitternden Mädchen die Hand.

„Niemand darf uns begleiten, wir Beide steigen allein in die Gruft hinunter," versetzte er. „So will es das Gesetz, nur vor den Augen Gottes und seines Priesters darf die Braut das Gelübde ablegen."

„Und wenn's das Gesetz hundertmal verbietet, ich steige mit hinunter," rief Rabeneck mißtrauisch. „Mich soll Niemand betrügen!"

„Welcher Betrug könnte in der Gruft stattfinden?" erwiderte der Greis ruhig. „Mündet vielleicht ein geheimer Gang hinein, daß Ihr fürchtet —"

„Ich traue Weibern und Pfaffen nicht!" unterbrach der Ritter ihn. „Macht voran."

Isabella wollte die Freundin begleiten, Rabeneck wies sie mit einer drohenden Geberde zurück.

Dennoch folgte sie, ihr ahnte, daß der Einsiedler, der so ruhig und zuversichtlich auftrat, einen Rettungsplan entworfen hatte, sie wollte sich über das Gelingen oder Mißlingen desselben Gewißheit verschaffen.

„Thut Alles, was ich Euch sage," flüsterte der Greis dem Mädchen zu, „fürchtet nichts, ich werde Euch retten."

Die Gruft lag unter dem Thurme, dicht neben dem Burgverließ, es war ein großer, gewölbter Raum, der durch eine von der Decke herunterhängenee Ampel ein spärliches Licht empfing.

Dieses Licht fiel auf den Sarg des ersten Ritters von Rabeneck, der das Schloß erbaut hatte, die übrigen Särge waren in Dunkel gehüllt.

„Betet," sagte der Einsiedler, und Beatrix kniete neben dem alten Manne nieder, während der Ritter, Isabella und einige Knappen im Hintergrunde neben der Thüre standen.

„Ich werde Euch sogleich hinter die Särge führen und hier Euch auffordern, den Schwur zu leisten," flüsterte Pater Joseph, während er sich den Anschein gab, als ob er eifrig bete, „gebt Acht, in der Mauer wird eine kleine Pforte sich öffnen, sie ist nur mir

bekannt, denn der, welcher sie dort anbringen ließ, um mit mir in stetem Verkehr zu bleiben, hat das Geheimniß mit in's Grab genommen. Schreitet furchtlos hinein und tastet Euch an den Wänden des Ganges entlang, bis Ihr das Ende erreicht. Dann hebt den Stein über Eurem Haupte empor, er gibt dem schwachen Drucke nach und steigt hinaus. Eine Bank, die Ihr am Ende des Ganges findet, wird Euch dies erleichtern. Ihr seid alsdann in meiner Klause, aber haltet Euch nicht in ihr auf, der Ritter könnte dort zuerst Nachforschung halten. Werdet Ihr aber überrascht, habt Ihr nicht Zeit zu fliehen, so steigt wieder hinunter in den Gang und wartet, bis ich komme; Brod, Wasser und Obst findet Ihr in meiner Hütte, für den Fall der Ritter mich hier gefangen hält. Benutzt die erste günstige Gelegenheit, diesen Ort zu verlassen; seid Ihr aus dem Walde glücklich entronnen, so werdet Ihr bald den Rhein sehen; sorgt, daß Ihr Freunde findet, die Euch beschützen, ich kann nicht mehr für Euch thun."

„Und Ihr?" fragte Beatrix, bebend vor Aufregung.

„Sorgt nicht um mich, mein Leben ist Gott geweiht, wenn meine Stunde geschlagen hat, so gehe ich ein in die Wohnung, die dort oben für mich bereitet ist."

„Auch eine Freundin lasse ich hier zurück —"

„Welche?"

„Ihr seht sie an der Thüre, ich zittre für sie, denn sie wagt ihr Leben für mich. Rettet sie mit mir."

„Ich kann es nicht."

„Gebt ihr ein Zeichen, daß sie mir zur Seite treten möge —"

„Nein. Thäte ich's, so könnte es Verdacht erregen, und nicht allein dies, die Flucht könnte vereitelt, der geheime Gang entdeckt werden. Ich will über sie wachen, so viel ich es vermag, aber da sie kein Verdacht treffen kann, weßhalb bangt Euch für sie? Sie wird das Schloß verlassen auf dem Wege, auf welchem sie hineingekommen ist, weßhalb sollte der Ritter an dieser Bäuerin seinen Zorn auslassen?"

„Ich denke, das Gebet war lang genug," nahm Rabeneck ungeduldig das Wort, „macht ein Ende!"

Der Einsiedler erhob sich, er führte Beatrix hinter die Särge, die in einer langen Reihe aufgeschichtet standen.

„Sprecht das Gelübde," sagte er, während er sich auf die Kniee niedersinken ließ und mit der Faust auf einen Stein drückte.

Nur von Beatrix und dem Einsiedler bemerkt, entstand plötzlich in der Mauer eine enge Oeffnung, die sich hinter dem flüchtigen Mädchen sofort wieder schloß.

Der Greis ließ sich auf den Boden niederfallen, mit geschlossenen

Augen und gefalteten Händen erwartete er die kommenden Dinge.

Rabeneck harrte geduldig einen kurzen Augenblick, die hohen Särge, die auf Gerüsten standen, hatten die Beiden seinem Blick entzogen.

Als aber die beiden nicht wieder zum Vorschein kamen und er auch keinen Laut von ihnen vernahm, riß ihm die Geduld, er trat rasch hinter die Särge und ein Schrei der grimmigsten Wuth entfuhr seinen Lippen, als er hier nur noch den Greis fand.

Isabella ahnte, was geschehen war, wenn sie es auch nicht begreifen konnte; sie sah, daß der Ritter den Einsiedler hinter den Särgen hervor über den Fußboden schleifte, sie wußte jetzt, daß Beatrix gerettet war.

Rabeneck war im ersten Augenblick keines Wortes mächtig.

War es ihm auch ein Räthsel, auf welchem Wege Beatrix die Flucht bewerkstelligt hatte, so hegte er doch die Gewißheit, daß der Einsiedler dabei betheiligt war.

Er befahl, den Greis zu binden und alle Särge, den Fußboden und die Mauer zu untersuchen.

„Ich werd's dem Schuft eintränken!" rief er, während er dem alten Manne einen Fußtritt versetzte. „Das Herz will ich ihm aus dem Leibe reißen, wenn er sie mir nicht wieder schafft. Gestehe, wie Du es angefangen hast —"

„Herr, ich habe nichts zu gestehen," unterbrach der Einsiedler ihn, „das Fräulein ist verschwunden, ich fand sie plötzlich nicht mehr an meiner Seite. Ihr selbst müßt wissen, ob ein geheimer Gang aus dieser Gruft hinausführt."

„Wüßte ich's, würde ich Dich nicht fragen!" schrie Rabeneck. „Du kennst, wie mir scheint, die Verhältnisse meines Schlosses besser, wie ich. Ich kenne nur einen geheimen Gang, er steht mit der Gruft nicht in Verbindung. Vorwärts — die Knappen sollen mit Fackeln den Wald durchstreifen; wer mir das Fräulein zurückbringt, dem verheiße ich einen fürstlichen Lohn. Den alten Schuft in's Verließ, zwei Knechte sollen ihn bewachen, daß er nicht entwischt, und wer in die Nähe seiner Hütte kommt, der mag die Brandfackel hineinwerfen."

Rabeneck war seiner Sinne nicht mehr mächtig vor unbändiger Wuth, er hatte das Schwert schon dem Einsiedler auf die Brust gesetzt, er würde ihn ermordet haben, wenn nicht Isabella mit einem Schrei des Entsetzens sich zwischen die Beiden geworfen hätte.

Das lenkte die Aufmerksamkeit des Ritters auf das Mädchen und es war begreiflich, daß er auch auf sie Verdacht warf.

Schon wollte er Befehl geben, sie ebenfalls in's Burgverließ

zu führen, bis er Zeit fand, Gericht zu halten, als ein Knappe Gäste anmeldete.

Diese Gäste waren Hans von Falkenstein und Alice, ihr plötzliches Erscheinen rettete den Einsiedler und Isabella.

Er gebot, sie hinunter zu führen und empfing sie mit der Erklärung, daß sie im rechten Augenblick erschienen seien, um mit ihm Gericht zu halten über die Freunde der Rose vom Rheingau, die im Augenblick der Hochzeitsfeier auf einem ihm unerklärlichen Wege entflohen sei.

Bella erschrak, als sie in der Dame, welche den Falkensteiner begleitete, Alice von Montfort erkannte; sie hatte von der Nähe dieser rachsüchtigen Feindin keine Ahnung gehabt.

Auch Alice erkannte die Geliebte ihres Feindes augenblicklich.

„Die Anwesenheit dieses Mädchens erklärt mir Alles,“ sagte sie. „Erinnert Ihr Euch nicht des Minstrels, der im Schlosse Gutenfels sang?“

„Bei Gott, es ist dieselbe!“ rief Rabeneck überrascht.

„Es ist Isabella Brandon, die Geliebte des Ritters, der als Gesandter der Kölnischen Heerschaaren in Gutenfels gefangen saß und durch Beatrix von Falkenstein befreit wurde,“ fuhr Alice fort. „Weshalb schleicht sie sich in dieser Verkleidung in Euer Schloß, wenn sie nicht vorhatte, Euch zu betrügen?“

Durchbohrend ruhte der glühende Blick des Ritters auf dem Mädchen. „Wir werden abrechnen mit einander,“ sagte er, „keiner von denen, die mich so schmählich hintergangen haben, soll seiner Strafe entgehen. Hinunter mit ihr in's Verließ, ich werde Gericht über sie halten!“

Der Einsiedler hatte unter der Maske einer geduldigen Ergebung den Plan zu seiner eigenen Rettung geschmiedet.

Während Rabeneck sich mit seinen Gästen und Isabella beschäftigte und auch die Knechte, die ihn bewachen sollten, ihre Aufmerksamkeit jenem Gespräche zuwendeten, hatte Pater Joseph sich geräuschlos erhoben und es war ihm gelungen, unbemerkt die Stelle zu erreichen, an der die geheime Thüre sich befand.

Der Greis trat auf die Feder, welche diese Thüre schloß und wollte eben durch die Oeffnung schlüpfen, als Rabeneck das Verschwinden des Gefangenen bemerkte.

Mit einem Satz war er hinter den Särgen, er sah die Oeffnung, er erreichte sie, ehe der Greis sie wieder schließen konnte.

„Hollah!“ rief er, „jetzt ist das Geheimniß entdeckt, Fackeln her, wir werden sie Beide wiederfinden.“

Pater Joseph vernahm diesen Ruf, er eilte vorwärts, er bedurfte keiner Fackel, weil er den Gang genau kannte.

Dieser Gang führte allerdings direkt in seine Hütte, aber

ungefähr in der Mitte desselben befand sich eine aus Steinen zusammengefügte und mit einer Erdschicht bedeckte Thüre, wurde dieselbe geschlossen, so mußte der Uneingeweihte glauben, daß er das Ende erreicht habe.

Dicht in der Nähe jener Thüre befand sich eine andere aus Balken und Brettern gezimmerte Pforte, welche in eine Felshöhlung führte, die ziemlich weit vom Schlosse entfernt lag und von einem alten Klausner bewohnt war, der nie seine Klause verließ und auch nie in seiner Einsamkeit einen anderen Besuch als den des Paters Joseph empfing.

Zu ihm flüchtete der Einsiedler sich, nachdem er die Thüren beide geschlossen hatte.

Es war freilich anzunehmen, daß der Ritter die Holzthüre entdeckte und erbrach, aber darüber verstrich eine geraume Zeit, während der Pater Joseph sich durch die Klause längst in Sicherheit gebracht haben konnte.

Verfolgte er dagegen den Weg, der in die Zelle führte, so war Beatrix verloren, während der Ritter durch den andern Weg auf eine falsche Fährte gebracht wurde.

Daran dachte der Einsiedler, ohne die Folgen für den Klausner zu bedenken.

18. Kapitel.

Der Vatermord in der Felsgruft.

Sobald die Knechte mit den Fackeln erschienen, drang Rabeneck, von ihnen und dem Ritter von Falkenstein begleitet, in den geheimen Gang ein.

Sie alle hegten die Ueberzeugung, daß man Beatrix finden werde und Rabeneck dachte schon im Stillen an die Qualen, die er ihr bereiten wollte.

Der Gang war mit großer Sorgfalt angelegt, hölzerne Pfeiler stützten in kurzen Zwischenräumen die obere Erdschicht, so daß ein Einsturz nicht so leicht zu befürchten war.

So gelangte man an die erste Thüre, man überzeugte sich, daß hier der Gang eine Biegung machte und schritt ohne Verzug zur Erbrechung dieser festen Thüre.

Ein Knecht mußte zurückeilen, um Aexte und Brecheisen zu

holen, vermittelst dieser Werkzeuge erreichte man bald den gewünschten Zweck.

Nach einer ziemlich langen Wanderung stieß man abermals auf eine Thür, die weniger Schwierigkeiten machte, wie die erste. Schon bei den ersten Axtschlägen wurde sie geöffnet und Rabeneck trat überrascht zurück, als er sich einem hohen hageren Mann gegenübersah, der das Gewand eines Eremiten trug.

Aber seine Ueberraschung währte nicht lange, sie wich der Wuth darüber, sich abermals getäuscht zu sehen.

Er hatte geglaubt, der Gang werde in die alte Kapelle oder in die Zelle des Einsiedlers, oder auch in den Wald führen, jetzt sah er sich in einer Felsgruft, die er nie zuvor betreten hatte.

„Wer seid Ihr?“ herrschte er den Eremiten an. „Was habt Ihr hier zu schaffen?“

„Das frage ich Euch,“ erwiderte der Greis, ohne die leiseste Regung von Furcht zu verrathen. „Wer ich bin, zeigt Euch mein Gewand und was ich hier thue, mag Euch diese Höhle beweisen.“

„Ein Schuft und Verräther seid Ihr!“ rief der Ritter. „Ihr liegt mit dem Pater Joseph unter einer Decke! Wer hat diesen geheimen Gang gegraben, der in mein Schloß führt? Wer hat Euch erlaubt hier zu wohnen? Mein ist der Grund und Boden, auf dem Ihr steht —“

„So glaubt Ihr,“ weil Ihr es nicht besser wißt,“ unterbrach der Eremit ihn ernst. „Er wäre nicht Euer Eigenthum, wenn ich es nicht wollte! Zurück, Verwegener, Du weißt nicht, vor wem Du stehst, es ist besser für Dich, daß Du es nie erfährst.“

„So stopft ihm doch das Maul!“ sagte der Falkensteiner. „Laßt Ihr Euch solche Worte von einem Bettelmönch sagen?“

„Nein, wahrlich nicht!“ rief Rabeneck, der mit gezogenem Schwert vor dem Eremiten stand. „Wo ist das Fräulein, wo ist der Schuft von einem Einsiedler? Gebt Antwort, Ihr habt sie beide gesehen —“

„Ich sah nur den Pater Joseph, der vor Kurzem in meine Klause trat und sie gleich darauf wieder verließ, um in den Wald zu gehen,“ entgegnete der Eremit. Was wollt Ihr von ihm?“

„Ihr sollt es erfahren, wenn er vor mir steht,“ sagte Rabeneck mit wachsender Wuth. „Versucht nicht, ihn vor mir zu verbergen, gebt ihn heraus, wenn Euer Leben Euch lieb ist.“

„Ich weiß nicht, wo er ist, und wüßte ich's, ich würde es Euch nicht sagen. Wollt Ihr Eure ruchlose Hand an den Gesalbten des Herrn legen? Wehe über Euch, wenn Ihr es thut, die Raben auf dem Hochgericht —“

„Fahre zum Teufel, alte Nachteule!“ schrie Rabeneck mit heiserer Stimme.

Der Eremit wankte, aus einer tiefen Wunde in der Brust floß das Blut an der braunen Mönchskutte hinunter.

„Wehe Dir, Vatermörder!" sagte er mit erschütterndem Ernst, „dreimal wehe Dir, der Du die Hand gegen Deinen eigenen Vater erhoben hast!"

„Albernes Geschwätz!" rief Rabeneck, der im ersten Augenblick entsetzt das Schwert hatte sinken lassen. „Glaubt Ihr, ich sei ein Kind, welches man mit dergleichen Narrheiten bethören könnte?"

„Mein Fluch über Dich! Erinnere Dich, daß Dein Vater bald nach seiner Rückkehr aus dem Kreuzzuge starb, daß Du aus der Ferne herbeieiltest, um das Erbe in Empfang zu nehmen. Hättest Du die Gruft besucht und die Särge unserer Vorfahren öffnen lassen, so würdest Du die Leiche Deines Vaters nicht gefunden haben. Ich hatte im Lande der Ungläubigen ein Gelübde gethan, so Gott mich aus der Gefangenschaft errette, wolle ich ihm den Rest meines Lebens in stiller Abgeschiedenheit weihen."

„Tolles Zeug!" rief Rabeneck. „Mein Vater wäre ein Narr gewesen, wenn er ein solches Gelübde gehalten hätte."

„Er hielt es," fuhr der Eremit, sich auf den steinernen Tisch stützend, mit brechender Stimme fort, „er ließ die Nachricht von seinem Tode verbreiten und zog sich in diese Höhle zurück."

„Wenn das die Wahrheit ist —"

„Es ist die Wahrheit, in jenem Buche wirst Du sie bestätigt finden. Laß Dir von einem Schriftkundigen erklären, was die Blätter enthalten, so wirst Du die Ueberzeugung gewinnen, daß eine schwere Blutschuld auf Deiner Seele ruht. Ich habe mich mit Schmerzen losgesagt von der Welt, es hat mir manchen bittern Kampf gekostet, zu überwinden, aber ich habe es vollbracht. Niemand, selbst nicht mein Freund, der Pater Joseph, erfuhr, wer ich vordem war. Diesen Gang ließ ich anlegen, um zur Nachtzeit mein Schloß zu besuchen, die alten liebgewonnenen Räume noch einmal durchwandern und an den Särgen meiner Väter beten zu können. Wie ganz anders ist es seitdem in dem Schlosse geworden! Räuber und Mörder hausen darin, Raub, Mord, Völlerei und Unzucht bezeichnen die Pfade, auf denen sein jetziger Bewohner wandert. Noch ist es Zeit, kehre um — Gott ist barmherzig — thue Buße —"

Es waren seine letzten Worte, ein Blutstrom ergoß sich aus seinem Munde über den silberweißen Bart. Er sank in die Kniee, die Hände auf der Brust gefaltet hauchte er seinen letzten Seufzer aus.

„Zum Teufel mit dem Wahnsinnigen!" sagte Rabeneck, wild aus seinem Brüten emporfahrend. „Wo ist das Buch?"

Ein Knecht nahm es vom Tische und reichte es dem Ritter, der es mit seinem Schwert in Fetzen hieb.

„War es wirklich der, für den er sich ausgegeben hat, so kann mich doch keine Schuld treffen," fuhr er fort, „er hatte mit dem Leben abgeschlossen, war er für Alle todt, so war er's auch für mich, zweimal kann Niemand sterben."

„Macht Euch keine Gewissensbisse deshalb," spottete Hans von Falkenstein, „Ihr konntet ihm nicht an der Kutte absehen, daß er mehr war, als ein lumpiger Bettelmönch. Schickt Eure Knechte in den Wald hinaus und laßt die Flüchtigen verfolgen."

Rabeneck stieß das Schwert in die Scheide.

„Das ist schon geschehen," erwiderte er, mein Zorn soll sie vernichten, wenn sie gefunden werden. Kommt wir wollen uns an die Hochzeitstafel setzen, ich denke, der Wein wird uns dennoch schmecken, wenn die Braut auch uns nicht Bescheid thut. — Laßt die Leiche des Wahnsinnigen liegen," befahl er den Knechten, „ein Wahnsinniger war er, kein Ritter von Rabeneck."

Die Ritter kehrten in das Schloß zurück, und Rabeneck beging in seinem Grimm die Unvorsichtigkeit, die Thüre hinter sich zuzuwerfen, ohne zuvor ihren Mechanismus zu erforschen.

Dadurch war der geheime Gang für ihn unnutzbar geworden, denn, welche Versuche er auch anstellen mochte, es gelang ihm nicht, die Thüre wieder zu finden und zu öffnen.

Noch in derselben Nacht wollte Rabeneck Gericht halten über Isabella und ihren Knappen.

Er befahl den Knechten, die Beiden in den Saal zu führen, in welchem die Tafel gedeckt war.

Da Isabella der deutschen Sprache nicht mächtig, so übernahm Alice es, das Verhör zu führen.

„Ihr seid in der Absicht hierher gekommen, Beatrix von Falkenstein zu befreien," sagte sie, den stechenden Blick mit dem Ausdruck des glühendsten Hasses auf das Antlitz des geängsteten, aber dennoch muthigen Mädchens gerichtet. „Ihr habt den Plan des Paters gekannt —"

„Das ist eine Unwahrheit," fiel Bella ihr in's Wort, „wäre dieser Plan mir bekannt gewesen, würde ich mich nicht in diese Burg gewagt haben."

„Sie weiß, wo Beatrix sich befindet?" rief Rabeneck.

„Wenn sie nicht gestehen will, soll die Folter ihr die Zunge lösen. Heda, Ihr Knechte, holt die Streckbank, ich werde das Vögelchen schon zahm machen, daß es nicht mehr singen kann."

„Halt ein!" sagte Johann bestürzt. „Sie sagte die Wahrheit, wir kannten den Plan des Einsiedlers nicht. Wir wollten nur wissen, ob Beatrix von Falkenstein sich hier befand —"

„Und mich dann an die Kölnischen verrathen — he?“ unterbrach Rabeneck ihn rauh. „Als Spione und Verräther seid Ihr gekommen, als solche sollt Ihr gerichtet werden!“

„Ihr habt kein Recht zu richten und ein Urtheil zu fällen,“ erwiderte Johann kühn, „wir stehen unter englischem Gesetz —“

„Unter meinem Gesetz steht Ihr!“ wüthete der Schloßherr. „Das will ich Euch beweisen. Werft diesen verwegenen Burschen auf die Streckbank, will sehen, ob seine alten Knochen sich noch in die Länge ziehen lassen.“

Die Knechte traten auf den alten Mann zu, der sie furchtlos erwartete.

„Mein Blut komme über Euch, Meuchelmörder!“ rief er. „Der Tag der Vergeltung —“

„Seid Ihr denn alle zu feige, diesem Schandbuben das Maul zu stopfen?“ schrie der Ritter von Falkenstein den Knechten zu, die zaudernd stehen geblieben waren, „greift zu, oder die Hundepeitsche wird Euch Gehorsam lehren.“

Den ersten Knecht streckte ein Faustschlag nieder, der zweite theilte das Loos seines Kameraden, aber der Uebermacht konnte der alte Mann nicht Stand halten, er wurde überwältigt und auf die Bank geworfen.

Mit einem Schrei des Entsetzens stürzte Bella auf das Marterwerkzeug zu, die Knechte stießen sie roh zurück.

„Wartet nur, mein muthiges Püppchen, an Euch wird die Reihe auch kommen,“ lachte Rabeneck höhnisch.

Johann wimmerte unter entsetzlichen Qualen, sein Jammern wurde erstickt durch das rohe Lachen des Schloßherrn.

„Hört Ihr, wie fein der Vogel pfeifen kann?“ spottete er. „Damals sang er wie eine Drossel, heute pfeift er wie ein Finke. Zieht stärker an, er ist noch nicht genug gewachsen.“

Die Glieder des Unglücklichen dehnten sich, die Augen traten aus ihren blutunterlaufenen Höhlen hervor.

„Wasser, Wasser!“ jammerte er.

Mit muthiger Entschlossenheit nahm Isabella einen mit Wein gefüllten Becher von der Tafel; sie stieß die Knechte zurück und kniete neben dem Sterbenden nieder.

„Verzeiht mir, daß ich Euch in diese Gefahr gebracht habe,“ flüsterte sie, während sie den Becher an seine Lippen setzte, „wahrlich, hätte ich dieses Ende geahnt, ich würde nicht geduldet haben, daß Ihr mich begleitet.“

Ein Blick des Dankes und der Liebe traf aus den Augen Johann's noch einmal das schöne Mädchen, dann schlossen sie sich für immer.

„Reißt sie zurück!“ rief Rabeneck. „Sie wird ihm bald genug

folgen. Haltet Euch bereit, schönes Täubchen, Ihr werdet noch in dieser Nacht gen Himmel fliegen.

„Herr Ritter von Rabeneck, wollt Ihr mir eine Ernst erweisen?" fragte Alice. „Erinnert Euch, daß ich Euren Freund befreit habe —"

„Redet, nur verlangt nichts, was zu gewähren mir unmöglich ist."

„Ueberlaßt mir dieses Mädchen."

Rabeneck blickte eine Weile Alice an, dann lachte er laut und höhnisch auf.

„Was wollt Ihr mit ihr?" fragte er. „Wollt Ihr sie als Eure Leibeigene? Nehmt Euch in Acht, daß sie Euch nicht die Augen auskratzt, sie ist nicht so sanft, wie sie zu sein scheint."

„Einerlei, ich werde sie zähmen, wenn sie wild wird," erwiderte Alice, und Isabella erschrak vor dem glühenden Blick, der aus den dunklen Augen sie traf.

„Aber zum Henker, was wollt Ihr mit ihr?" fragte nun auch der Falkensteiner. „Laßt das Urtheil über sie ergehen, sie steht uns ja doch nur im Wege."

„Was ich mit ihr will?" entgegnete Alice. „Sie liebt den, den ich hasse; ich will ihr erst dann den Dolch in's Herz stoßen, wenn ich vor ihren Augen den Geliebten getödtet habe. Ueberlaßt sie mir; ich werde ihre Seele und ihren Leib foltern, wie Ihr es nimmer vermögt."

„Hütet Euch vor Ihrer List," warnte Rabeneck.

„Laßt mich sorgen, mich wird sie nicht betrügen. Wenn sie es je versucht, lasse ich sie die Peitsche kosten; ich will sie schlimmer halten, wie eine Leibeigene."

Isabella hörte diese Worte nicht, ihr Blick ruhte starr auf der Leiche ihres treuen Begleiters und ihre Seele weilte bei dem Vater, dem die Nachricht von ihrem Tode das Herz brechen mußte.

Sie dachte an den Geliebten, der ahnungslos den ihn bedrohenden Gefahren entgegen ging, den sie nun nicht mehr warnen und beschützen konnte vor den entsetzlichen Plänen dieses rachsüchtigen Weibes.

„Meinetwegen!" sagte Rabeneck nach langem Zögern und nachdem auch der Falkensteiner ihn gebeten hatte, den Wunsch seiner Freundin zu erfüllen. „Nehmt sie hin, aber wenn sie noch einmal mir in den Weg tritt, ist sie mir verfallen."

„Sei es," erwiderte Alice, „ich werde sie hüten wie meinen Augapfel. Isabella Brandon, der Ritter von Rabeneck hat Euch mir geschenkt, Ihr seid jetzt mein Eigenthum. Erinnert Euch, was ich in London Euch gesagt habe, ich werde es wahr machen."

Furchtlos blickte Isabella ihre Feindin an, der Stern der Hoffnung war ihr wieder aufgegangen, er warf sein mildes Licht in die Nacht, die sie umgab.

Sie schwieg, ihre Seele war voll Groll und Bitterkeit, und was konnte es ihr nutzen, wenn sie durch Vorwürfe und Drohungen den Haß noch steigerte?

Alice gab einigen Knechten Befehl, die Gefangenen in's Burgverließ zu führen, sie selbst begleitete sie, um sich zu überzeugen, daß aus dem festen Kerker eine Flucht unmöglich war.

Jetzt blieb für Bella nur noch die Hoffnung, daß Richard das Schloß belagern und sie befreien werde.

19. Kapitel.

Die Geweihten des furchtbaren Bundes.

Beatrix hatte glücklich die Zelle des Einsiedlers erreicht. Aber sie wagte nicht, in derselben zu verbleiben, noch in den Wald hinauszugehen, denn unbekannt mit den Wegen, die aus demselben hinausführten, und überzeugt, daß Rabeneck sie verfolgen werde, fürchtete sie, entdeckt zu werden und in die Gewalt des Wegelagerers zurückzufallen.

Deshalb zog sie vor, in den geheimen Gang wieder hinunterzusteigen und hier die Heimkehr des Paters oder wenigstens den Anbruch des Tages zu erwarten.

Sie fürchtete für das Leben des frommen Mannes und machte sich bittere Vorwürfe, sein Opfer angenommen zu haben, und ihre Angst stieg, als sie das Rufen und Schelten der Knechte vernahm, die in der Nähe der Zelle den Wald durchstreiften.

Sie vernahm in der Hütte über ihrem Haupte Schritte und menschliche Stimmen, sie hörte, daß man den Namen des Paters rief und diese Entdeckung ließ sie vermuthen, daß es auch ihm gelungen sei, zu entfliehen.

Sie wagte nicht, ihr Versteck zu verlassen, sie zitterte bei dem Gedanken, daß es durch einen Zufall entdeckt werden könne.

So verstrich eine ganze Stunde, dem Mädchen däuchte sie eine Ewigkeit, denn noch immer hörte sie Geräusch und Stimmen in der Hütte.

Da fiel plötzlich ein Lichtstreif in das Dunkel, welches sie umgab; entsetzt blickte sie empor, konnte sie doch nicht anders

vermuthen, als daß einer der Knechte die geheime Oeffnung gefunden habe.

Ihr Entsetzen verwandelte sich in freudige Ueberraschung, als sie die Stimme des Einsiedlers vernahm, der sie aufforderte ihr Versteck zu verlassen.

Als sie dieser Aufforderung nachkam, fiel ihr Blick auf eine Gruppe vermummter Personen, welche im Halbkreis um den Tisch des Paters saßen, auf welchem zwischen zwei geweihten Kerzen ein Kruzifix stand.

Vor dem letzteren lagen ein Todtenschädel, ein Dolch und ein neuer Strick.

„Fürchtet nichts," sagte der Einsiedler, sie beruhigend, „diese Männer sind unsere Freunde, sie sitzen hier, um zu richten über den Ruchlosen, der das Maß seiner Schandthaten gefüllt hat."

Durch die Nähe des Paters beruhigt, von ihrer Angst um ihn befreit, konnte Beatrix sich dennoch einer leisen Furcht nicht erwehren, als sie diese furchtbaren, geheimnißvollen Richter erblickte, deren funkelnde Blicke fest und forschend auf sie gerichtet waren.

„Fürchtet nichts," sagte jetzt auch der, welcher in der Mitte des Halbkreises saß, „Euch und Allen, die von diesen Wegelagerern und Raubmördern verfolgt sind, soll Recht und Gerechtigkeit werden. Schwört, daß Ihr geheim halten wollt Alles, was Ihr hier seht und hört, und hütet Euch, diesen Eid zu brechen, wir strafen den Meineid mit dem Tod."

„Schwört," sagte der Einsiedler, indem er dem Mädchen ein Kruzifix hinhielt, „schwört bei dem Bilde des Gekreuzigten, daß Ihr, was Ihr auch sehen und hören mögt, verschweigen wollt, bis der Todesengel Euch abruft. Schwört es bei dem Heil Eurer Seele und der Hoffnung, dereinst die ewige Seligkeit zu erlangen."

„Ich schwöre es!" erwiderte Beatrix verwirrt.

„Und nun berichtet uns, was der Ritter Hermann von Rabeneck Euch angethan hat," sagte der Vorsitzende.

Auf den Arm des Einsiedlers gestützt, theilte Beatrix den geheimnißvollen Richtern die Ereignisse, welche sie betrafen, mit.

Einer der Richter erhob sich.

„So klage ich den Ritter von Rabeneck an, des Mordes, des Raubes und der Gewaltthat gegen eine reine Jungfrau," versetzte er, „ich klage ihn an, die Hand gegen einen gesalbten Priester erhoben zu haben und verlange, daß er vorgeladen werde binnen heute und vier Wochen, auf daß er sich vertheidigen und sein Urtheil hören möge."

„So sei es," erwiderte der Vorsitzende, „wer will die Vorladung übernehmen?"

Zwei Vermummte erhoben sich.

„So ladet ihn auf heute über vier Wochen vor unsern Richterstuhl," fuhr der Vorsitzende fort, „auf daß er sein Recht aus unsern Händen empfange. Und nun laßt uns hören, Ihr Schöffen, ob Ihr im Stillen gewirkt habt für unsern Bund."

Die Vermummten redeten leise miteinander; Beatrix wurde durch einen Wink aufgefordert, zurückzutreten.

„Der Erzbischof von Mainz will unserm Bunde beitreten," sagte ein Schöffe, „der Jude Levi hat ihn eingeweiht, so viel er durfte."

Der Vorsitzende schüttelte das Haupt.

„Ich sehe nicht gern, daß ein Jude wirkt," erwiderte er. „Manchen kann er uns abwendig machen, der vielleicht beitreten würde. Aber so lange wir noch nicht mächtig genug sind, um öffentlich Gericht halten zu können, mag es so bleiben. Sagt dem Juden, er solle sich hüten, sein Wucher könne ihm den Hals kosten. Wie ist's mit dem Erzbischof von Köln und dem König Heinrich?"

„Sie zaudern noch," nahm ein anderer Schöffe das Wort, „überhaupt finden wir unter den Bürgern größeren Anhang, als unter den Geistlichen und Adeligen."

„Geduld," sagte Pater Joseph, „wenn wir die Macht der Raubritter gebrochen haben, werden sie kommen; sie finden noch kein Heil bei uns, so lang wir unsere Macht nicht bewiesen haben."

„So ist es," nickte der Vorsitzende, „aber ich vertraue darauf, daß die Zeit nicht mehr fern ist, in der wir auf offenem Markte Gericht halten werden. Hütet Euch nur davor, Jeden einzuweihen, bevor Ihr ihn ernst geprüft habt, damit nicht Mißbrauch getrieben wird, mit unserer Heimlichkeit und Macht."

„Tod und Teufel, der Schuft ist in seiner Hütte!" rief draußen eine rauhe Stimme. „Hei, wie der Ritter jauchzen wird, wenn wir ihm den entflohenen Vogel bringen."

Die Vermummten sahen einander an, der Vorsitzende winkte, zwei von ihnen traten an die Thüre.

Im nächsten Augenblick wurde letztere durch einen Fußtritt geöffnet, zwei Knechte des Ritters von Rabeneck standen mit brennenden Fackeln auf der Schwelle.

„Holla, da treffen wir ja Gesellschaft!" rief der erste, indem er das Schwert aus der Scheide riß.

Er hatte das letzte Wort noch nicht gesprochen, als er betäubt niedersank, einer der Vermummten hatte ihm mit dem Griff seines Dolches einen Hieb auf den Schädel gegeben, der ihm die Besinnung raubte.

Der zweite Knecht wollte fliehen, er wurde ergriffen und sammt seinem Kameraden gefesselt.

„Was sucht Ihr hier?“ fragte der Vorsitzende. „Wollt auch Ihr die ruchlose Hand gegen den geweihten Priester erheben?“

Der Gefangene war ein eben so roher, trotziger Bursche, wie sein Herr. Er hielt die Vermummten für vagabundirendes Gesindel, mit welchem er durch eine herausfordernde Frechheit rasch fertig zu werden glaubte.

„Wer gibt Euch ein Recht, mich deshalb zu fragen?“ erwiderte er. „Ich bin ein Knecht des Ritters von Rabeneck und habe Befehl, diesen schuftigen Pfaffen zu fangen und seine Hütte nieder zu brennen.“

„Ihr seid gekommen, diesen Befehl auszuführen?“

„Was will diese Jammergestalt?“ rief der zweite Knecht, der aus seiner Betäubung erwacht war. „Was kümmert es Euch —“

„Ich frage Euch, ob Ihr diesen Befehl ausführen wolltet?“ unterbrach der Vorsitzende ihn streng. „Gebt Antwort, würdet Ihr diese Hütte niederbrennen und den frommen Mann Eurem Herrn, dem Raubmörder, überliefern, wenn wir es zuließen?“

Der Knecht warf trotzig die Oberlippe auf.

„Wenn der Ritter von Rabeneck einen Klausner erschlagen darf, trotzdem derselbe ihm sagt, daß er sein Vater sei, weshalb sollen wir nicht einen Einsiedler gefangen nehmen dürfen, der —“

„Gott des Himmels, wenn er diesen ruchlosen Frevel begangen hat, so sei Du seiner Seele gnädig!“ rief der Pater Joseph entsetzt.

„Hat Rabeneck Euch gezwungen, diesen Befehl zu vollführen?“ fragte der Vorsitzende wieder.

„Fragt, was Ihr wollt, wir geben Euch keine Antwort,“ entgegnete der Knecht trotzig. „Hätten wir nur die Hände frei, so wollten wir Euch schon zeigen, was wir thun würden. Die Pest über Euch, niederträchtiges Gesindel! Reißt die Larven ab, daß wir Euch in's Gesicht sehen können, oder habt Ihr Gründe, es zu verbergen?“

„Schöffen, Ihr habt es gehört,“ sagte der Vorsitzende mit dumpfer Stimme. „Ist einer unter Euch, der auf seinen Schöffeneid die Handlungen dieser Beiden vertheidigen kann? Beatrix von Falkenstein, seht her —

„Halloh — da ist ja auch das Püppchen!“ rief einer der Knechte, der das Mädchen noch nicht bemerkt hatte.

„Beatrix von Falkenstein, seht her, wie wir solchen Frevel bestrafen,“ fuhr der Vorsitzende fort, indem er ein Tuch über das Kruzifix breitete und den Strick, der vor demselben lag, aufnahm.

„Ihr, Knechte des Ritters von Rabeneck, habt freiwillig Theil genommen an den ruchlosen Thaten Eures Herrn, so treffe Euch auch die Strafe, die solchen Thaten gebührt. Im Namen der

heiligen Vehme spreche ich Euch ehrlos und rechtlos, ich übergebe Euren Leib den Raben und Eure Seele dem ewigen Richter!"

Er warf bei den letzten Worten den Strick über sein Haupt hinter sich und gab den Schöffen ein Zeichen, das Urtheil zu vollstrecken.

Erst jetzt ahnten die Knechte die Gefahr, die ihnen drohte in ihrem ganzen Umfange.

Sie protestirten, Anfangs mit Spott und Hohn, dann mit Verwünschungen und Drohungen gegen das Urtheil, aber ihr Protest half ihnen eben so wenig, wie ihre Bitten und die Reue, welche sie zu heucheln versuchten.

Die Schöffen führten sie hinaus, eine Viertelstunde später hingen ihre Leichen an dem Baume, in dessen Rinde die Schöffen den Dolch, das Zeichen der heiligen Vehme gestoßen hatten.

Bis zum Morgengrauen blieben die Geweihten des furchtbaren Bundes beisammen, und Beatrix wurde im Laufe der Nacht in die Sitzungen und Geheimnisse desselben eingeweiht, nachdem sie den Wunsch geäußert hatte, fortan ein Mitglied dieses Bundes zu sein.

Als der Tag anbrach, rüsteten Alle sich zur Reise, die Schöffen legten ihre Vermummung ab und Beatrix erstaunte, als sie unter ihnen mehrere Ritter fand, deren Namen sehr bekannt und geachtet waren.

Pater Joseph wollte das Mädchen nach Köln begleiten, er sah voraus, daß Rabeneck ihm auch die Hinrichtung seiner Knechte zur Last legen und eine furchtbare Rache an ihm nehmen werde, wenn es ihm gelang, ihn wieder in seine Gewalt zu bringen.

Er würde nicht gewagt haben, in seine Zelle zurückzukehren, wenn er nicht gewußt hätte, daß er dort die Schöffen der Vehme fand, die im Nothfalle ihn beschützen konnten.

Unter dem Schutze dieser Schöffen, die gut bewaffnet waren, durchzogen die Flüchtlinge den Wald, in welchem noch immer die Knechte Rabeneck's sie suchten.

Sie erreichten ungefährdet den Rhein und hier trennten die Verschworenen sich von ihnen, um einzeln ihren Heimweg fortzusetzen.

Pater Joseph und Beatrix ließen sich übersetzen und der Greis berichtete seiner Begleiterin die Entstehung des furchtbaren Bundes, dessen Macht sich mehr und mehr erweiterte, der einst der Schrecken aller Verbrecher werden sollte, um dann wieder in Fanatismus und Ungerechtigkeit auszuarten.

Die Beiden wanderten zu Fuß, es war eine beschwerliche, ermüdende Wanderung, vorzüglich für Beatrix, die, an solche Strapazen nicht gewöhnt, von Besorgnissen um ihre Freundin,

die in der Gewalt Rabeneck's sich befand, niedergedrückt, sich bald ganz erschöpft fühlte.

Sie hatte ihr Möglichstes gethan, um der Freundin zu Hülfe zu eilen, sie hatte die Schöffen der heiligen Vehme gebeten, durch den geheimen Gang in das Schloß einzudringen und durch List oder Gewalt die Befreiung zu versuchen, aber die Furcht vor der Rohheit und Grausamkeit Rabeneck's war so groß, daß Keiner das Wagestück unternehmen wollte.

So blieb denn Beatrix nur noch eine Hoffnung, die auf die Hülfe Richard's, den sie aufsuchen und beschwören wollte, sein Leben für Isabella Brandon zu wagen.

Der Abend dämmerte, als die Beiden beschlossen, kurze Rast zu machen und sich alsdann nach einem Obdach für die Nacht umzusehen.

Da bemerkten sie in der Ferne Staubwolken und gleich darauf im letzten Scheine der sinkenden Sonne das Blitzen der Rüstungen und Waffen.

Beatrix ahnte sofort, daß es Richard und die Kölnischen seien, und sie sah sich in dieser Ahnung nicht betrogen.

Mit einem Freudenruf eilte sie den Streitern entgegen, an deren Spitze Richard und Robert sich befanden.

Der Graf von der Normandie, der die Rose vom Rheingau noch nicht gesehen hatte, war entzückt über die Schönheit des Mädchens, der Wunsch, sie zu besitzen, ward bei ihrem Anblick neu in seiner Seele geweckt.

Beatrix mußte ihnen ihre Erlebnisse berichten, und die Stirne Richard's umdüsterte sich, als er erfuhr, in welcher Gefahr Isabella schwebte.

„So ist an dem Zweck unserer Reise nichts geändert", wandte er sich zu seinem Freunde, „wir müssen die Veste erstürmen und die Gefangene befreien."

Graf Robert zuckte die Achseln.

„Ich kenne diese Gefangene nicht," erwiderte er kurz angebunden, „nun die Rose vom Rheingau befreit ist, ist unser Zweck erreicht. Ich kann nicht Jeden schützen und habe auch keine Lust, für jede mir fremde Person mein Leben einzusetzen."

Beatrix vernahm diese herzlosen Worte mit Staunen und Entrüstung.

„Es ist Ritterspflicht, die Damen zu schützen und ihre Ehre zu vertheidigen," sagte sie.

Graf Robert wandte sich ab.

„Es ist zunächst meine Pflicht, Euch sicheres Geleit zu geben," erwiderte er, „von Euch wird es dann abhängen, ob ich Eurem Gebote folgen und Eurer Freundin wegen jene Veste belagern soll."

„Von mir?“ fragte Beatrix erstaunt.

„Von Euch!“ fuhr der Graf fort, ohne den finsteren Blick seines Freundes zu beachten. „Glaubt Ihr, ich sei umsonst gegen Euren Bruder in’s Feld gezogen? Jedem Sieger gebührt ein Antheil an der Beute, ich werde Euch in Köln sagen, welchen Theil ich verlange.“

„Jetzt laßt es genug sein,“ fiel Richard drohend ihm in’s Wort, „Beatrix von Falkenstein steht unter dem Schutze des Herrn Erzbischofs von Köln. Laßt sie ziehen, wohin es ihr beliebt, es ziemt dem Ritter nicht —“

„Wollt Ihr mir sagen, was dem Ritter ziemt?“ fuhr Graf Robert zornig auf. „Ich werde diese Jungfrau sicher gen Köln geleiten und nichts Unbilliges von ihr verlangen, aber ich sage Euch schon jetzt, ehe Ihr sie erringt, kündige ich Euch Fehde auf Tod und Leben an.“

Erschreckt trat Beatrix zwischen die Beiden.

„Was soll dieser Streit?“ fragte sie. „Weshalb erzürnt Ihr Euch, daß Ihr schon mit der Hand an’s Schwert fahrt? Denkt an die Unglückliche, die der Rohheit des Ritters von Rabeneck preisgegeben ist, weil sie es wagte, in meinen Kerker zu dringen. Ich bedarf Eures Schutzes nicht, wir werden morgen in Köln sein, dort finde ich hinreichende Sicherheit.“

„Sie hat Recht,“ erwiderte Richard, der rasch zur Versöhnung bereit war. „Weshalb sollen wir uns ihretwegen mit einander überwerfen? Ueberlassen wir ihr die Entscheidung und suchen wir vor allen Dingen ihre Freundin zu befreien.“

„Führt Ihr diesen edlen Vorsatz aus, ich habe keine Lust dazu,“ erwiderte Robert trotzig. „Ich werde nach Köln zurückkehren.“

„Glaubt Ihr dadurch mich zurückhalten zu können?“ fuhr Richard mit steigender Entrüstung fort. „Ich werde auch ohne Eure Hülfe thun, was Pflicht und Ehre mir gebieten, und so es mir nicht gelingt, fallen die Folgen auf Euch, weil Ihr feige Euch zurückgezogen habt. Geleitet Beatrix nach Köln, wenn Euch das nothwendiger däucht, ich fürchte Euch nicht, aber ich warne Euch vor einer Handlung, die mit den Wünschen Eurer Schutzbefohlenen nicht übereinstimmt.“

„Das kann Euer Ernst nicht sein, daß Ihr Euch von der Belagerung der Burg Rabeneck’s zurückziehen wollt,“ wandte Beatrix sich zu Robert, in dessen Seele der Haß gegen den Freund mächtiger aufloderte. „Ich bitte Euch, gebt nach, thut es mir zu Liebe.“

„Ich will es thun unter einer Bedingung,“ erwiderte Graf Robert finster. „Versprecht mir, nach dieser Fehde mir in meine

Burg folgen zu wollen und ich gelobe Euch, die Feste Rabeneck's dem Erdboden gleich zu machen."

Beatrix schüttelte das Köpfchen.

„Das kann und darf ich Euch nicht geloben", sagte sie leise mit gesenktem Blick.

„Ja, ich weiß wohl, weshalb Ihr es nicht könnt!" rief Robert zornig und ein Blick des glühendsten Hasses traf den Freund, der, auf sein Schwert gestützt, neben dem Mädchen stand. „Glaubt nicht, daß ich mich dadurch zurückschrecken lasse, ich habe geschworen, Euch als meine Beute aus der Fehde gegen Euren Bruder heimzuführen, und diesen Schwur werde ich einlösen."

„Frevelt nicht," nahm Pater Joseph das Wort, „was Gott mit einander verbindet, das soll der Mensch nicht trennen. Wie könnt Ihr überhaupt jetzt um das Fräulein werben, da sie kaum der Todesgefahr entronnen ist, da sie noch zittert für das Leben ihrer Freundin? Gönnt ihr Zeit, bis der Sturm sich beruhigt hat und dann überlaßt ihr selbst die Entscheidung."

„Seid Ihr auch schon auf seiner Seite?" fuhr Robert den Einsiedler an. „Hat sein Gold Euch auch bestochen? Ich weiß selbst, was ich zu thun habe, Eures guten Rathes bedarf ich nicht."

Damit hatte er sich seinem Roß genähert, er schwang sich hinauf und gab seinen Knappen Befehl zum Rückzuge.

„Kehrt glücklich heim," rief er seinem Freunde höhnisch zu, „viel Ehre werdet Ihr auf diesem Zuge nicht gewinnen."

„Ich werde Euch begleiten," sagte Beatrix, sich zu Richard wendend, der den Hohn seines Freundes keiner Antwort würdigte, „hat Isabella ihr Leben für mich gewagt, so ist es billig, daß ich auch für sie mein Leben einsetze."

„Das gebe ich nicht zu," erwiderte Richard, dem Mädchen innig in's Auge schauend, „ich danke Gott, daß Ihr gerettet seid und bitte Euch, in Köln meine Heimkehr zu erwarten. Wollt Ihr das?"

„Wenn Ihr mich nicht mitnehmen wollt —"

„Nein, Beatrix, die Sorge um Euch würde mich in meinen Plänen hindern und Ihr seht ja selbst, daß mir nun nichts Anderes bleibt, als den Weg der List zu gehen. Schließt Euch dem Grafen von der Normandie an, er wird Euch jetzt nicht weiter belästigen, sondern damit warten, bis Ihr in Köln seid. Und nun Gott befohlen, eine innere Stimme sagt mir, daß wir einander wiedersehen werden."

Schon wollte der Ritter nach einem langen Händedruck und einem Blick, in welchem seine ganze Seele sich spiegelte, sein Roß besteigen, als der Einsiedler auf ihn zutrat.

Er beschrieb ihm den geheimen Gang und machte ihn auf Manches aufmerksam, was ihm zum Vortheil gereichen konnte.

Beatrix blickte lange dem Ritter nach, der, mit seinem Knappen sich unterhaltend, in die Abenddämmerung hinausritt, dann setzte sie ihren Weg fort.

„Gottes Segen und Eure Liebe begleiten ihn," sagte der Pater ermuthigend, „er wird sicher heimkehren."

„Meine Liebe?" flüsterte Beatrix für sich hin. „Noch lagern finster drohende Wolken vor der Sonne, zu der ich hoffend und sehnend emporblicke; wer kann wissen, ob sie nicht den Blitzstrahl in ihrem Schooße bergen, der uns Beide vernichten wird!"

Eine lange hagere Gestalt tauchte vor ihr am Wege auf, ein in Lumpen gekleidetes Weib, dessen Gesicht von Noth und Elend zeugte.

„Heil Dir, Rose vom Rheingau! Heil Dir, Königin von Deutschland!" sagte sie mit dumpfer, tonloser Stimme. „Du hast Dich der Armen und Elenden erbarmt, so erbarmt sich auch Gott Deiner, und nicht nur die himmlische, auch eine irdische Krone wird Dein Haupt schmücken."

Beatrix wollte in die Gürteltasche greifen, um der Alten ein Almosen zu reichen, aber sie besaß nichts, was sie ihr geben konnte.

„Laßt das," fuhr die Bettlerin fort, „nicht einer Gabe wegen habe ich jene Worte Euch gesagt, weiß ich doch, daß Ihr selbst jetzt einer Gabe bedürftig wäret. Verzagt nicht, wenn schwere Stunden über Euch hereinbrechen, vertraut auf den, der die Geschicke der Menschen lenkt und gedenkt meiner Worte. Manche schwere Prüfung wird Euch treffen, manches Ungemach werdet Ihr erleiden, aber zuletzt Euch herrlich belohnt sehen. Fragt nicht, wann das geschehen wird, noch liegt es in weiter Ferne und manchmal wird es Euch scheinen, daß Ihr nie das Ziel erreichen könnet. Geduld! die Zeit vergeht und jeder Tag bringt Euch dem Ziele näher." —

An dem erstaunten, überraschten Mädchen vorbei schritt die Alte ihres Weges weiter.

„Es war Gudula, die vor einem Jahre spurlos verschwand," sagte der Pater, „man sagt, sie habe die Gabe der Weissagung."

Beatrix nickte gedankenvoll.

„Was sie mir sagte, das hat vor mehreren Nächten mir ein Traum schon prophezeit," erwiderte sie, „aber wunderbar ist es, daß ich aus dem Munde dieser Bettlerin die Bestätigung jenes Traumes erhalte. Hubert von Poitou, König von Deutschland und ich sein Gemahl? Ich kann es nicht glauben und dennoch darf ich nicht zweifeln."

Die Beiden stießen jetzt auf die Schaar des Grafen von der Normandie, der sie erwartete.

Er bot ihnen, ohne Beatrix anzublicken, Pferde an und die Erschöpfung zwang das Mädchen, dieses Anerbieten anzunehmen.

Robert hielt sich ihr fern, er hoffte, da er mit dem Erzbischof befreundet war, in Köln bessere Gelegenheit zu finden, sich ihr zu nähern und ohne Zeugen mit ihr zu reden.

20. Kapitel.

Der Kampf im Burgverließ.

Als Richard die Hütte des Einsiedlers erreichte, fand er nur noch die Stelle, auf der sie gestanden hatte.

Die rauchende Asche war das Einzige, was von der friedlichen Klause geblieben war.

Das hatte der Ritter erwartet, er schlug den Weg ein, den der Pater ihm bezeichnet hatte und fand bald eine Felshöhle, die ihm ein nothdürftiges Obdach gewährte.

Die Rosse wurden angebunden und während der Knappe sie aus der nahen Quelle tränkte und einen Theil der mitgebrachten kargen Vorräthe ihnen vorwarf, dachte Richard über die Befreiung Isabella's nach.

Der einzige Plan, den er entwerfen konnte, war der, durch den geheimen Gang in das Schloß einzudringen; aber dadurch hatte er sein Ziel noch lange nicht erreicht.

Wo sollte er Isabella suchen? Wodurch konnte er es ermöglichen, sie zu befreien, ohne Geräusch zu machen?

Der Uebermacht im Schlosse war er nicht gewachsen, wurde er selbst gefangen genommen, so durfte er nicht hoffen, mit dem Leben davon zu kommen.

Aus seinem Sinnen und Brüten schreckte ihn plötzlich ein Geräusch empor.

Er blickte auf und sah Margaretha, die Amme der Rose vom Rheingau, vor sich.

Sie wollte in's Schloß zu ihrer Herrin, Rabeneck hatte ihr ja versprochen, daß sie das Thor offen finden sollte, Richard erkannte sogleich den Vortheil, den er dadurch gewann.

Er sagte ihr, daß Beatrix bereits auf dem Wege nach Köln,

ihre Freundin, die Engländerin, dagegen in der Burg gefangen sei und er den festen Vorsatz hege, die Gefangene zu befreien.

Margaretha wollte sofort wieder aufbrechen, Richard bat sie, ihn zu unterstützen.

Erst nach langem Zureden und glänzenden Versprechungen gelang es ihm, sie zu bewegen, seinem Wunsche zu willfahren.

Margaretha fürchtete mit Recht den Grimm Rabeneck's, der voraussichtlich ein Opfer suchte, um seine Wuth an demselben auszulassen, aber Richard bewies ihr, daß sein Zorn sie nicht treffen könne, da er im Gegentheil sie zu gewinnen suchen werde, um durch sie zu erfahren, wo er Beatrix finden könne. Er machte sie darauf aufmerksam, daß es jetzt in ihre Hand gegeben sei, sich durch kluges, entgegenkommendes Benehmen die Gunst und das Vertrauen des Ritters zu erwerben und es ihr freistehe, durch den geheimen Gang das Schloß zu verlassen, sobald sie dies wolle.

Margaretha willigte endlich ein. Richard gab ihr eine kleine Flasche und beauftragte sie, den vierten Theil ihres Inhalts in den Wein zu gießen, von welchem der Ritter und seine Knappen am Abend trinken würden, auch den Versuch zu machen, den Wachen und übrigen Knechten den Schlaftrunk beizubringen. Wenn dies geschehen wäre und Alle im tiefen Schlafe lägen, sollte sie in die Todtengruft gehen und dort ihn erwarten, nachdem sie zuvor sich darüber Gewißheit verschafft hätte, wo man die Gefangene suchen müßte.

Margaretha war ein kluges und beherztes Weib. Sie suchte die Gefahr nicht, aber wenn sie ihr nicht mehr entgehen konnte, dann fürchtete sie dieselbe auch nicht.

Zudem sagte sie sich, daß sie einen Wunsch ihrer Herrin erfülle, wenn sie zur Befreiung Isabella's die Hand biete, und diese Gewißheit bewog sie mehr, als die Versprechungen des Ritters, die Lösung der gefahrvollen Aufgabe zu unternehmen.

Sie trennte sich von Richard mit dem Versprechen, seinen Anordnungen getreulich nachkommen zu wollen und ging zum Schlosse.

In der Burg Rabeneck's herrschte seit dem Eintreffen des Falkensteiners ein tolles, wildes Treiben.

Den ganzen Tag hindurch wurde gezecht, gelacht, gesungen und getobt und da Beide nicht wagten, das Schloß zu verlassen, aus Furcht, ihren Feinden zu begegnen, die ja ohne Zweifel den Falkensteiner verfolgten, so belustigten sie sich im Innern damit, ihren Uebermuth an den Knechten auszulassen.

Noch immer mußten diese den Wald durchstreifen, um Beatrix und den Einsiedler zu suchen.

Als nun einer von ihnen die Nachricht brachte, daß am Schloßthor ein beschriebenes Pergament angeheftet sei und er zwei seiner

Kameraden vor der Hütte des Einsiedlers erhängt gefunden habe, da kannte die Wuth des Ritters, nachdem er sich von seiner Bestürzung erholt hatte, keine Schranken.

Sie wurde keineswegs besänftigt durch die Bemerkung des Schloßvogts, daß das Pergament eine Vorladung der heiligen Vehme sei und dieser furchtbare Bund ohne Zweifel auch die Knechte gerichtet habe, ja, diese Bemerkung hätte beinahe dem Schloßvogt das Leben gekostet, zu seinem eignen Glück gelang es ihm, dem Hieb auszuweichen, den Rabeneck in der ersten Raserei nach ihm führte.

Niemand fand sich, der den Inhalt des Pergaments entziffern konnte, aber einige Knappen bestätigten, daß es eine Ladung der Vehme enthalte, zumal, als man entdeckte, daß aus dem Schloßthor drei Späne herausgeschnitten waren.

Endlich erbot ein noch spät aus dem Walde zurückkehrender Knecht sich, die Vorladung zu lesen, so gut er es mit seinen mangelhaften Kenntnissen vermochte.

Rabeneck erfuhr jetzt, daß er im Namen der heiligen Vehme geladen war, vor ihren Richterstuhl zu erscheinen, um sich zu verantworten und sein Urtheil zu hören; Tag, Stunde und der Ort, an welchem er sich einfinden sollte, war angegeben.

In seinem Grimme über diese Verwegenheit hieb der Ritter den Knecht nieder, der das Pergament mit Mühe und Noth entziffert hatte, dann zerriß er das Dokument und befahl, die Hütte des Einsiedlers niederzubrennen.

Nun kam am nächsten Tage auch noch Margaretha, um ihn daran zu erinnern, daß der Vogel, den er so sicher in seiner Gewalt glaubte, ihm entflohen war.

Aber wie Richard vorausgesehen hatte, so traf es ein.

Rabeneck gab sich der Hoffnung hin, durch Margaretha den Zufluchtsort der Rose vom Rheingau erfahren zu können, und da auch der Falkensteiner ihn in dieser Hoffnung bestärkte, so hielt er es für klug, die alte Frau durch Freundlichkeit zu gewinnen.

Margaretha aber gab sich den Anschein, als schenke sie dieser erheuchelten Freundlichkeit Vertrauen, und dadurch beugte sie jedem Verdacht, der in der Seele des Ritters aufkeimen konnte, vor.

Es wurde ihr gestattet, einige Tage in dem Schlosse zu bleiben, um sich von der langen, anstrengenden Wanderung zu erholen, und alsdann ihre Herrin aufzusuchen.

Rabeneck und der Falkensteiner hatten ihr glänzende Versprechungen gemacht für den Fall, daß es ihr gelinge, Beatrix zu finden und sie den Zufluchtsort ihrer Herrin verrathen wolle.

Margaretha war nach einigem Zögern darauf eingegangen, und die beiden Ritter glaubten nun, sie gewonnen zu haben.

Nur eine war im Schlosse, welche der Amme kein Vertrauen schenkte, — Alice.

Sie witterte hinter der Willfährigkeit und Treulosigkeit Verrath und nahm sich vor, die alte Frau scharf zu beobachten.

Margaretha hatte jetzt volle Freiheit, ihr Trachten ging nun vorzüglich dahin, zu erforschen, in welchem Raume Isabella gefangen gehalten wurde.

Das wäre ihr nicht schwer gefallen, wenn sie nicht hätte befürchten müssen, durch ihre Fragen Verdacht und Mißtrauen zu wecken; da sie nun nicht fragen, sondern nur horchen durfte, so stand zu befürchten, daß sie dem Ritter, wenn er in der Nacht kam, keine Auskunft geben konnte.

Sie näherte sich dem Schloßvogte und dieser redselige Mann fand keinen Grund, ihr Mißtrauen zu schenken.

Als der Abend anbrach und Rabeneck Wein verlangte, folgte sie dem Vogt in den Keller.

„Erlaubt, daß ich Euch unterstütze," sagte sie, „Ihr habt ein beschwerliches Amt, so lange ich im Schlosse bin, will ich es Euch nach Kräften erleichtern."

„Das weiß Gott," erwiderte der Vogt, zu dem noch Niemand so freundlich geredet hatte, „es ist keine Kleinigkeit, ein so großes Haus zu versehen und dabei allen Launen sich fügen zu müssen."

Er stellte ein großes Gefäß unter das Faß und ließ den Wein hineinlaufen.

„Dafür ist es auch eine Ehre, der Schloßvogt eines solchen Ritters zu sein," fuhr Margaretha fort. „Ich möchte wünschen, er hielt mit dem Fräulein von Falkenstein Hochzeit, dann würde ich hier schon Ordnung hineinbringen und Euch manche Last abnehmen."

Der Vogt stellte ein zweites Gefäß unter den Krahnen; während er sich bückte, um den letzteren zu öffnen, goß Margaretha rasch und unbemerkt den Schlaftrunk in das bereits gefüllte Gefäß.

„Ja, ja," sagte der Vogt, während er die nasse Stirn trocknete, „heute würde sie schon die Schloßfrau von Rabeneck sein, wenn der verdammte Einsiedler uns nicht den Strich durch die Rechnung gemacht hätte! Wenn der Pater gefangen wird, dann sei ihm Gott gnädig, der Ritter hat geschworen, ihn langsam zu Tode martern zu wollen. Jetzt muß eine Andere für ihn büßen."

„Eine Andere?" fragte Margaretha mit erheucheltem Erstaunen.

„Wißt Ihr das noch nicht?"

„Wie sollte ich?"

Da kamen am Abend vorher ein Bauer und eine Bäuerin hierher und es hieß, die Bäuerin sei taubstumm. Jawohl, es war ein verkapptes Edelfräulein mit ihrem Knappen, eine Freundin

der Falkensteinerin, wie es sich später herausstellte, als der Falkensteiner mit der Büßerin hier ankam. Sie wollte die Braut unseres Herrn durch List befreien, aber der Pater kam ihr zuvor und nun blieb sie selbst in der Falle."

„Das arme Kind!" sagte Margaretha mitleidig.

Der Schloßvogt stellte das zweite, für die Knechte bestimmte Gefäß zurück und blickte, die Arme auf der Brust verschränkt, die alte Frau groß an.

„Es war ihre eigene Schuld," erwiderte er, „weshalb begab sie sich in die Gefahr? Ihr Knappe hat sein Leben auf der Folterbank ausgehaucht, der arme Schelm dauerte mich, denn auf ihn fiel schwerlich eine Schuld. Aber mitgefangen, mitgehangen, es geht nun einmal nicht anders."

„Und die Freundin?"

„Sie sollte das Loos des Knappen theilen, und sie wäre mit dem Leben nicht davon gekommen, wenn nicht die Büßerin sich ihrer angenommen hätte. Sie bat den Ritter, er möge ihr das Fräulein als Eigenthum überlassen und mich wundert's, daß er es gethan hat."

Margaretha hatte inzwischen auch in das zweite Gefäß einen Theil des Schlaftrunkes gegossen.

„Was mag sie mit ihr vorhaben?' fragte sie.

„Das weiß ich nicht. Keineswegs etwas Gutes, denn sie hat das Fräulein in das festeste Gemach des Burgverließes einsperren lassen und streng verboten, ihr etwas Anderes zu verabreichen, als Brod und Wasser."

„O du lieber Himmel, wenn die Büßerin Schlimmes mit ihr vor hat, weshalb —"

„Fragt nicht, ich kann Euch keine Antwort geben, weil es mir selbst ein Räthsel ist, welches ich nicht zu lösen vermag."

„Könnt Ihr mich nicht zu ihr führen?"

„Zu der Büßerin?"

„Nein, zu der Gefangenen."

„Was wollt Ihr bei ihr?" fragte der Schloßvogt, und sein Blick, wie seine Stimme verriethen das erwachende Mißtrauen.

„Nichts," erwiderte Margaretha gleichgültig, „ich wollte nur sehen, ob sie mir vielleicht bekannt sei. Die Freundin meiner Herrin müßte ich ja kennen."

„Und wenn sie Euch bekannt wäre? Würdet Ihr vielleicht den Versuch machen, sie zu befreien?"

„Bewahre, mein Leben ist mir zu lieb, als daß ich es einer andern Person wegen wagen sollte. Ich könnte dann aber meiner Herrin berichten —"

„Das könnt Ihr ohnehin, die Falkensteinerin weiß ja, daß

ihre Freundin noch hier war, als sie die Flucht ergriff. Uebrigens wäre es mir auch nicht möglich, Euren Wunsch zu erfüllen."

„Ihr spaßt. Habt Ihr denn nicht den Schlüssel zum Verließ?"

„Zum Verließ wohl, aber nicht zu dem Gemach, in welchem das Fräulein sich befindet. Die Büßerin hat den Schlüssel an sich genommen, sie traut keinem Menschen. Daraus erseht Ihr, welchen Werth sie auf diese Gefangene legt."

Der Vogt nahm nach diesen Worten die beiden mit Wein gefüllten Gefäße und verließ den Keller.

Margaretha mußte sich mit dem, was sie erfahren hatte, begnügen, weitere Fragen würden Verdacht erregt haben und wenn dieser einmal geweckt war, gelang es ihr schwerlich ihn wieder zu beseitigen.

Im Gemach des Schloßvogts wartete sie die Wirkung des Schlaftrunks ab.

Sie hatte sich überzeugt, daß die Knappen und Knechte denselben Wein erhielten, von welchem die Ritter tranken und da sie alle dem Becher sehr wacker zusprachen, so war vorauszusehen, daß diese List vollständig gelingen würde.

Nur an die Büßerin dachte Margaretha nicht.

Sie hätte sich erinnern sollen, daß Alice nur Wasser trank, daß dieses schlaue, energische Weib sie schon damals in der Nacht, in welcher der Ritter befreit wurde, bei einem Betrug ertappte und daraus schließen müssen, daß sie auch jetzt ihr mißtrauen würde.

Margaretha hatte das vergessen, und sie sollte später erfahren, daß das die Klippe war, an welchem der ganze Plan scheiterte.

Der Schloßvogt unterhielt sich mit ihr, während er die Nase fleißig in den Becher steckte, aber bald wurde die Zunge ihm schwer, die Augenlieder senkten sich und so sehr er auch gegen den Schlaf ankämpfte, er konnte ihn doch nicht bewältigen.

Im Schlosse ward es still, die Ritter waren zur Ruhe gegangen, die Knappen und Knechte schliefen; viele von ihnen hatten nicht einmal die Kraft gehabt, ihr Lager aufzusuchen, sie lagen auf den Bänken und unter den Tischen.

Aber außer Margaretha und Isabella wachte noch eine in dem Schlosse — Alice.

Ihr fiel die Stille in der Burg auf, sie nahm eine Lampe und verließ ihr Gemach.

Sie wollte in's Burgverließ gehen, um ihre Gefangene zu besuchen; auf diesem Wege warf sie einen Blick in die Gesindestube und es war natürlich, daß das, was sie hier sah, sie befremden mußte.

Sie ahnte sofort, daß es das Werk der Amme war, welche

durch diese List die Burg dem Feinde überliefern wollte; schnell entschlossen, übergoß sie die Schlafenden mit Wasser.

Es gelang ihr nach großer Mühe, nur einige von ihnen zu wecken, die Mehrzahl war so sehr betäubt, daß nichts die Wirkung des Schlaftrunkes aufzuheben vermochte.

Alice eilte nun hinauf, um auch die Ritter zu wecken.

Während dies sich in den oberen Räumen begab, drang Richard mit seinem Knappen durch den geheimen Gang in die Todtengruft ein.

Margaretha erwartete ihn hier, sie theilte ihm mit fliegender Eile mit, was sie über die Gefangene erfahren hatte.

Vor allen Dingen mußte man nun das Gemach suchen, in welchem Bella sich befand, und das konnte man am rascheſten durch Pochen an den verschiedenen Thüren und Fragen erreichen.

Richard fand dieses Gemach sehr bald, aber wie konnte er hinein oder Isabella hinausgelangen?

Die Mauern waren wenigstens zehn Fuß dick, es lag nicht in der Möglichkeit, sie zu durchbrechen, man mußte also sein Augenmerk auf die Thüre richten.

Auch diese war fest, mit schweren Riegeln und Schlössern versehen und mit eisernen Platten beschlagen.

Richard versuchte, mit seinem Schwert in die eichenen Bohlen einzudringen, aber das Holz erwies sich fast so hart wie der Stahl.

„Hättet Ihr nur Sorge getragen, Euch des Schlüssels zu bemächtigen, grollte Richard, der rathlos vor der Thüre stand, „wenn die Büßerin, dieses geheimnißvolle Weib, von dem Wein genossen hat, so wird sie eben so fest schlafen wie die Knechte und ich denke, es kann Euch nicht schwer fallen, in ihr Gemach hinein zu gehen und die Schlüssel zu holen."

Margaretha zögerte, aber nur einen kurzen Augenblick, dann erklärte sie sich bereit, wenigstens den Versuch zu machen.

Schon hatte sie die Treppe erreicht, als sie oben Waffengeklirr vernahm; erschreckt trat sie zurück.

Vier Knechte Rabeneck's, von denen einer mit einer Fackel versehen war, kamen in das Verließ herunter.

Alice hatte sie geschickt und ihnen befohlen, vor dem Kerker der Gefangenen Wache zu halten.

Richard besann sich nicht lange, er wartete nicht, bis er angegriffen wurde, — noch ehe die Knechte ihn bemerkt hatten, lag schon einer von ihnen mit gespaltenem Schädel auf dem Boden.

Sie wollten zurückweichen, aber der Knappe Richar'ds hinderte die Flucht, die nur zur Alarmirung des Schlosses führen konnte.

Die Arbeit war rasch gethan, nach einem kurzen Kampfe lagen die Knechte todt vor den Füßen der Beiden.

Aber schon vernahm man oben die Stimme Rabeneck's, kam auch er in das Burgverließ, so war der ganze Plan mißlungen.

Richard, sein Knappe und die zu Tode geängstete Amme zogen sich in die Gruft zurück.

Hier wollten sie warten, bis die Gefahr vorüber war, der Weg zur Flucht stand ihnen ja im schlimmsten Falle offen.

An welchem Zufall der Plan gescheitert war, wußte Margaretha nicht, ihr war es ein Räthsel, welches sie nicht begreifen konnte.

Aber daß er gescheitert war, unterlag wohl keinem Zweifel, denn selbst, wenn Rabeneck sich beruhigte; jetzt durfte man nicht mehr hoffen, sich der Schlüssel zu bemächtigen und durch Gewalt konnte man die Thüre nicht erbrechen, abgesehen von dem Lärm, den der nutzlose Versuch gemacht haben würde.

Dennoch wollte Richard die Burg noch nicht verlassen.

Konnte er auch Bella nicht befreien, so konnte er ihr doch Muth zusprechen, ihr sagen, daß er nicht ruhen werde, bis das Werk ihm gelungen sei.

Eine Viertelstunde verstrich, noch immer hörte man oben den Schloßherrn, zu dem nun auch der Falkensteiner sich gesellt hatte, toben.

Man vernahm deutlich, daß er mit Peitschenhieben die Knechte weckte, man hörte sein Fluchen und Schelten und das Schreien derjenigen, die aus dem Schlafe emporfuhren

Da wurde plötzlich die Thüre der Gruft geöffnet, auf der Schwelle stand die schöne Büßerin.

Ihr funkelnder Blick ruhte so fest auf dem Ritter, als ob sie durch die Kraft dieses haßglühenden Blickes ihn festbannen wollte, es war der Blick eines Basilisken, dessem Zauber das unglückliche Opfer nicht entweichen kann.

„Kennt Ihr Alice von Montfort noch, die Braut Hubert de Bourghs?“ fragte sie mit entsetzlicher Ruhe. „Ihr habt mir den Geliebten erschlagen, mit Eurem Herzblut sollt Ihr diesen Mord sühnen.“

Richard glaubte seinen Augen nicht trauen zu dürfen. Wohl hatte Bella ihm gesagt, daß Alice von Montfort geschworen habe, den Mörder ihres Geliebten zu verfolgen und nicht zu ruhen, bis sie den Mord gerächt habe, aber er hatte darüber gelacht und auf die Warnung durchaus keinen Werth gelegt.

Jetzt fand er diese Feindin als die Verbündete Rabeneck's, als die Kerkermeisterin seiner Geliebten, und er begriff sofort, daß ihr Rachsucht nicht allein auf ihn, sondern auch auf alle die, welche ihm nahe standen, sich erstreckte und daß der Haß und die Energie dieses Weibes zwei Gestalten waren, die er nicht verachten durfte. Auge in Auge standen sie einander gegenüber,

Margaretha hatte sich entsetzt hinter die Särge geflüchtet, Thomas stand hinter seinem Herrn.

„Hat der Wahnsinn Euren Verstand umnachtet?“ erwiderte Richard. „Nicht ein Mord war es, sondern ein ehrlicher Zweikampf —“

„Ein Zweikampf, zu dem er gereizt wurde durch die Geißel des Spott's und des Hohn's!“ unterbrach Alice ihn. „Es ist leicht, ein gehetztes Wild niederzustoßen, Euch soll mit Gleichem vergolten werden.“

Sie hatte den Dolch gezückt, über das Gesicht Richard's glitt ein Zug der Geringschätzung.

„Wenn Ihr mit mir kämpfen wollt, müßt Ihr eine andere Waffe wählen, als dieses Spielzeug,“ sagte er spottend, „aber welche Waffe Ihr auch wählen möget, es bringt Euch keine Ehre, daß Ihr Isabella Brandon entgelten lassen wollt, was ich verschuldet habe. Schickt mir Euren Ritter, der Euren Handschuh mir vor die Füße wirft, ich werde mit ihm kämpfen, das ist die einzige Genugthuung, die Ihr von mir fordern könnt.“

„Sankt Georg, wir sind in Gefahr, gefangen zu werden.“ rief Thomas, „und Ihr steht hier und verplaudert die kostbare Zeit. Hört Ihr denn nicht, daß Bewaffnete herunterkommen?“

„Oeffnet die Pforte!“ befahl Richard der Amme.

Alice wollte sich auf ihn stürzen, die Faust des Knappen stieß sie zurück.

„Oho, so rasch kommt Ihr nicht zum Ziel,“ höhnte Thomas, „versucht das Kunststück noch einmal, so lege ich Euch den schönen Kopf vor die Füße.“

Das Toben und Lärmen der Bewaffneten, an deren Spitze die beiden Ritter sich befanden, kam immer näher, es war die höchste Zeit, die Flucht zu ergreifen.

Margaretha war schon in dem dunklen Gange verschwunden, jetzt zögerte Richard auch nicht länger.

Er trat hinter die Särge und forderte seinen Knappen auf, vorauszugehen.

„Alice von Montfort, hütet Euch,“ sagte er ernst; „ich werde Rechenschaft von Euch fordern für alle Handlungen, die Ihr begeht, für jeden Seufzer, den Ihr meiner Geliebten ausgepreßt habt!“

Kaum war das letzte Wort über seine Lippen, eben hatte die Pforte sich geschlossen, als die Thüre geöffnet wurde und die Ritter mit ihren Knechten in die Gruft eindrangen.

Sie hatten die Leichen der erschlagenen Knechte gefunden und den Verrath geahnt.

Knirschend vor Wuth zeigte Alice auf die Mauer.

„Ihr kommt zu spät," sagte sie, hätte ich nicht für Euch gewacht, wäret Ihr Alle im Schlafe ermordet worden."

„Bringt mir das Weib, die den Wein vergiftet hat!" rief Rabeneck. „Ich werde Qualen ersinnen, die —"

„Sie ist mit ihm entflohen," unterbrach Alice ihn. „Sucht, ob Ihr den geheimen Gang findet, dann könnt Ihr sie verfolgen."

Alles Suchen und Forschen war vergeblich, Niemand fand die geheime Feder, deren Druck den Gang öffnete.

Rabeneck war jetzt gewitzigt, er ordnete an, daß zwei Knechte unausgesetzt in der Gruft Wache halten sollten; eine Verfolgung der Flüchtlinge lehnte er ab, weil er nicht wußte, wie es draußen im Walde aussah, und er fürchten mußte, den Knechten seiner Feinde oder der Fehme in die Hände zu laufen.

Die Ritter und Knechte gingen wieder hinauf, Alice nahm eine Fackel und trat in den Kerker Isabella's.

Sie steckte die Fackel in den eisernen Ring und blickte der Gefangenen lange schweigend in's Auge.

Eine ganze Fülle von Haß spiegelte sich in diesem Blick, es war unnöthig, daß Worte ihn begleiteten.

„Die Hoffnung war vergeblich," sagte sie, „der tapfere Ritter war ein Narr, wenn er glaubte, Euch so leicht befreien zu können. So lange ich den Schlüssel zu diesem Gemach besitze, wird ohne meinen Willen Niemand die Thüre öffnen."

„Ihr pocht auf Eure Macht, die bald gebrochen sein kann," erwiderte Isabella ruhig.

„Gebrochen? Niemals! Sollten die Mauern dieser Veste fallen, so werde ich Euch mitschleppen als mein theuerstes Gut, keine Macht der Erde soll Euch lebend mir entreißen! Hofft nicht, daß Ihr je die Freiheit zurückerhalten, jemals England wiedersehen werdet, dieser Dolch trifft Euer Herz, wenn ich Euch nicht mehr hüten kann. Langsam sollt Ihr gemordet werden, so langsam, wie an meinem Herzen der Gram nagt, der ihm entsetzliche Qualen bereitet."

Isabella blickte ihre Feindin ernst und aufrichtig an, kein Zug in ihrem schönen Gesicht verrieth, daß sie Furcht vor ihr empfand, während die Züge Alice's durch den Haß entstellt waren.

„Weßhalb haßt Ihr mich?" erwiderte sie. „Ich habe Euch nichts gethan und dennoch sagt Ihr mir, daß Ihr eine Lust daran empfindet, langsam mich zu morden. Das ist eine Gewaltthat, zu der Ihr nicht berechtigt seid."

„War er berechtigt, mir den Bräutigam zu erschlagen, mein Glück zu vernichten, mein ganzes Leben zu vergiften?"

„Hubert de Bourgh war verhaßt —"

„Ha, sprecht Ihr aus dem Tone?" rief Alice auffahrend.

Ihr seid mir auch verhaßt, also gibt auch mir der Haß ein Recht, Euch zu verfolgen und zu tödten."

Sie näherte sich der Thür; im Begriff, sie zu öffnen, wandte sie sich noch einmal zu der Gefangenen um.

„Ich könnte Euch jetzt schon den Dolch in's Herz stoßen," sagte sie, aber ihr wisset nun, weshalb ich es nicht thue und Ihr werdet nun auch die Ueberzeugung gewonnen haben, daß Nichts Euch vor meinem Hasse retten kann. Nichts! Nur der Tod kann Euch befreien."

Geräuschvoll fiel die Thüre hinter ihr in's Schloß. Die schweren Riegel wurden vorgeschoben, Isabella sah sich in ihrem Kerker wieder allein.

21. Kapitel.

Auf Tod und Leben.

Robert von der Normandie war mit seiner Handlungsweise selbst nicht zufrieden.

Er fühlte, daß er seine Pflicht und seine Ehre außer Acht gelassen und die Rose vom Rheingau, deren Gunst er zu erringen gedachte, tief gekränkt hatte.

Es gab nur ein Mittel, Beatrix wieder zu versöhnen und die Ehre zu retten, das nämlich, daß er seinem Freunde gegen Rabeneck zu Hülfe eilte und sich an der Befreiung Bella's betheiligte.

Das sagte er dem Mädchen, als sie in Köln anlangten und Beatrix, die während der Reise ihn keines Wortes, keines freundlichen Blickes gewürdigt hatte, lächelte ihn jetzt bezaubernd und verführerisch an, daß er schon durch dieses Lächeln sich für die Strapazen und Gefahren, denen er ihretwegen entgegenging, belohnt fand.

Ein bindendes Versprechen konnte er von ihr nicht erlangen, indeß Beatrix sagte ihm auch nicht, daß sie eine Abneigung gegen ihn empfinde, und der Zug, den er jetzt unternahm war jedenfalls geeignet, ihn in ihren Augen zu erheben.

So brach er denn am nächsten Morgen mit seinen Knappen wieder auf und erreichte ungefährdet den Wald, in welchem das Schloß lag.

In der Nähe des letzteren fand er Richard und dessen Knappen, Margaretha hatte die Beiden verlassen, um zu ihrer Herrin nach Köln zu wandern.

Richard hieß die ungeahnte Hülfe freudig willkommen, er hatte bereits den Entschluß gefaßt, noch einmal durch den geheimen Gang in das Schloß einzudringen, jetzt konnte ein anderer Plan entworfen werden.

Er erinnerte sich des zweiten Ganges, von welchem Gudula mit ihm gesprochen hatte.

Dieser Gang, der voraussichtlich dem Ritter von Rabeneck bekannt war, sollte in der Kapelle münden; wohin er führte, wußte Richard nicht, er hatte es in der nächsten Nacht erforschen wollen.

Es wurde nun der Plan entworfen, daß Robert mit seinen Knappen die Veste angreifen und Richard mit einem Theil der Knappen durch beide Gänge zugleich eindringen sollte.

Aber zuvor wollte er wissen, wo der zweite Gang mündete, der Angriff sollte mit Tagesanbruch stattfinden.

Der Ritter von Rabeneck fühlte sich, als ihm die Ankunft der neuen Feinde gemeldet wurde, in seinem Schlosse nicht mehr so ganz sicher.

Der geheime Gang, zu welchem er den Schlüssel nicht finden konnte, beunruhigte ihn, und auf die Zuverlässigkeit der Wachen in der Gruft konnte er auch so fest nicht vertrauen.

Wenn er auch höhnisch dazu lachte, als der Graf von der Normandie ihm die Fehde ankündigte, im Innern war er doch unruhig, gedrückt, er wußte, was ihm bevorstand, wenn er in die Gewalt seiner Feinde fiel.

Auch der Falkensteiner hatte von seinem Trotz und seiner Zuversicht viel verloren.

Er rieth zwar seinem Freunde, von der Felsgruft aus in den geheimen Gang einzudringen und ihn zu zerstören, aber dazu war es jetzt zu spät, nachdem die Belagerung begonnen hatte.

Die beiden Ritter schlossen in dieser Nacht kein Auge, sie befürchteten den Ueberfall, der sie vorbereitet und gewaffnet finden sollte.

Von Zeit zu Zeit machten sie einen Rundgang durch das Schloß, um die Wachen zu revidiren, die übrige Zeit verbrachten sie hinter dem Humpen.

Mitternacht war eben vorbei, als Alice mit allen Zeichen fieberhafter Erregung in das Gemach trat, in welchem die Ritter zechten.

„Wir sind verrathen!“ rief sie, „die Feinde sind in der Burg!“

Die Ritter fuhren von ihren Sitzen empor, aber ehe sie das

Gemach verlassen konnten, trat ein Knappe mit der Meldung ein, daß der Feind sich wieder zurückgezogen habe.

Es waren ihrer nur drei gewesen, ein Ritter und zwei Knappen, sie hatten plötzlich in der Schloßhalle gestanden, ohne daß Jemand wußte, woher sie gekommen waren.

Durch den geheimen Gang in der Gruft waren sie nicht eingedrungen, auch hatten die Wachen im Schloßhofe sie nicht bemerkt.

Als sie angegriffen wurden, zogen sie sich sofort zurück, sie verschwanden eben so plötzlich, wie sie gekommen waren.

Rabeneck blickte, in düstrem Sinnen versunken, lange vor sich hin.

„Kein Zweifel,“ sagte er endlich, „sie haben auch den andern Gang entdeckt.“

„So gibt es noch einen geheimen Ausweg?“ fragte der Falkensteiner.

„Ja und nur der Einsiedler kann ihn verrathen haben, er kannte die Geheimnisse meines Schlosses besser, wie ich sie kenne! Er soll den Verrath büßen, sobald ich ihm begegne.“

„Ich hatte gehofft, daß uns dieser Weg zur Flucht offen bleiben werde,“ fuhr Rabeneck fort, „ich kann diese Gänge nicht vertheidigen, wenn ich auch die Mauern und Wälle vertheidigen muß.“

„So bleibt uns nur die Flucht übrig,“ erwiderte Hans von Falkenstein. „Wir sind hier in einer Falle, aus der wir uns nur durch Gewalt retten können.“

Rabeneck nickte. „Für uns Beide fürchte ich nichts, wir werden uns schon durchhauen, wo aber bleiben die Frauen? Wir können sie nicht mitnehmen —“

„Weshalb nicht?“ fiel Alice ihm rasch ins Wort. „Es wäre ein Act der Feigheit, wenn Ihr mich der Gnade Eurer Feinde preisgeben wolltet.“

„Das darf nicht geschehen,“ sagte der Falkensteiner. „Euch wollen wir mitnehmen, aber Eure Gefangene —“

„Auch sie!“ fuhr Alice fort. „Ohne sie begleite ich Euch nicht.“

„Es wäre Thorheit!“ rief Rabeneck. „Mit einem Dolchstoß ist die Sache abgemacht und Ihr seid der Last enthoben. Ihr könnt sie ja doch nicht mehr hüten, wenn wir auf der Flucht sind.“

„Das überlaßt mir,“ entgegnete Alice im Tone fester Entschlossenheit. „Ritter von Falkenstein, gedenkt Eures Ritterworts und des Lohnes, den ich Euch versprochen habe.“

Der Falkensteiner starrte, das Kinn auf den Knauf seines Schwertes gestützt, brütend vor sich hin.

„Ich habe in Mainz einen Freund,“ sagte er nach einer geraumen Weile, „dort würdet Ihr eine Zuflucht finden. In einem

guten Rufe steht sein Haus zwar nicht, aber es hat feste Gemächer und der es bewohnt, ist ein habsüchtiger Geizhals. Wenn Ihr ihm Gold bieten könnt, thut er Alles, was Ihr verlangt."

„Er soll Gold haben."

„Gut, man müßte nur darüber nachsinnen, wie man die Flucht bewerkstelligen könnte."

„Mit den beiden Frauen?" fragte Rabeneck. „Ich habe keine Lust, für sie meine Haut zu Markte zu tragen, mögen sie zusehen, wie sie durchkommen."

„Hört mich an," erwiderte der Falkensteiner. „Wir müssen sie mitnehmen, denn für unsere Feinde wäre es ein gewaltiger Triumph, wenn sie in ihre Hände fielen. Handelt es sich doch in dieser Fehde ganz allein um die Befreiung der Gefangenen, der Freundin Eurer Verlobten. Voraussichtlich werden sie den Angriff auf drei Seiten zugleich beginnen und der schwächste Theil greift die Mauern an, um die Uebrigen, welche durch die Gänge eindringen, zu unterstützen. Wohlan, sobald der Lärm beginnt, lassen wir das Thor öffnen, wir nehmen Jeder eine der Frauen vor uns und überlassen es den Knechten uns den Rücken zu decken. Wir laufen nicht große Gefahr dabei, denn der größere Theil der Knappen wird in den Gängen stecken und mit den Uebrigen können wir schon fertig werden."

„Es ist ein Ritt auf Tod und Leben," sagte Rabeneck. „Wie können wir das Schwert führen, wenn —"

„Weshalb können wir es nicht? Der rechte Arm bleibt uns frei und die Frauen decken uns mit ihrem Körper. Ich will die Gefangene vor mich nehmen."

„Sei es denn," erwiderte Rabeneck. „Aber ich sage Euch im Voraus, wenn ich sehe, daß die Gefahr zu groß ist, lasse ich Alles fahren, um mich durchzuhauen."

Aergerlich über sich selbst, daß er diese Zusage gegeben hatte, verließ er das Gemach, um die Wachen zu revidiren.

„Sorgt nur, daß Eure Gefangene uns keine Umstände macht," wandte der Falkensteiner sich zu Alice. „Laßt sie binden und sagt ihr, daß ich sie ohne Gnade erstechen würde, wenn sie während der Flucht sich mir zu entwinden oder mich an der Vertheidigung zu hindern versuchte. Sind wir glücklich in Mainz, so habt Ihr gewonnen, in dem Hause des Geizhalses wird Niemand Euch suchen."

„Wie heißt der Mann?" fragte Alice. „Für den Fall wir uns trennen müssen, können wir dort wieder zusammentreffen."

„Ihr habt Recht, es ist vielleicht nothwendig, daß wir uns trennen. Wenn Ihr auf dem Markte seid, so biegt in die zweite Gasse zur rechten Hand ein, Ihr werdet in der Mitte dieser Gasse ein hohes Haus finden, dessen Fenster mit starken, eisernen

Stäben versehen sind. Dort wohnt Gerhard Frunsberg, ein alter Mann, der für Gold dem Teufel seine Seele verschreibt."

„Dort werde ich Euch also finden?"

„Ja, ich bringe Euch das Mädchen dorthin. Euer Page muß zusehen, wie er durchkommt, er soll sich unsern Knechten anschließen."

Alice kehrte in ihr Gemach zurück, um ihren Pagen zu unterrichten und die nöthigen Vorbereitungen zu treffen.

So ängstlich man im Schlosse den Morgen erwartete, so zuversichtlich sahen die Belagerer ihm entgegen. Daß Rabeneck die beiden Gänge vertheidigen würde, das war zu erwarten, indeß hoffte man, mit der schwachen Besatzung rasch fertig zu werden, wenn man auf drei Stellen zugleich mit Nachdruck angriff.

Richard sollte mit mehreren Knappen durch die Gruft, eine andere Schaar, von Thomas geführt, durch den andern Gang eindringen, während der Graf von der Normandie mit dem Rest seiner Leute auf die Mauern anstürmte.

Dieser Plan wurde ausgeführt, als der Morgen schon graute.

Aber Niemand vertheidigte die Mauern, die Wachtposten, welche man auf ihnen bemerkte, zogen sich zurück.

Zu Fuß stürmte Robert an der Spitze seiner kleinen Schaar durch die Gräben auf die Wälle.

Da rasselte plötzlich die Zugbrücke nieder, das Thor wurde geöffnet und der ganze Reiterschwarm warf sich auf die Knappen, die ihren Kameraden noch nicht gefolgt waren.

Voran Rabeneck und der Falkensteiner mit den Frauen vor sich im Sattel. Sie kümmerten sich nicht um das, was hinter ihnen vorging. Mit geschwungenem Schwerte, einige Knappen, die sich ihnen entgegenwarfen, niederhauend, sprengten sie in den Wald hinein, während die Knechte die überraschten, verwirrten Feinde so sehr beschäftigten, daß diese nicht an Verfolgung denken konnten.

Es währte lange, ehe Robert und seine Streiter sich auf die Rosse geworfen hatten, um die Wegelagerer zu verfolgen, die schon längst ihren Blicken entschwunden waren.

Man kannte nur die Richtung, welche sie eingeschlagen hatten, über das Ziel der Reise konnten oder wollten die gefangenen Knechte Rabeneck's keine Auskunft geben.

Vergeblich drohte man ihnen mit der Folter, umsonst hieb Robert einen von ihnen nieder, der ihm eine trotzig freche Antwort gegeben hatte, sie beharrten bei ihrer Erklärung, daß ihr Herr ihnen nicht gesagt habe, wohin er flüchten wolle.

Die Veste war freilich eingenommen, aber der eigentliche Zweck war nicht erreicht.

Der Graf von der Normandie wüthete, er befahl, das Schloß

anzuzünden und die Gefangenen aufzuknüpfen; Richard dagegen blieb ruhig und besonnen.

„Geschehene Dinge lassen sich nicht ändern," sagte er, als Robert sein Erstaunen über diese Ruhe ausdrückte, „es bleibt uns jetzt nichts Anderes übrig, als die Spur zu verfolgen und von Neuem zu beginnen, bis wir das Ziel gefunden haben."

„Ich danke," erwiderte Robert unwirsch, „ich habe das Meinige gethan, auf eine endlose Verfolgung mag ich mich nicht einlassen."

„So übernehme ich's allein," fuhr Richard ruhig fort, „grüßt Beatrix von Falkenstein und sagt ihr, daß ich ohne ihre Freundin nicht zurückkehren würde."

Er sprengte nach diesen Worten, von seinem Knappen begleitet, von dannen.

22. Kapitel.

Der Fluch des Goldes.

Wie Hans von Falkenstein der schönen Büßerin mitgetheil hatte, stand Gerhard Frunsberg bei seinen Mitbürgern in keinem guten Rufe.

Er war verhaßter denn die Juden, denen er in's Handwerk pfuschte. Man wußte, daß er enorme Schätze besaß, die mit jedem Tage sich mehr und mehr anhäuften, daß er diese Schätze sich durch Wucher und Betrug erworben hatte, und daß alle diejenigen, die ihm in die Hände fielen, an den Bettelstab kommen mußten.

Er lieh auf Handscheine und Pfänder und vorzüglich waren es die Bürger und Handwerker, die er zu Grunde richtete.

Den Adeligen und Geistlichen gab er keine Darlehen, er schickte sie zu den Juden, weil er fürchtete, bei ihnen in Verlust zu kommen, den Bürgern dagegen, die ihm ein sicheres Pfand bieten konnten, lieh er ohne Weigerung die Hälfte der Summe, welche das Pfand werth war.

Hatte er sie dann in der Schlinge, so zog er sie immer enger und enger zu, bis die letzte Habe des Schuldners in seinem Besitz war.

Unzählige Flüche, Thränen und Verwünschungen ruhten auf seinen Schätzen, aber den Wucherer kümmerten sie nicht, deßhalb glänzte das Gold nicht weniger.

Mit dem Wucher allein begnügte Gerhard Frunsberg sich nicht, er kannte noch andere Mittel, um seinen Mammon zu vermehren.

Man behauptete, sein Haus sei eine Spielhölle, eine Höhle des Teufels, in welchem jedes Laster einen Zufluchtsort finde, wenn Frunsberg nur dafür entschädigt werde.

Man sagte ferner, der Wucherer habe mit einigen Raubrittern ein Trutz- und Schutzbündniß geschlossen, dergestalt, daß ihm von ihnen mancher fette Braten in die Küche gejagt werde, wofür er ihnen von Zeit zu Zeit aus der Noth helfen müsse.

Dies war der Mann, den Hans von Falkenstein seinen Freund nannte.

Dank der tapfern Vertheidigung der Knechte Rabeneck's war es nicht nöthig gewesen, daß die Ritter während ihrer Flucht sich trennten.

Sie zogen gemeinsam in Mainz ein und ritten zu dem Hause Frunsbergs.

Der Wucherer weigerte sich Anfangs zu öffnen, als er in der Dämmerung die beiden Ritter vor seinem Hause bemerkte, erst als er die Stimme des Falkensteiners vernahm, beruhigte er sich.

„Ich bringe Euch hier zwei Gäste, die in Eurem Hause Obdach und Kost verlangen," sagte der Falkensteiner, als er in das dürftig eingerichtete Gemach eingetreten war. Sie sind beide in ihren Ansprüchen bescheiden und zahlen gut, also macht keine Umstände und vernehmt die Bedingungen, welche diese Dame stellen wird."

Der Blick des hagern alten Mannes ruhte prüfend auf Alice, die nicht minder scharf den Wucherer anblickte.

„Ich bin auf solche Gäste nicht eingerichtet," erwiderte er ausweichend, „in meinem sehr bescheidenen Hause —"

„Werden wohl drei Gelasse sein, wie ich sie wünsche," unterbrach Alice ihn gemessen. „Eins für diese hier, deren Gemach beschaffen sein kann, wie es will, wenn es nur starke Schlösser und Riegel hat, ein kleines Gemach für meinen Pagen und einen Raum für mich. Welche Ansprüche ich an diesen Raum stelle, mag mein Gewand Euch beweisen: Wasser, Brod und etwas Obst, wenn ich letzteres haben kann, ist Alles, was ich an Nahrung bedarf. Mein Page wird ein Kosthaus in der Stadt für sich suchen und die Jungfrau dort theilt mit mir, was ich erhalte. Wollt Ihr uns aufnehmen, so sollt Ihr guten Lohn dafür erhalten, dann aber verlange ich unumschränkte Freiheit in den mir angewiesenen Räumen, sowie von Eurer Seite unverbrüchliches Schweigen."

„Das ist Alles, was Ihr verlangt?" fragte der Wucherer zurückhaltend.

„Ja."

„Wer bürgt mir für die Zahlung?"

„Ich selbst. Ich werde von Monat zu Monat vorausbezahlen.

„Gut, dann soll Euer Wunsch erfüllt werden. Wünscht Ihr Eure Räume hier unter oder oben?"

„Ich überlasse das Euch," erwiderte Alice, „gebt mir nur für die Jungfer ein festes Gemach."

„Ihr sollt es haben," sagte der Wucherer, „folgt mir."

Er verließ die Stube und stieg in die Kellergewölbe hinunter. Nicht nur Alice, auch Rabeneck und der Falkensteiner begleiteten ihn, der letztere trug Isabella, welche noch immer gefesselt war.

Es waren hohe, starke Gewölbe, wohl noch stärker, wie die der Burg Rabenecks, man konnte glauben, daß sie schon früher zu Gefängnissen gedient haben müßten, so sehr waren sie für diesen Zweck geeignet.

„Potz tausend, in diesen steinernen Schatzkammern bewahrt Ihr wohl Eure Goldtonnen auf!" rief Rabeneck erstaunt. „Wie reich seid Ihr denn eigentlich, Mann Gottes, man sagt ja —"

„Man sagt viel," unterbrach Frunsberg ihn schneidend, „ich bin ein armer Mann, man hält mich für reich, weil ich ein schönes Haus geerbt habe."

„Lügt doch nicht," sagte der Falkensteiner, „wir sind Eure Freunde und wollen Euch nicht an's Leder."

Der alte Mann murmelte eine Verwünschung in den Bart, er traute der Aufrichtigkeit dieser Worte nicht.

Alice warf einen prüfenden Blick in die halbdunkle Zelle, deren Thüre der Wucherer geöffnet hatte.

Ein Tisch, eine Bank und ein ärmliches Strohlager bildeten die ganze Einrichtung.

„Hat das Haus Heimlichkeiten?" fragte sie. „Geheime Gänge, versteckte Gemächer —"

„Nein," erwiderte Frunsberg mit einer Hast, die auch den Unbefangenen befremden mußte. „Mir ist davon nichts bekannt."

„Und mir ist es gleichgültig, wenn ich nur weiß, daß die Gefangene aus diesem Raume nicht entfliehen kann," fuhr Alice fort, während sie Schloß und Riegel prüfte, „ich werde den Schlüssel selbst aufbewahren, Niemand darf den Kerker betreten, der nicht die Erlaubniß dazu von mir hat. Merkt Euch das. — Herr von Falkenstein, seid so gut und bringt das Mädchen hinein, ich werde morgen früh sie besuchen und für ihre Nahrung Sorge tragen."

„Ihr könnt das noch heute Abend," sagte der Wucherer, dessen

Mitgefühl, trotz seiner Habsucht und seinem Geize noch nicht ganz erloschen zu sein schien, „wenn Ihr einen Augenblick warten wollt, hole ich —"

„Laßt das, es ist unnöthig," fiel Alice ihm kalt in's Wort, „sie kann warten bis morgen. Zeigt mir jetzt mein Gemach, morgen werde ich Euch weitere Befehle geben."

Die beiden Räume, welche Frunsberg ihr und dem Pagen anwies, lagen nebeneinander, sie waren einfach, aber mit gediegener Eleganz eingerichtet.

Alice erklärte sich zufrieden, sie forderte für den Pagen einen Imbiß und einen Becher Wein, für sich Brod und Wasser und statt des weichen Lagers einen mit Laub oder Heu gefüllten Sack.

Der Wucherer steckte die Goldstücke, welche sie ihm bei dieser Forderung auf den Tisch hinzählte, schmunzelnd ein und holte sofort das Verlangte.

„Und nun, ihr Herren, danke ich Euch für das Geleite," wandte Alice sich zu den Rittern, die sich leise miteinander unterhielten. „Gedenkt Ihr in Mainz zu bleiben?"

„Nein," erwiderte Hans von Falkenstein, „ich verlasse Euch, um mein Wort einzulösen."

„Wohin wollt Ihr gehen?"

„Nach Köln," sagte Rabeneck. „Dort weilt meine Verlobte."

„Und hoffentlich auch Euer Feind," fügte der Falkensteiner hinzu.

Alice schüttelte zweifelnd das Köpfchen.

„Er wird unsere Spur verfolgen und hierher kommen," sagte sie, „in Köln findet Ihr ihn schwerlich."

„Dafür habe ich gesorgt," erwiderte der Falkensteiner lachend. „Findet er unsere Spur, so wird er sich bei den Fährleuten und in der Häusern an der Straße erkundigen. Allen diesen habe ich gesagt, daß Köln das Ziel unserer Reise sei."

„Er wird's nicht glauben."

„Wartet es ab. Keinesfalls findet er Euch hier, sollte er auch wirklich unsere Spur bis Mainz verfolgen. Treffe ich ihn in Köln nicht, so kehre ich hierher zurück."

„Aber fürchtet Ihr nicht, in Köln erkannt und ergriffen zu werden?" fragte Alice besorgt.

„Nicht im Mindesten," erwiderte der Falkensteiner ruhig, „ich habe den Kölnern so großen Tort angethan, daß sie schwerlich mich in ihrer eigenen Stadt suchen werden. Gehabt Euch wohl; ich hoffe bald zurück zu sein."

Die beiden Ritter entfernten sich.

Nachdem sie mit dem Wucherer noch einige Worte gewechselt hatten, verließen sie daß Haus, um in die Herberge zu gehen, in der ihre Pferde schon untergebracht waren.

Dort entledigten sie sich ihrer Waffen und ihrer Rüstung und der Wirth mußte Wein und einen Imbiß bringen.

„Ihr wollt also zuvörderst dem Einsiedler an's Leder?“ fragte Hans von Falkenstein. „Laßt ihn laufen, oder wartet, bis die Gelegenheit ihn Euch —“

„Warten?“ unterbrach Rabeneck ihn wüthend. „Der Schuft hat mich verrathen, mir die Braut gestohlen, mein Schloß den Feinden überliefert und wahrscheinlich auch meine Knechte dem heimlichen Gericht überliefert. Das soll er mir mit seinem Herzblut bezahlen.“

„Nun, wie Ihr wollt,“ sagte der Falkensteiner, „Ihr werdet die schöne Zeit nutzlos vergeuden. Solltet Euch lieber um Eure Braut kümmern —“

„Das wird auch geschehen, Geduld.“

„Was mich betrifft, so gedenke ich, diesen kölnischen Krämern zu zeigen, daß ich noch der Alte bin. Um den Ritter werde ich mich nicht besonders kümmern, nur, wenn er mir in den Weg tritt, schlage ich ihn nieder.“

„Aber die schöne Büßerin hat Euer Wort.“

„Werde es einlösen, wenn es mir gerade paßt.“

„Sie hat Euch ihren Besitz gelobt —“

„Bah — wenn's mir gefällt, nehme ich mir, was sie mir freiwillig nicht geben will. Verzichten werde ich auf ihren Besitz nicht; aber Hals und Kragen setze ich dafür auch nicht auf's Spiel. Wir reiten also zusammen nach Köln?“

„Natürlich. — Ich habe da einen Gedanken,“ fuhr Rabeneck fort, während er den Becher niedersetzte, „ich glaube, daß dieser Gedanke gut ist.“

„Sprecht ihn aus.“

„Man sagt, Gerhard Frunsberg sei sehr reich.“

„So heißt es.“

„Glaubt Ihr's?“

„Gewiß! ich weiß, daß er die Habe manches vermögenden Bürgers verschlungen hat.“

„Wenn das ist, so lohnt es sich wohl der Mühe, den Vogel zu rupfen.“

Der Falkensteiner lachte hell auf.

„Versucht es,“ sagte er. „So schlau seid Ihr nicht, daß Ihr es fertig brächtet.“

„Oho, wenn uns die Schlauheit fehlt, so haben wir dafür die Gewalt.“

Hans von Falkenstein blickte seinen Freund an, als ob er in den gesunden Verstand desselben sehr starke Zweifel setze.

„Wie meint Ihr das?“ fragte er.

„Das ist nicht schwer zu verstehen. Wie darf dieser Bürger sich unterstehen, Schätze zu besitzen? Sie gehören uns, den Rittern, unter unserm Schutze sind sie gesammelt und aufgehäuft worden.“

„Ganz gut, aber —“

„Fallt mir nicht in's Wort. Wir werden ihm sagen, er müsse mit uns theilen, dergestalt, daß Jeder von uns ein Drittel erhält, thut er das nicht, so schlagen wir den Hund nieder.“

Der Falkensteiner schaute nachdenklich in seinen Becher. Daß der Vorschlag ihm gefiel, konnte man in seinen Zügen lesen, aber er schien in Bezug auf die Ausführbarkeit desselben sehr ernste Bedenken zu hegen.

„Er hat einen Schutzbrief von mir,“ sagte er.

„Schutzbriefe gelten nur so lange, als es dem, der ihn gegeben hat, gefällt,“ erwiderte Rabeneck. „Des lumpigen Briefes wegen werdet Ihr Euch doch nicht abhalten lassen? Die Sache ist nach meiner Ansicht rasch abgemacht und Eure Freundin wird uns nicht hindern, selbst wenn sie es könnte.“

Hans von Falkenstein zögerte noch immer, nicht die That selbst, sondern die Furcht des Mißlingens, der Entdeckung und Bestrafung hielt ihn zurück.

In seiner Burg würde er dieser Furcht gespottet haben, aber seitdem er keinen befestigten Schlupfwinkel mehr besaß, war er vorsichtiger geworden.

Rabeneck errieth die Bedenken seines Genossen, ein spöttisches Lächeln zuckte über seine Lippen.

„Ich sehe keine Gefahr dabei, einen alten Mann zu erschlagen,“ sagte er, „wenn der Hund todt ist, wird man es denen Dank wissen, die ihn aus der Welt geschafft haben. Wir erhalten dadurch die Mittel, unsere Burgen neu aufzubauen —“

„Da habt Ihr Recht,“ erwiderte der Falkensteiner, dem dieser Vortheil vor allen andern einleuchtete, „aber Eins bleibt noch zu bedenken.“

„Was?“

„Wir werden die Schätze nicht finden. Ich sage Euch, in dem alten Hause gibt's mehr heimliche, verborgene Räume, als offene, und Ihr dürft Euch darauf verlassen, daß der mißtrauische Wucherer seine Schätze gut versteckt hat.“

„So müssen wir vorher durch List das Versteck zu erforschen suchen.“

„Denkt Ihr, daß es uns gelingen wird?“

„Ich hoffe es. Wir wollen den Pagen Eurer Freundin bestechen, der Bursche scheint im Horchen und Spioniren Talent zu haben.“

Nach langem Hin- und Herreden kamen die beiden Wegelagerer zu dem Entschlusse, Frunsberg zu ermorden und zu berauben, sie wollten mit der Ausführung desselben nur noch so lange warten, bis sie durch den Pagen Alice's die Verstecke des Wucherers erforscht hatten.

Zu diesem Zwecke sollte der Falkensteiner am nächsten Morgen Alice noch einmal besuchen und bei dieser Gelegenheit mit dem Pagen sprechen.

23. Kapitel.

Der Hungerthurm im Harz.

Die Voekehrungen, welche Hans von Falkenstein auf der Flucht getroffen, mußten seine Verfolger irre führen.

Von dem Fährmann, der die Flüchtlinge übergesetzt hatte, erfuhr Richard, daß Köln als das Ziel ihrer Reise genannt worden war.

Aber er traute dieser Angabe nicht, er folgte der Spur, sie führte ihn bis in die Nähe von Mainz und brach dann plötzlich ab.

In Mainz selbst fand er die Spur nicht wieder, Niemand hatte die in der Dämmerung eingezogenen Ritter gesehen, in keiner Herberge wollte man von ihnen und den beiden jungen Frauen etwas wissen.

Aber hinter Mainz tauchte eine neue Spur auf, man wollte zwei Ritter und zwei Damen auf dem Wege nach Frankfurt am Main gesehen haben, und diese Spur führte in der That bis Frankfurt, wo sie abermals verschwand.

Rathlos durchritt Richard die Straßen, er wußte jetzt nicht mehr, ob er noch weiter in's deutsche Land hineinreiten oder wieder umkehren sollte.

Er glaubte jetzt selbst, daß er Bella in Köln suchen müsse und wäre sofort umgekehrt, wenn nicht der Zufall ihm den Juden Levi entgegengeführt habe.

Levi hielt den Ritter an, Richard mußte ihm Rede stehen.

Nachdem er Bericht erstattet hatte, äußerte Levi die Ansicht, daß er sich auf der richtigen Fährte befinde, er erbot sich, Nachforschungen anzustellen und bat den Ritter, sich so lange zu gedulden, bis er ein Resultat erzielt habe.

Richard erklärte sich nach langem Zögern, einen Tag zu verziehen, und der Jude machte sich unverzüglich auf den Weg.

In der Herberge erwartete Richard ungeduldig die Rückkehr Levi's, er war überzeugt, daß die Nachforschungen desselben zu keinem Ziele führen würden.

In dieser Vermuthung sollte er sich getäuscht finden. Levi berichtete ihm, man habe bemerkt, daß ein Ritter und eine Dame Frankfurt verlassen hätten, dies sei spät am Abend geschehen, woraus man schließen müsse, daß sie genöthigt gewesen seien, sich dem Auge der Oeffentlichkeit zu entziehen.

Die Spur hatte bis Frankfurt geführt, es war also nicht nur möglich, sondern sogar wahrscheinlich, daß jener von einer Dame begleitete Ritter einer der verfolgten Wegelagerer gewesen war und da man keine andere Spur finden konnte, so mußte man dieser folgen.

Das sah Richard ein, er beschloß, um keine Zeit zu verlieren, sofort aufzubrechen.

Levi erbot sich, ihn zu begleiten.

Anfangs wies Richard diese Begleitung zurück, weil er so gut wie jeder Andere ein Vorurtheil, ja einen Haß gegen die Israeliten hegte, aber nach kurzem Nachdenken nahm er es an, da er sich sagen mußte, daß Levi, der die Wege besser kannte, wie er, ihm von großem Vortheil sein konnte.

Die Spur war gefunden, Richard und seine beiden Begleiter folgten ihr, indem sie von Zeit zu Zeit in den Häusern und Schenken an der Landstraße Nachfrage hielten.

Es war ein weiter, weiter Ritt, den sie machen mußten, ein Ritt, reich an Strapazen und Beschwerden.

Aber die Spur führte immer weiter und weiter und Richard ahnte nicht, daß er sich immer mehr und mehr von dem Orte entfernte, in welchem die Geliebte sehnsüchtig seiner Ankunft und seines Beistandes harrte.

Durch Städte und Dörfer, durch Wälder und über weite Felder führte sie der Weg und noch immer wollte die Fährte kein Ende nehmen.

Da langten sie eines Morgens in einem dichten, dunklen Walde an.

„Jetzt sind wir im Harz," sagte Levi, mit dem der Ritter sich während der Reise befreundet hatte. „Gott weiß, wohin wir noch werden kommen, wenn wir nicht bald finden das ersehnte Ziel."

„Ja, ja," erwiderte Richard, „und wer bürgt uns dafür, daß wir in diesem Walde den richtigen Weg einhalten? Fast möchte ich bezweifeln —"

„Dort ist die Klause eines Einsiedlers," unterbrach Thomas ihn, auf eine Hütte zeigend, die unter den Bäumen versteckt lag, „vielleicht hat der fromme Mann die Beiden gesehen."

„Machen wir Rast," entgegnete Richard, indem er vom Pferde stieg, „sorge für die Pferde, ich werde inzwischen mit dem Pater sprechen."

Der Einsiedler saß vor der Thüre seiner Zelle, er las in einem Buche, welches vor ihm auf seinen Knieen lag.

Das Erscheinen des Ritters überraschte ihn nicht, er blickte ohne Erstaunen zu ihm empor.

„Wir suchen eine Dame, die von einem Ritter begleitet, gestern oder vorgestern diesen Wald passirt hat," sagte Richard. „Bis hierher hat uns die Spur geführt, nun sind wir im Zweifel, welche Richtung wir jetzt verfolgen müssen."

Der Einsiedler schloß das Buch.

„Die Beiden sind vorgestern hier durchgekommen und in die Burg des schwarzen Grafen eingezogen," erwiderte er ruhig. „War's nicht eine große, schöne Dame?"

„Dann sei Gott ihr gnädig!" rief Levi, sichtlich bestürzt.

„Weshalb?" fragte Richard befremdet. „Ist dieser schwarze Graf so schrecklich?"

„O, edler Herr, er ist ein Scheusal —"

„Urtheilt nicht so rasch und so strenge über ihn," unterbrach der Einsiedler ihn. „Wer er ist, wie er heißt, woher er gekommen ist, weiß Niemand, er ist eine räthselhafte Person und man sagt, wer in sein Schloß hineinziehe, verlasse es nimmer wieder."

„Sagt man nicht auch, daß er seine Opfer durch Hunger langsam morde?" fragte Levi.

„So sagt man und sein Thurm heißt deshalb auch der Hungerthurm. Aber man sagt auch, daß er der Kerkermeister des Kaisers sei und nur die Befehle des Kaisers vollziehe."

Levi schüttelte ungläubig das Haupt, während Richard bald den Juden, bald den Einsiedler anblickte.

„Ich weiß, daß Mancher von unserm Stamme hineingegangen ist in den Thurm," sagte er, „der doch nicht gefehlt hatte gegen des Kaisers Gebot."

„Mag sein," entgegnete der Einsiedler, „ich behaupte ja nicht, daß jenes Gerücht wahr sei. Ich habe den schwarzen Grafen nur einmal gesehen und mag kein Urtheil über ihn fällen, um nicht seinen Haß mir zuzuziehen. Wollt Ihr, Herr Ritter, mit ihm anbinden, so seht Euch vor."

„Gewiß, will ich das," sagte Richard entschlossen, „ich muß wissen, wer jene Dame ist."

„Sie sind am Abend in die Burg hineingegangen," fuhr der

Einsiedler fort, „und in der Nacht sah ich im Walde das rothe Licht der Fackeln. Ich schlich hinzu, die Knechte des schwarzen Grafen brachten die Dame in den Thurm.“

„So liegt der Thurm von dem Schlosse entfernt?“

„Einen Steinwurf weit. Wenn Ihr diesen Weg verfolgt, seht Ihr ihn bald vor Euch. Jener Weg führt zum Schlosse.“

Richard dankte und schlug den ihm bezeichneten Weg ein.

„Daß der schwarze Graf der Kerkermeister des Kaisers sein soll, glaube ich nicht,“ sagte der Jude, während er an der Seite des Ritters einherschritt. „Man hält ihn für einen großen Zauberer und für einen Menschen, der eine schwere Sündenschuld auf dem Gewissen hat. Er verläßt sein Schloß nie oder nur sehr elten, aber seine Knechte streifen Tag und Nacht durch den Wald und wehe dem Reisenden der ihnen in die Hände fällt. Ich kenne den Thurm, bin oft daran vorbeigekommen, und es hat mich oft gedäucht, als hätte ich gehört in ihm Seufzen und Wehklagen.“

„Welche Bewandtniß es damit hat, werden wir erfahren,“ erwiderte Richard ruhig.

„Ihr gedenkt, hineinzudringen?“

„Gewiß.“

„Gott meiner Väter, bedenkt, welchen Schaden ein solch gewaltiger Zauberer —“

„Seid kein Narr! Stände er auch mit dem Teufel im Bunde, ich werde ihm die Gefangene entreißen.“

Richard blieb stehen, vor ihm lag der Thurm, er sah das schwarze Gemäuer durch das Dickicht.

Es war ein hohes, viereckiges, schmales Gebäude, umgeben von einem breiten, tiefen Graben und einer hohen Mauer. Statt der Fenster sah man in diesem Gebäude nur hier und da ein kleines rundes Loch.

Moos und Epheu überwucherten das Gestein, nicht allein den Thurm, auch die Mauer, die ihn umgab.

Durch diese Mauer führte ein festes, mit Eisen beschlagenes Thor, aber vermittelst der knorrigen Epheuranken konnte man sie übersteigen.

Das hatte Richard sofort bemerkt und er beschloß, nicht bis zum Abend zu warten, sondern unverzüglich auf diesem Wege vorwärts zu dringen.

Thomas mußte zuerst hinüber, es verursachte zwar einige Mühe, aber es ging und als der Knappe hinter der Mauer verschwunden war, folgte ihm der Ritter.

Sie standen nun beide dicht vor dem Thurme und zwar in der Nähe der Pforte, die, fest verschlossen, keinem Druck oder Stoß nachgab.

Aber neben dieser Pforte befand sich an jeder Seite derselben ein mit eisernen Stäben vergittertes Fenster, groß und weit genug, um einen Mann durchzulassen; auf diese Fenster lenkte Richard seine Aufmerksamkeit.

Wenn es ihm gelang, einen dieser Stäbe herauszubrechen, so konnte man in den Thurm eindringen.

Sofort begannen die Beiden das Werk.

Mit den Klingen ihrer Dolche lösten sie den Mörtel, und nach langer, mühsamer Arbeit erreichten sie endlich ihren Zweck.

Inzwischen war es Abend geworden.

Richard stieg hinein, er sah sich in einem engen, dunklen Raume, der früher dem Pförtner zur Wohnung gedient zu haben schien.

Die Thüre war nicht geschlossen, man trat durch sie in einen schmalen Gang, der am Fuße einer ebenso schmalen und sehr steilen Treppe mündete.

Wohin sollten sie sich nun wenden?

Hinunter in die unterirdischen Gewölbe, die nach der Bauart zu schließen, jedenfalls vorhanden waren, oder hinauf in die oberen Räume, die, wie aus den Fensteröffnungen hervorging, ebenfalls zur Aufbewahrung von Gefangenen dienten?

Sie waren darüber mit sich noch nicht einig, als sie plötzlich Geräusch vernahmen.

Man vernahm immer deutlicher die langsamen, schleppenden Schritte, und konnte daraus schließen, daß es eine alte, schwache Person war, die aus den unteren Gewölben heraufkam.

Richard trat geräuschlos in eine Ecke, Thomas folgte seinem Beispiele, die Dunkelheit deckte ihren Schleier über sie.

Es war eine alte Frau, die mit einer Lampe und einem Kruge versehen, arglos an den Beiden vorbeischritt, aber eine Frau, die mit der damals verschrieenen Hexe eine so frappante Aehnlichkeit hatte, daß Thomas unwillkürlich das Zeichen des Kreuzes machte.

Diese Bewegung hatte ein leises, kaum hörbares Geräusch zur Folge, das scharfe Ohr der Alten vernahm es.

Sie wandte sich um und ließ mit einem Schrei des Entsetzens den Krug niederfallen.

Im nächsten Augenblick hielt Thomas sie so enge umklammert, daß sie nicht einmal einen Schrei ausstoßen konnte.

„Fürchtet nichts,“ sagte Richard, „wir werden Euch nichts zu Leide thun, wenn Ihr uns in unserm Vorhaben beisteht. So Ihr dasselbe zu verhindern sucht, so Ihr uns hintergeht oder gar uns verrathet, seid Ihr verloren, Ihr würdet den Betrug mit dem Leben bezahlen. Gib sie frei, Thomas, wenn sie Miene

macht, zu entfliehen, so stoße sie nieder. Gebt Antwort, wer seid Ihr und welches Amt habt Ihr hier?"

Die Alte zitterte vor Angst, sie wagte nicht, zu dem Fragenden aufzuschauen, dessen Blick durchdringend auf ihr ruhte.

„Fragt nicht," erwiderte sie, „ich darf keine Antwort geben, ein Eid bindet mir die Zunge."

„Ihr seid im Dienste des schwarzen Grafen? Ihr bringt seinen Gefangenen Nahrung? Gebt Antwort oder bei Gott, ich löse Euch die Zunge. Man sagt, Euer Herr sei ein Zauberer, ich bin ein noch größerer Zauberer wie er, deshalb mögt Ihr mich mehr fürchten, wie ihn."

„Seid Ihr es wirklich?" fragte die Alte zweifelnd.

„Wenn ich es nicht wäre, wie hätte ich in diesen Thurm eindringen können?"

„Es ist wahr, jeder Stein an ihm ist gefeit. Was wollt Ihr hier?"

„Das frage ich Euch! Kamt Ihr hierher, um den Gefangenen Nahrung zu bringen?"

„Nur Wasser."

„Ah, ich verstehe, es ist ja der Hungerthurm. Auf welchem Wege kamt Ihr? Wohl durch den geheimen Gang, der den Thurm mit dem Schloß verbindet?"

Die Alte blickte bestürzt auf, in ihrem stechenden Blick las Richard, daß seine Vermuthung ihn nicht trog.

„Wie viele Gefangene habt Ihr hier?" fuhr er nach einer Pause fort. „Lügt nicht, die kleinste Lüge kostet Euch das Leben."

„Wenn Ihr ein so großer Zauberer seid, werdet Ihr es wissen, ohne mich deshalb fragen zu müssen."

„Wohl weiß ich's, aber ich will Euch prüfen. Wie viele Unglückliche schmachten in diesem Thurme?"

„Zwei."

„Eine Dame und?"

„Ein Mann, der sich für einen Zauberer ausgegeben hat, aber die Prüfung nicht bestand."

Richard nickte, er hielt es für klug, sich den Anschein zu geben, als ob er in alle Geheimnisse des Thurmes eingeweiht sei.

„Er ist mein Schüler," sagte er, „aber nicht seinetwegen komme ich hierher. Vorgestern spät in der Nacht ist eine junge, schöne Dame hierher gebracht worden, führt mich zu ihr."

„Zu ihr?" fragte die Alte bestürzt. „Wer seid Ihr? Wenn Ihr des Kaisers Majestät seid —"

„Macht keine Umschweife, führt mich in ihr Gemach."

Die Alte schüttelte den Kopf.

„Das kann ich nicht," sagte sie, „die Schlüssel zu diesen Gemächern sind im Besitz des Grafen, er vertraut sie Keinem an."

„So werde ich die Thüre erbrechen," erwiderte Richard ruhig, „führt mich nur hin."

„Es geht wahrhaftig nicht," fuhr die Alte mit steigender Angst fort, „die Thüren und Mauern sind zu fest, und ich wäre ein Kind des Todes, wenn der Graf —"

„Bei allen Heiligen, Weib, macht mich nicht rasend!" rief Richard ungeduldig. „Glaubt Ihr denn, ich werde mich durch Euch abhalten lassen, mein Vorhaben auszuführen?"

Die Alte hatte diese Worte kaum beachtet, sie schien ihre Aufmerksamkeit ganz anderen Dingen zu widmen. Als ob sie in der Ferne ein beunruhigendes Geräusch höre, lauschte sie mit angehaltenem Athem, dann legte sie plötzlich ihre Hand hastig auf den Arm Richard's.

„Flieht," sagte sie erregt, „der schwarze Graf kommt."

„Allein?" fragte Richard rasch.

Die Alte nickte bejahend.

„So werde ich ihn erwarten. Thomas, Du nimmst an diesem Kampfe nicht Antheil, bis ich verwundet bin, es sei denn, daß mein Gegner nicht allein kommt. Wenn dieses Weib ihrem Herrn zu Hülfe kommt, so stoße sie ohne Erbarmen nieder."

Er hatte das rasch und leise gesagt und war dann zur Seite getreten, um den schwarzen Grafen zu erwarten. Die Thüre die in die Gewölbe hinunterführte, wurde geöffnet, der gefürchtete schwarze Graf erschien.

Es war eine hohe, stattliche Gestalt, ganz in schwarzem Sammet gekleidet.

Der Ausdruck seines markirten, nicht unschönen Gesichts war streng und finster, in seinen dunklen Augen loderte eine unheimliche Gluth.

Ein dichter, schwarzer Bart bedeckte Wangen und Kinn, er fiel in Locken auf die Brust hinunter.

Kaum hatte er die Thüre geschlossen, als Thomas auf einen Wink seines Herrn sich zwischen ihn und die Thüre warf, einestheils, um ihn den Rückzug abzuschneiden, anderntheils um Jeden, der ihm zu Hülfe kommen wollte, zurückzuweisen.

Im Nu flog das Schwert des Grafen aus der Scheide.

„Seht hierher, hier steht Euer Gegner," sagte Richard, „mein Knappe hat strengen Befehl, die Waffe gegen Euch nicht zu erheben."

„Wie kommt Ihr hierher?" rief der Graf, der seine Fassung nicht verlor. „Wer seid Ihr, und was wollt Ihr hier?"

„Ich glaube, nur auf die letzte Frage Euch Antwort geben zu müssen," erwiderte Richard. „Ihr habt in diesem Thurme eine Dame, wollt Ihr sie freiwillig herausgeben, so biete ich Euch

meine Freundschaft an, wo nicht, so müßt Ihr mit mir kämpfen auf Tod und Leben."

„Kennt Ihr diese Dame?" fragte der Graf, während er seinen Gegner von der Spitze der Barettfeder bis zu der Fußsohle maß.

„Wohl kenne ich sie —"

„So werdet Ihr auch wissen, daß ich sie nicht herausgeben darf."

„So müßt Ihr mit mir kämpfen."

„Wenn Ihr nicht anders wollt, meinetwegen, aber ich sage Euch im Voraus, daß dieses Schwert schon manchem tapfern Streiter den Schädel gespalten hat. Ihr thut besser, wenn Ihr auf den Kampf verzichtet; Eurer Ritterlichkeit wegen will ich Euch ungefährdet von dannen ziehen lassen, obschon meine Pflicht und mein Eid mir gebieten, Jeden, der unberufen diesen Thurm betritt, bis zu seinem Lebensende hier gefangen zu halten."

„Ich will Euch keinen Anlaß geben, Pflicht und Eid zu verletzen," sagte Richard mit ruhiger Entschlossenheit, „wenn es Euch gelingt, mich zu besiegen, so steht es Euch frei, mich das Loos Eurer Gefangenen theilen zu lassen, wohingegen ich mir erlauben werde, Eure Gefangenen in Freiheit zu setzen, wenn ich den Sieg behalte."

„Ist das Euer unwiderruflicher Wille?" fragte der Graf.

„Er ist es."

„Wohlan, so fallen die Folgen ganz allein auf Euch zurück, seht Euch vor."

Die Schwerter klirrten, mancher wuchtige Hieb lockte die Funken aus den Klingen und den Stahlkörben der Griffe.

Der schwarze Graf führte Hieb auf Hieb, ruhig parirte Richard sie, langsam zurückweichend.

Wieder holte der Graf zu einem Hiebe aus, — da fuhr plötzlich das Schwert seines Gegners ihm in die Brust, daß er laut aufstöhnend niedersank.

Die alte Frau eilte schreiend und jammernd hinzu, auch Richard beugte sich über den Gefallenen.

„Euer Jammern gibt ihm das entflohene Leben nicht zurück," sagte er warnend, „wohl aber könnte es seine Knechte herbeirufen, deshalb, wenn Euch Euer eigenes Leben lieb ist, verhaltet Euch ruhig. Und jetzt folgt mir."

Er nahm den Schlüsselbund, den der schwarze Graf am Leibgurt trug und stieg, von der alten Frau begleitet, die Treppe hinauf.

Thomas blieb unten bei der Leiche zurück, um seinen Herrn vor einem Ueberfall zu schützen.

24. Kapitel.

Die Geliebte des Kaisers.

„Hier ist's," sagte die Alte, vor einer kleinen, eisernen Thüre stehen bleibend, „nebenan findet Ihr den Doktor, der einen Tag früher gekommen ist."

Richard öffnete, er nahm die Lampe und leuchtete in den niedrigen Raum hinein.

Wie aber erstaunte er, als er nun entdeckte, daß er eine falsche Spur verfolgt hatte!

Die schöne, stattliche Dame, welche ihm gegenüberstand, war ihm völlig fremd, er hatte sie nie zuvor gesehen.

„Seid Ihr mein Freund, oder mein Feind?" fragte sie mit volltönender Stimme, und es lag etwas Hohes, Imponirendes in dieser Stimme, etwas, was bekundete, daß sie gewohnt war, zu herrschen, und zu befehlen.

Richard hatte sich rasch gesammelt.

„Wer Ihr auch sein mögt, schöne Dame", erwiderte er, „Euer Feind bin ich nicht. Ich habe Euren Kerkermeister erschlagen, um Euch zu befreien, freilich in dem Glauben, nicht Euch, sondern eine Andere hier zu finden."

„So empfangt meinen Dank für diese heldenmüthige That —"

„Redet nicht davon, betrachtet es als eine Fügung der Vorsehung, die mich zu Eurer Befreiung hierhergeschickt hat."

„Das schmälert meinen Dank nicht. Wer seid Ihr, mit welchem Namen darf ich Euch nennen?"

„Hubert von Poitou."

„Kein deutscher Ritter?"

„Nein."

„Ich sah Euch nie am Hofe des Kaisers. Nun aber werdet Ihr dort fortan in hohem Ansehen stehen, denn Ihr habt Maria von Habsburg, die Geliebte des Kaisers, von einem entsetzlichen Tode errettet. Aber das Werk ist nur erst halb gethan, in dem Gemach nebenan schmachtet der Leibarzt des Kaisers, Peter von Milano, auch ihn müßt Ihr befreien."

Richard öffnete unverzüglich die Thüre.

„Wie aber kommt es, daß Ihr Beide Euch in diesem Thurme

befindet?“ fragte Richard, nachdem er auch den Dank des Doktors bescheiden abgelehnt hatte.

„Wir sind Beide in Ungnade gefallen,“ erwiderte Maria von Habsburg gelassen, „der mißtrauische Kaiser glaubte, wir trachteten ihm nach dem Leben.“

„So war der schwarze Graf wirklich der Kerkermeister des Kaisers?“

„Er war es,“ sagte die Alte, „hütet Euch nun vor dem Zorne und der Rache des Kaisers.“

„Der Kaiser ist ohnmächtig, er hat keine Gewalt mehr, seitdem Papst Innocenz ihn abgesetzt und die Acht über ihn erklärt hat,“ erwiderte Maria, „deshalb fürchtet nichts. Was aber nun? Hier können wir nicht bleiben und augenblicklich die Reise anzutreten, dazu fühle ich mich zu sehr ermattet. Aufrichtig gestanden, mich hungert, in diesem abscheulichen Thurme erhielt ich nur Wasser.“

„Wenn Ihr mir vertrauen wollt, so sollt Ihr haben, was Ihr bedürft,“ nahm die Alte das Wort. „Nun der schwarze Graf todt ist, könnt Ihr getrost auf dem Wege, den ich Euch führen werde, in sein Schloß einkehren, die Knappen und Knechte kommen nie in den Flügel, den er bewohnt.“

„Aber sie können hier eingeführt werden, wenn es Noth thut?“ erwiderte der Doktor mißtrauisch.

„Bürgt Ihr mit Eurem Leben dafür, daß wir vor einem Ueberfall sicher sind?“ fragte Richard.

„Ja,“ entgegnete die Alte, und es lag nichts Boshaftes, Tückisches in ihrem Blick, ich bürge dafür. Und selbst, wenn die Knechte sich Eurer bemächtigen wollten, Ihr und Eurer Knappe reichen hin, jeden Angriff zurückzuweisen. Ihrer sind nur vier, alle Uebrigen haben gestern die Burg verlassen, um sich einem Streifzuge gegen die Mannen des Königs Heinrich von Raspe anzuschließen.“

„Wagen wir's in Gottes Namen,“ sagte Richard entschlossen, „ein Nachtlager im Schlosse bei gut besetzter Tafel ziehe ich dem Obdach im Walde oder der Hütte eines Einsiedlers vor.“

„Ich pflichte dem um so mehr bei, als mein Roß in der Burg steht,“ fügte Maria hinzu.

„Und mein Medizinkasten,“ sagte der Doktor.

„Wohlan, so führt uns,“ forderte Richard die Alte auf. „Aber vergeßt nicht, daß Euer Leben das Pfand unserer Sicherheit ist.“

„Seid unbesorgt,“ entgegenete das Weib, „die Herrlichkeit in der Burg hat nun ohnehin ein Ende, ich werde sie morgen verlassen, mögen die Knechte die Leiche ihres Herrn begraben.“

Sie führte die kleine Gesellschaft in das Gewölbe hinunter und öffnete hier eine eiserne Thüre.

Durch einen breiten geräumigen Gang schritten sie eine geraume Strecke, dann mußten sie eine Treppe hinaufsteigen, die durch eine Fallthüre geschlossen wurde.

Die Alte öffnete auch diese Thüre, und die Gesellschaft befand sich jetzt in einem matt beleuchteten Raume, dessen Einrichtung verrieth, daß er ein Gemach des Schloßherrn war.

Durch diesen Raum gelangten sie in ein zweites Gemach, welches sehr wohnlich eingerichtet war.

Zu beiden Seiten stießen an dasselbe mehrere Schlafzimmer.

Die Alte versprach, für Speise und Trank Sorge zu tragen, und Richard beauftragte seinen Knappen, sie zu begleiten und scharf zu beobachten.

Erst jetzt, als das Licht der Lampe voll auf ihre schöne Gestalt fiel, erkannte Richard die Schönheit Maria's, er begriff, daß sie, schon ihrer äußeren Vorzüge wegen, die Geliebte eines Kaisers gewesen sein konnte. Aber auch Maria schien ein besonderes Wohlgefallen an ihrem stattlichen Befreier zu finden; ihr Blick ruhte verstohlen auf ihm, so oft er ihr keine Aufmerksamkeit schenkte.

Die alte Frau hielt Wort.

Sie brachte Wein und ein vorzügliches Abendbrod, und Thomas gab ihr das Zeugniß, daß sie nichts gethan habe, was geeignet sei, Argwohn und Mißtrauen zu wecken.

Sie versprach auch, dafür zu sorgen, daß am nächsten Mor-gen
die Pferde zur Abreise bereit ständen, und zuerhalten, holte sie
Wunsch äußerte, seinen Medizinkasten
denselben augenblicklich. uldig," wandte der Mann der
„Ich bin Euch großen D während er seinen Kasten öffnete,
Wissenschaft sich zu Richard binnen wenigen Tagen eine Leiche
„ohne Eure Hülfe wären, daß ich nicht undankbar bin, und
gewesen. Ihr sollt e augenblicklich Euch keinen Nutzen zu bringen
wenn mein Dank ane nahe die Stunde ist, in der er Euch will-
scheint, wer weiß, Nehmt diese Büchse, sie enthält eine Salbe,
kommen sein wirde rasch heilt; diese Pillen Morgens nüchtern
welche jede Wu Kraft und Muth. Das Vorzüglichste aber
genommen, gebeäschchen. Es ist ein Saft, den ich aus India
enthält dieses in kostbarer und zugleich entsetzlicher Saft, der be-
erhalten habe, en kann. Ein Tropfen genügt, um den ermat-
leben und tözu erfrischen, ihm neues Leben einzuflößen, zwei
teten Körper das Blut feurig durch die Adern rollen, machen
Tropfen lasseeschickt zu allen Dingen. Nehmt Ihr der Tropfen
verliebt und

vier, so stockt das Blut, und keine Macht vermag dem Schlafe zu wehren, der Euch befällt, sechs Tropfen halten Euch zwei Tage und zwei Nächte in einem todesähnlichen Zustande. Acht Tropfen tödten langsam, zehn schnell und augenblicklich."

Gedankenvoll betrachtete Richard die wasserhelle Flüssigkeit.

„Das ist in der That eine wunderbare Medizin," sagte er, „ich kann kaum glauben, daß —"

„So Ihr nicht glauben wollt, versucht es," unterbrach der Doktor ihn ruhig, „nehmt einen Tropfen und Ihr werdet augenblicklich die Wirkung empfinden."

Richard kam dieser Aufforderung nach, er ließ behutsam einen Tropfen in seinen Becher fallen und leerte ihn auf einen Zug.

Gleich flüssigem Feuer ergoß es sich durch seine Adern, er fühlte das Blut rascher rollen, die Ermüdung, die er kurz vorher empfunden hatte, war geschwunden."

Der gelehrte Mann nickte bedeutsam.

„In India und Italia kennen wir unsere Kunst besser, wie hier in Deutschland," sagte er, „Ihr habt keine Ahnung von den Giften und heilsamen Tränken, welche dort bereitet worden. Nehmt nun auch dieses Fläschchen, es enthält ebenfalls einen wunderbaren Saft. Welches Gift Ihr auch, wissend oder unwissend, genommen haben mögt, es kann Euch keinen Schaden thun, wenn Ihr sechs Tropfen von diesem Trank nehmt, sechs Tropfen genügen, Euch vor jedem Gift zu schützen, zwölf Tropfen dagegen würden Euch tödten. Bewahrt dieses Fläschchen wohl, wer weiß, wann Ihr es einmal benutzen könnt."

Gelegenheit dazu finde. versprach, sich ihrer zu bedienen, sobald er

Der Doktor äußerte de..

Gemach. ...nich zu ruhen, er verließ das

Maria von Habsburg folgte ihm.

„Habt Ihr keinen Liebestrank für m..

Der Mann der Wissenschaft blickte bes?" fragte sie ihn leise.

„Was wollt Ihr damit?" erwiderte er. ndet die Fragende an.

lich keines solchen Mittels, Eure Schönheit – „Ihr bedürft wahr-

„Aber ich wünsche ihn." "

„Wollt Ihr ihn dem Ritter geben, der uns

ab, schöne Frau, es wäre vergeblich, er liebt einbefreit hat? Laßt

sehr er sie liebt, das hat er bewiesen, dadurch, d. andere und wie

sich in diese Gefahr begab." er ihretwegen

„Dennoch will ich's versuchen," entgegnete Maria

er meiner Schönheit widersteht, so will ich Feuer trotzig, „wenn

gießen." seine Adern

Der Doktor schüttelte mißbilligend sein Haupt,

ennoch öffnete

er seinen Kasten, um der schönen Frau ein kleines Fläschchen zu überreichen.

„Zehn Tropfen," sagte er, „nicht mehr, nicht weniger."

Maria von Habsburg barg das Fläschchen in ihrem Busen und kehrte zu dem Ritter zurück, der, in Gedanken bei seiner Geliebten weilend, sinnend noch beim Becher saß.

„Ich erinnere mich, daß, als wir Mainz erreichten, zwei Ritter und zwei Damen, von einem Pagen und einigen Knechten begleitet, fast gleichzeitig mit uns in die Stadt hineinritten," begann sie das Gespräch und es lag so viel Bezauberndes und Verführerisches in dem Blick, mit welchem sie den aus seinem Sinnen emporfahrenden Ritter anschaute, daß Richard den Blick abwenden mußte, um sich dem Reiz dieses Zaubers zu entziehen. „Die beiden Ritter hatten die Damen vor sich im Sattel —"

„Sie waren's," fiel Richard erregt ihr in's Wort. „So ist es also gewiß, daß sie in Mainz eingezogen sind?"

„Ich sah sie mit eigenen Augen."

„Und Ihr bemerktet nicht, in welche Herberge sie einkehrten?"

„Nein, es interessirte mich nicht."

„Sonderbar, daß ich in keiner Herberge eine Spur von ihnen entdeckt habe."

„So werdet Ihr auch schwerlich sie wiederfinden. Wer kann wissen, wohin sie sich gewandt haben? Laßt fahren hin, wollt Ihr die schönsten Jahre Eures Lebens vertrauern? Ein Ritter, wie Ihr, so tapfer, muthig und edel, findet überall Liebe —"

„Aber er liebt nur die, welche sein Herz erkoren hat," sagte Richard abwehrend. „Ich werde nach Mainz zurückkehren und hoffe, die Geraubte dort zu finden."

Maria von Habsburg blickte unter den seidenen Wimpern hervor verstohlen den Ritter an, der hastig seinen Becher leerte.

„Ihr glaubt, was Ihr wünscht," erwiderte sie, „und ich mag Euch von Herzen gönnen, daß Ihr Euch in Euren Wünschen nicht betrogen seht. Aber so lange Ihr sie nicht gefunden habt, seid Ihr frei und manche Damen würden Euch gerne erlauben, ihre Farben zu tragen."

Jetzt erst errieth Richard, wohinaus die schöne Verführerin wollte.

Sie war wirklich schön, blendend schön, aber ihre Schönheit ließ ihn kalt, trotz ihrer Gluth und ihres Zaubers.

„Der Augenblick ist rasch entflohen," fuhr Maria fort, „der ist ein Narr, der ihn zu benutzen zaudert. Wollt Ihr mein Ritter sein? Ich will Euch begleiten auf Euren Zügen, mein Schloß soll Euch offen stehen, Ihr mögt darin schalten nach Eurem Belieben."

Richard schüttelte ablehnend das Haupt.

„Ihr erzeigt mir eine hohe Ehre,“ sagte er, „aber wie kann ich Euer Ritter sein, da doch eine andere Dame in meinem Herzen wohnt?“

„So verschmäht Ihr die Gunst einer Frau, die Euch einen Kaiser opfern will?“ fragte Maria mit blitzenden Augen. „Das wird Euer Ernst nicht sein, Herr Ritter von Poitou, es wäre eine Schmach für mich —“

„Redet nicht so, schöne Frau, wie könnte es Euch Schmach bereiten, wenn ich Euch sage, daß ich Eure Gunst nicht annehmen darf. Gerne will ich meine Dienste Euch widmen, soweit ich sie einer Andern, als der Dame meines Herzens widmen darf, aber verlangt nicht mehr von mir, einer Untreue werde ich nimmer mich schuldig machen.“

Er hatte sich erhoben und war in's Gemach zurückgetreten, gleich als ob er der Gefahr sich entziehen wolle, der Gefahr, die mit seidenen Banden ihn zu umschlingen drohte.

Diesen Augenblick benutzend, träufelte Maria den Liebestrank in den Becher.

Der Widerstand des Ritters entflammte ihre Leidenschaft, sie fühlte, daß sie ihn hassen konnte, wenn er ihre Liebe nicht erwiderte.

„Verschmähte Liebe gebiert den Haß,“ sagte sie, „weshalb verschmäht Ihr mich? Die Dame Eures Herzens kann Euch nicht zürnen —“

„O schweigt, schweigt,“ fiel Richard ihr in's Wort. „Eure Worte sind süßer wie Honig und Eure Augen sind strahlende Sterne. Aber vergebens suchen sie in mein Herz einzudringen, laßt ab, es thut nimmer gut, wenn man Liebe erzwingen will.“

Er nahm den Becher und führte ihn zum Munde, ein Lächeln triumphirender Freude glitt über die schönen Lippen Maria's.

„Fern sei es von mir, Euch dazu zwingen zu wollen,“ entgegnete sie. „Wie auch vermöchte ich es, ich, ein schwaches Weib, wenn —“

„Und wenn Eure strahlende Schönheit mich nicht blenden kann, wenn ihr Zauber gebrochen wird durch die reine, treue Liebe, die ich im Herzen trage, wollt Ihr deshalb mich hassen? Das könnt Ihr nicht, schöne Frau, solcher Haß wäre ungerecht.“

Maria schwieg; mit ihrer Gürteltasche spielend, beobachtete sie verstohlen den Ritter, der, auf den Sims des Kamins gestützt, sinnend vor sich hin blickte.

„Es ist spät, wir wollen zur Ruhe gehen,“ nahm er nach einer Pause wieder das Wort, „zürnt mir nicht wegen meiner Worte, begnügt Euch mit meiner Freundschaft und verlangt nichts Unbilliges von mir.“

„Das nennt Ihr unbillig?“ erwiderte Maria mit silberhellem Lachen. „Seid Ihr ein Kind, oder ein Thor, daß Ihr also die Liebe betrachtet? Glaubt Ihr denn, Eure Dame werde Euch fragen, ob Ihr treu gewesen seid? Hubert von Poitou, gar Mancher hat vergeblich um meine Gunst gebuhlt, die ich freiwillig Euch gebe!“

Sie stand vor dem Ritter, ihre weichen, schönen Hände ruhten auf seinen Schultern, ihr glühender Blick senkte sich tief in seine Augen hinein, ihr warmer Athem streifte seine Wangen.

Rascher wallte das Blut in seinen Adern, als ob ein Meer von Gluth ihn durchströmte, seine Stirne glühte, sein ganzer Körper bebte unter den Schauern des erwachenden Sinnenrausches.

Seine ganze geistige Kraft zusammenraffend, entriß er sich rasch dieser ihn bestrickenden Umarmung.

„Laßt ab!“ sagte er ernst, „bringt mich nicht in Versuchung, das Fleisch ist schwach, wenn auch der Geist sich gestählt glaubt. Geht, es ist für Euch keine Ehre, einen Mann zur Untreue zu verführen, aber eine Schande wäre es für mich, wenn ich der Versuchung nicht widerstände. Zurück, Weib, oder beim Himmel, ich weiß nicht, was ich thue!“

Maria von Habsburg war zurückgetreten, das Lächeln schwand von ihren Lippen, die Gluth des Hasses blitzte jäh in ihren Augen auf.

Aber sie bezwang sich, die ganze Tiefe und Fülle ihrer Leidenschaft sollte er, der sie verschmähte, nicht kennen lernen. Der Vorsatz, sich zu rächen für diese Niederlage, war erwacht in ihrer Seele, sie vergaß, was Richard für sie gewagt hatte, was sie ihm verdankte.

Aber so jäh und wild auch die Gluth ihrer Leidenschaften emporloderte, sie verstand es, diese Gluth zu bannen und zu verbergen.

„Ihr wollt meine Liebe nicht, so muß ich mich begnügen mit Eurer Freundschaft,“ sagte sie kalt, „aber die Stunde wird kommen, in der es Euch gereut, mich zurückgewiesen zu haben. Ihr habt mir Eure Dienste angeboten, ich nehme sie in Anspruch und bitte Euch, mich zum Herzog von Baiern zu geleiten, bei dem ich Schutz finden werde gegen die Verfolgungen des Kaisers.“

So ungern Richard auch diese Bitte erfüllte, da er dadurch genöthigt wurde, die Befreiung seiner Geliebten mehrere Tage hinauszuschieben, konnte er sie doch nicht abschlagen; Maria von Habsburg hatte außer dem Doktor Peter von Milano keinen Begleiter, der sie im Nothfalle beschirmen und beschützen konnte, und es war vorauszusehen, daß der Kaiser sie verfolgen ließ, sobald er ihre Flucht und den Tod seines Kerkermeisters erfuhr.

Die Ritterpflicht gebot ihm, die Dame zu schützen; so sehr es ihm auch widerstrebte, mußte er dennoch ihr die Erfüllung ihrer Bitte zusagen.

Anscheinend in Freundschaft trennten die Beiden sich, um zur Ruhe zu gehen; Richard ahnte nicht, welchen Dämon er in der Seele dieser schönen Frau geweckt hatte, welche Gefahren für ihn in dieser Stunde heraufbeschworen waren.

25. Kapitel.

Der Mord am Hochaltar.

Beatrix von Falkenstein hatte bei dem Erzbischof Konrad von Köln eine sichere Zufluchtsstätte gefunden.

Sie wäre glücklich und zufrieden gewesen, wenn nicht die Angst, die Besorgnisse über das Schicksal ihrer Freundin und des Ritters von Poitou sie gefoltert hätten.

Beatrix hatte Isabella liebgewonnen, trotzdem sie wußte, daß sie ihre begünstigte Nebenbuhlerin war; getreu dem Versprechen, welches die beiden Mädchen einander gegeben hatten, sah Eins in dem Andern eine treue Freundin.

Zudem hatte ja Bella ihr Leben für sie gewagt, nur ihretwegen war sie in das Schloß Rabeneck's gekommen, dieser Heldenmuth, diese uneigennützige Opferwilligkeit mußten das Band der Freundschaft nur noch fester knüpfen.

Auch an die Prophezeihung Gudula's dachte Beatrix oft, ihr war diese Prophezeihung eine Offenbarung des Himmels, an deren Wahrheit sie felsenfest glaubte.

Und je öfter und länger sie darüber nachdachte, desto tiefer prägte das Bild Richard's sich ihrer Seele ein; ihre Gefühle für ihn waren eine fromme, keusche Liebe, die mit geduldiger Ergebung ihrer Krönung harrte.

Tage verstrichen, endlich kam Margarethe, um ihrer Herrin zu berichten, daß die List fehlgeschlagen und jetzt nur noch auf die Gewalt Hoffnung zu setzen sei.

Beatrix wollte selbst unverzüglich hinreisen, sie hielt es für eine Schmach, daß sie fern blieb, während doch Bella für sie Alles eingesetzt hatte.

Die alte Amme mußte den Erzbischof bitten, ihr zuzureden

und abzurathen; seinen Vorstellungen und Warnungen gab Beatrix endlich Gehör.

Der Erzbischof versprach ihr, eine Schaar Reisigen auszusenden, wenn es den vereinten Bemühungen Robert's und Richard's nicht gelinge, die Veste zu erstürmen.

Zwei Tage später traf Robert von der Normandie ein. Die Nachrichten, die er brachte, waren nicht geeignet, Beatrix zu beruhigen, sie ließ von ihrem ersten Unmuth über dieselben sich hinreißen, dem Grafen heftige Vorwürfe zu machen, daß er sich an der Verfolgung nicht betheiligt hatte.

Es war am Abend vor dem Christfest, als diese von Seiten der Rose vom Rheingau mit leidenschaftlicher Erbitterung geführte Unterredung zwischen den Beiden stattfand.

Beatrix beschuldigte ihn geradezu der Feigheit und Selbstsucht, sie sagte ihm, daß seine Ehre ihm geboten habe, den Freund nicht zu verlassen, bis das erstrebte Ziel erreicht sei.

Graf Robert biß auf die Lippe, auch in seiner Seele war der Unmuth erwacht.

„Ich habe Besseres zu thun, als einen Wegelagerer zu verfolgen," sagte er, mühsam an sich haltend, „zudem reicht es hin, wenn Richard mit seinem Knappen ihn verfolgt. So er ihn findet, wird er schon mit ihm fertig werden, meines Schwertes bedarf er dazu nicht."

„Wißt Ihr das so gewiß?" erwiderte Beatrix, durch diese kühle Antwort nur noch mehr gereizt. „Ich hatte gehofft, Ihr würdet meine Wünsche höher achten —"

„Wählt mich zu Eurem Ritter, gelobt mir Eure Hand als Preis —"

„Niemals, Herr Graf! Wer mein Ritter sein will, der muß sich vor allen Andern auszeichnen durch ritterliche Tugenden — Ihr aber versagt Eure Hülfe den bedrängten Frauen! Ihr buhlt um meine Gunst und thut nichts, um sie zu erregen; bevor Ihr das Schwert für mich zieht, wollt Ihr wissen, welchen Lohn ich dafür geben werde — so handelt der Jude, nicht der adelige Ritter!"

„Ich weiß wohl, wer zwischen Euch und mir steht," sagte er rauh. „Weshalb hofft und vertraut Ihr auf ihn, da er doch eine Andere erkoren hat? Ich biete Euch meine Liebe an, Ihr tretet sie in den Staub, aber bei Gott schwöre ich, kein Anderer soll Euch besitzen! Ich habe mir gelobt, Euch in mein Schloß heimzuführen, ehe ich Euch gesehen hätte; nun ich Euch kenne, bin ich fester denn zuvor entschlossen, dies Gelübde zu lösen."

„Ihr könnt es nur durch Gewalt," erwiderte Beatrix, muthig

dem Ritter in's flammende Auge schauend, denn nimmer werde ich freiwillig Euch folgen. Vergeßt nicht, daß ich mächtige Freunde habe, die mich beschirmen werden, vergeßt nicht, daß eine adelige Jungfrau eher sich den Tod gibt, als —"

„Ihr droht mir und habt keinen Grund dazu," unterbrach der Graf sie kühl. Was habt Ihr gegen mich? Die Grafen von der Normandie zählen zu den edelsten Geschlechtern, — wollt Ihr noch höher hinaus? Daß ich um Eure Gunst buhle, müßte Eurem Stolz schmeicheln."

„Ihr seid sehr von Euch eingenommen," spottete Beatrix. „Nicht das Wappen, der Charakter macht den Ritter! Was Ihr auch thun mögt, Herr Graf, es wird Euch nicht gelingen, meine Gunst zu erringen, denn Ihr habt meine Achtung verscherzt."

„Tod und Teufel!"

„Ereifert Euch nicht, Ihr tragt die Schuld, nicht ich!"

Purpurgluth übergoß das Antlitz des Grafen, seine Augen schossen vernichtende Blitze.

„Beatrix von Falkenstein, Ihr selbst fordert meinen Zorn heraus," sagte er mit bebender Stimme. „Ich werde Euch diese Worte gedenken und dann ebenfalls sagen: Ihr tragt die Schuld, nicht ich!"

Hoch und stolz stand das Mädchen dem tiefgekränkten, gereizten Manne gegenüber.

„Mein Schicksal liegt in Gottes Hand," erwiderte sie, „auf ihn baue ich, er wird Eure bösen Anschläge zu Schanden machen. Spart Eure Drohungen, Eure Flüche und Verwünschungen, Ihr versucht nur Gott damit, dessen Blitzstrahl Euch vernichten kann."

Ein spöttisches Lächeln zuckte um die Mundwinkel des Ritters.

„Wir werden sehen, wer in diesem Kampfe der Stärkere ist," sagte er, „ich wiederhole Euch, kein Anderer soll Euch besitzen, kein Anderer es wagen, sich Eurer Gunst zu rühmen. Mein Gelübde werde ich einlösen, sollte es mir auch das Leben kosten!"

Trotzig ging der Graf von der Normandie hinaus, er hatte sich kaum entfernt, als Margaretha hastig eintrat.

Der Pater Joseph, der ebenfalls bei dem Erzbischof eine Zuflucht gesucht und gefunden hatte, begleitete sie.

„Was habt Ihr gethan?" fragte Margaretha besorgt. „Der Graf ging zornig von Euch —"

„Sein Zorn wird sich abkühlen," unterbrach Beatrix sie ruhig. „Er hat mir gedroht, mag er seine Drohungen wahr machen, ich fürchte sie nicht."

„Sein Knappe sagte mir, Rabeneck sei entflohen sammt seiner Gefangenen," nahm der Einsiedler das Wort, „hat der Ritter das bestätigt?"

„Ja. Statt die Flüchtlinge zu verfolgen und meine Freundin zu befreien, ist er hierher gekommen, um zuvor zu fragen, welchen Lohn ich ihm geben wolle, wenn er meiner Freundin zu Hülfe eile. Und als ich ihn darauf mahnte an seine Pflicht und seinen Rittereid, ward er zornig, er drohte mir, mich gewaltsam in sein Schloß zu führen.“

„Schande über ihn,“ erwiderte der Pater entrüstet. „Aber es trägt mancher die goldenen Sporen, der nicht werth ist, dem verachteten Juden die Schuhriemen aufzulösen. Wenn Rabeneck seine Gefangene entführt hat, so vermuthe ich, daß er sie nach Mainz gebracht hat.“

Beatrix blickte fragend den Greis an.

„Habt Ihr Gründe für diese Vermuthung?“ fragte sie rasch.

Der Pater nickte.

„Der Ritter von Rabeneck hatte nur einen Freund, Euren Bruder, allen anderen Wegelagerern war er noch zu roh. Nun die Veste Eures Bruders gefallen ist, hat Rabeneck nach der Einnahme seiner Burg keine Zufluchtsstätte mehr. Er dürfte wohl wagen, in der Burg eines anderen Ritters ein Obdach zu suchen, aber er weiß, daß er kein willkommener Gast ist und das seinetwegen Niemand sich in Fehde begibt.“

„Aber Mainz, Mainz?“ warf Beatrix mit wachsender Ungeduld ein.

„Da gibt's Leute genug, die einem Ritter gern gefällig und zu allen Schandthaten bereit sind, wenn sie ihren Vortheil dabei finden. Nur in einer großen Stadt kann der Ritter seine Gefangene verbergen, nur dort findet er Hüter, die sie bewachen. Er selbst kann das nicht; er muß suchen, sich ein neues Nest zu bauen und seine Art ist es nicht, sich zu verkriechen und müßig zuzuschauen.“

„Ich glaube, der ehrwürdige Herr hat Recht,“ sagte Margarethe. „Euer Bruder hat ja auch Freunde in Mainz, deren er sich oft rühmte, sie werden die beiden Frauen dorthin gebracht haben. Und was die Bewahrung betrifft, so wird die Büßerin dafür Sorge tragen.“

Beatrix stand am Fenster und blickte gedankenvoll hinaus, sie schien mit einem Entschluß zu kämpfen, über den sie noch nicht in's Reine mit sich kommen konnte.

Draußen auf der Straße herrschte trotz der späten Abendstunde ein bewegtes Leben, die Gläubigen wanderten zur Kirche, um die heilige Nacht mit Gebet und frommen Gesang zu beginnen.

„Wenn ich über Eure Worte nachdenke, ehrwürdiger Vater, so finde ich, daß Eure Vermuthung manchen guten Grund für

sich hat," sagte sie nach einer Weile. „Wollt Ihr mich nach Mainz begleiten?"

Der Einsiedler erschrak sichtbar.

„Ist das Euer ernster Vorsatz?"

„Er ist es."

„Bedenkt die Gefahren. Rabeneck wird kein Erbarmen kennen, wenn er —"

„Hat Gott mich bisher beschützt, weshalb sollte er es nicht auch ferner thun?"

„Wird er nicht auch Eure Freundin beschützen?"

„Gewiß; aber ist es nicht meine Pflicht, ihr zu Hülfe zu eilen? Vielleicht bin ich das Werkzeug, dessen Gott sich zu ihrer Erlösung bedienen will."

„Der Ritter von Rabeneck hat uns Beiden Rache geschworen —"

„Wenn Ihr Euch fürchtet, so bleibt; ich werde meinen Vorsatz ausführen," sagte Beatrix entschlossen.

„So es Euer ernster Wille ist, werde ich Euch begleiten," erwiderte der Greis ruhig. „Mein Leben ist so gut in Gottes Hand, wie das eines jeden Menschen; wenn mein Stündlein geschlagen hat, so weiß der Tod mich überall zu finden. Wann wollt Ihr aufbrechen?"

„Morgen früh."

„Am heiligen Christfest?" fragte der Pater bestürzt.

„Ja. Hat nicht unser Erlöser gesagt, ein frommes Werk dürfe man auch an den geheiligten Tagen verrichten? Wir werden zwei Knappen mitnehmen, Niemand darf vorher unser Vorhaben erfahren, Niemand wissen, wohin die Reise geht, damit nicht der Graf von der Normandie mir seine Begleitung aufdringt. Geht jetzt zur Messe, ehrwürdiger Vater, ich erwarte Euch morgen in der Frühe."

Der Greis blieb zögernd auf der Schwelle des Gemachs stehen.

„Wollt Ihr auch dem Herrn Erzbischof nichts davon sagen?" fragte er.

„Nein," antwortete Beatrix ruhig, „er würde mich zurückhalten und es wäre doch vergebliche Mühe, wenn er dies versuchen wollte."

Der Pater schüttelte bedenklich mit besorgter Miene sein ergrautes Haupt und ging langsam hinaus.

Vor dem erzbischöflichen Palaste standen zwei Männer in bürgerlicher Tracht.

Die zunehmende Dunkelheit entzog sie den Blicken der Vorübergehenden, Niemand schenkte ihnen Beachtung, obschon es auffallen und befremden konnte, daß sie schon seit einer Stunde hier standen und unausgesetzt die Thür bewachten.

Wenn die Rathsherren, die Ritter und Patrizier, die an ihnen vorbei zur Kirche wanderten, sie scharf betrachtet und erkannt hätten, so wäre es sicherlich um Freiheit und Leben der Beiden geschehen gewesen.

Rabeneck und Falkensteiner kannten die ehrsamen Bürger der Stadt Köln; sie verließen sich auf ihre Verwegenheit und ihr Glück, welches sie so oft begünstigt hatte, wenn es auch in der jüngsten Zeit ihnen untreu geworden war.

Sie trieben die Tollkühnheit sogar so weit, daß sie über die Vorbeiwandernden spotteten.

„Seht, Gerhard Merbode," sagte Rabeneck, auf einen Patrizier zeigend, der, von seiner Familie begleitet, andächtig an ihnen vorbeischritt. „Er ist damals mit dem Schreck davon gekommen, hätte ich das Ende vorausgewußt, wäre er jetzt auch nicht mehr genöthigt, in der bitterkalten Nacht zur Kirche zu wandern."

Der Falkensteiner nickte.

„Laßt mich nur wieder in meiner Veste sitzen," erwiderte er, „ich werde ein scharfes Auge auf die Landstraße haben und diesen Vogel wieder einfangen, sobald er mir in's Netz läuft. Aber zum Teufel, worauf warten wir eigentlich? Machen wir ein Ende —"

„Geduld!" unterbrach Rabeneck ihn. „So lange der Erzbischof im Hause ist, getraue ich mir's nicht recht, hin zu gehen. Aber lange kann er nun nicht mehr bleiben. Still — wer kommt da? Blitz und Hagel, ist es nicht der schuftige Pater, der mein Schloß verrathen hat? Beim Himmel, er ist es "

„Bleibt, was wollt Ihr?" fragte der Falkensteiner.

„Rache nehmen," erwiderte Rabeneck mit heiserer Stimme. „Bleibt hier, ich werde bald zurück sein, Gebt Acht, wann der Erzbischof das Haus verläßt, unsere Knappen sollen sich bereit halten, sobald ich zurückgekehrt bin, holen wir die Braut und dann fort!"

Der Einsiedler hatte arglos seinen Weg fortgesetzt, Rabeneck konnte ihm so rasch nicht folgen, er wäre genöthigt gewesen, sich durch die Schaaren, welche zur Gereonskirche wanderten, gewaltsam eine Bahn zu brechen.

Knirschend vor Wuth, nur das eine Ziel im Auge haltend, sich ganz seinem glühenden Hasse gegen den Verräther hingebend, folgte Rabeneck den Andächtigen in die Kirche hinein.

Hier war das Gedränge noch größer, aber vor dem ehrwürdigen Greis wich die Menge zu beiden Seiten aus, so daß sich eine Gasse bildete, durch welche er ungehindert hindurchschreiten konnte.

Dieser Umstand ermöglichte es dem verkappten Ritter, dem Einsiedler zu folgen.

Der Greis sank auf den Stufen des Hochaltars auf seine Kniee nieder.

Haß und Wuth hatten die Sinne des Raubritters verwirrt, er vergaß, an welcher Stätte er sich befand, er sah die Menschenmenge nicht, die ihn umgab.

Sein glühender Blick war unverwandt auf das ahnungslose Opfer gerichtet, seine Hand hielt unter dem Gewand den Griff des Dolches umklammert.

Da blitzte plötzlich im Kerzenscheine eine Klinge, ein kurzes Aufblitzen, ein lauter Hülferuf und der Greis fiel mit dem Antlitz auf die Stufen des Altars.

Das Wehgeschrei: „Mord!" durchhallte die geheiligten Räume, die Priester verhüllten das Allerheiligste, und entsetzt wich die Menge auseinander, als der Mörder den blutigen Dolch schwingend, sich in sie hineinstürzte, um sich den Weg zum Ausgange zu bahnen.

Wohl riefen Einige: „Haltet ihn!" aber nur Einer wagte es, sich dem Mörder entgegen zu werfen.

Von einem Faustschlage getroffen, stürzte dieser Eine nieder und erhöhte durch seinen Fall das Entsetzen und die Verwirrung.

Frauen und Kinder schrieen um Hülfe; Viele, welche nicht einmal wußten, was vorgefallen war, suchten, von namenloser Angst befallen, den Ausgang zu erreichen, und in dem hierdurch entstehenden Gedränge vergaß man ganz, sich des Mörders zu bemächtigen.

Rabeneck erreichte ungefährdet die Straße, aber er sah sich von einer zahlreichen Menge verfolgt.

Er wußte, was ihm bevorstand, wenn er ergriffen wurde; sein Heil lag jetzt nur noch in schleuniger Flucht.

Auch der Falkensteiner begriff das, als er seinen Genossen von einem lärmenden Volkshaufen verfolgt sah; sofort befahl er den Knappen, die in einiger Entfernung mit den Pferden warteten, herbeizukommen.

Er forderte von einem derselben ein Schwert und sprengte nun in den Volkshaufen hinein, der, auf diesen Angriff nicht vorbereitet, bestürzt auseinander stob.

Inzwischen gewann Rabeneck Zeit, sich in den Sattel zu schwingen, die Ritter sprengten, ohne sich weiter um die Menge zu kümmern, von dannen.

Mehrere Bürger versuchten, ihnen zu folgen, sie machten durch ihre Rufe die Söldner, welche am Thore die Wache hatten, aufmerksam, aber die Ritter ritten einige dieser Kriegsknechte über den Haufen und setzten über sie hinweg zum Thore hinaus.

Erst jetzt fand der Falkensteiner Zeit, seinen Genossen zu

fragen, welche Handlung ihm diese erbitterte Verfolgung zugezogen habe, und Rabeneck berichtete sie mit lachendem Munde.

„Ihr hättet Euch mäßigen sollen," sagte Hans von Falkenstein, „eine Gelegenheit, den Verräther zu bestrafen, würde sich auch später gefunden haben. Jetzt müssen wir auf die Entführung meiner Schwester verzichten."

„Einstweilen," erwiderte Rabeneck gelassen, „sie entrinnt uns nicht; wenn wir nach einigen Wochen zurückkehren, ist der Vorfall vergessen. Reiten wir nach Mainz, um das Schaf zu scheeren; wenn wir die Wolle in der Tasche haben, können wir freier auftreten.

26. Kapitel.

Der Dämon der Eifersucht.

Maria von Habsburg war entschlossen, sich an dem Ritter, der ihre Liebe verschmäht hatte, zu rächen.

Sie betrachtete es als eine Schmach, daß Richard sie so schwach gefunden hatte; diese Schmach mußte in seinem Blute getilgt werden.

Wie sie es bewerkstelligen, auf welchem Wege sie ihren Zweck erreichen würde, bezweifelte sie nicht.

Maria war ein schlaues, in allen Ränken erfahrenes Weib, sie hatte den Plan schon entworfen, der den Ritter vernichten sollte.

Aeußerlich höflich, freundlich und liebenswürdig, barg sie im Herzen einen glühenden Haß, der dadurch, daß Richard während der Reise dem Doktor mehr Aufmerksamkeit als ihr widmete mehr und mehr zunahm.

Nach einer Reise von mehreren Tagen erreichten sie das Schloß des Herzogs von Bayern.

Maria von Habsburg war mit Maria von Brabant, der Herzogin von Bayern, befreundet, und diese Freundschaft verschaffte ihr die gastfreundlichste Aufnahme.

Der Herzog bat Richard, einige Tage bei ihm zu verweilen; Richard lehnte es ab, er wollte schon am folgenden Morgen wieder abreisen.

Maria von Brabant war eine schöne Frau, eine liebl

Erscheinung und ihre Ehe mit dem Herzoge wäre eine sehr glückliche gewesen, wenn nicht die maßlose Eifersucht und der Jähzorn ihres Gemahls ihr manche trübe Stunde bereitet hätten.

Maria von Habsburg legte es darauf an, den Herzog zu umstricken, sie entfaltete ihre ganze Liebenswürdigkeit und es gelang ihr rasch, den leidenschaftlichen Mann zu gewinnen.

Richard fühlte sich angewidert, er konnte vor dieser Frau keine Achtung mehr hegen, die ihre Gunst Jedem anbot und sich gekränkt fühlte, wenn sie zurückgewiesen wurde.

Er ahnte nicht, daß in der Seele dieser Frau eine innige, glühende Liebe zu ihm erwacht war, und daß nur die Verschmähung dieser Liebe sie bewog, den Herzog durch ihre Reize zu gewinnen, um sich an dem, der sie verschmäht hatte, rächen zu können.

Das wußte Richard nicht, deshalb verachtete er Maria von Habsburg, die in seinen Augen nur eine gefährliche Buhlerin war, während er die Herzogin bedauerte.

Er spielte mit der Herzogin Schach und beobachtete dabei verstohlen die Beiden, welche in einer Fensternische standen und sich leise miteinander unterhielten.

Das dieses heimliche Beobachten und der wachsende Groll in seiner Seele seine Gedanken von dem Schachbrett ablenkten, war begreiflich, er übersah manchen vortheilhaften Zug und spielte bald nur noch mechanisch, ohne Plan und ohne Ueberlegung.

Aber auch die Herzogin war zerstreut, und wenn Richard ihr mehr Aufmerksamkeit gewidmet hätte, so würde er bemerkt haben, daß ihr Blick oft verstohlen auf ihm ruhte.

Das alles entging der Aufmerksamkeit Maria's nicht, sie triumphirte.

„Wir haben beide nicht Acht auf das Spiel," nahm die Herzogin nach einer Pause das Wort, „Eure Königin steht schon seit mehreren Zügen im Schach und wir haben's beide nicht gesehen."

Richard erschrak, es ärgerte ihn, daß er der Herzogin Grund zu dieser Klage gegeben hatte.

„Ihr habt Recht, hohe Frau," erwiderte er, „verzeiht mir, daß ich so unaufmerksam war. Der Grund liegt nahe, mich verdrießt es, daß diese Buhlerin, die sich doch Eure Freundin nennt, in Eurem eignen Hause Euren Gemahl zu verführen trachtet."

Die Herzogin warf flüchtig einen Blick in die Fensternische in der die Beiden noch immer standen.

„Wenn der Herzog so schwach ist, sich durch äußere Reize verführen zu lassen, wie kann ich's ihm wehren?" erwiderte sie. „Ich

habe nicht darauf geachtet und bin dennoch verstimmt. Wollt Ihr mir einen ritterlichen Dienst erzeigen?"

„Gern, hohe Frau, wenn meine Ehre —"

„Wohlan, dann bitte ich Euch, nach dem Nachtessen hierher zu kommen, ich möchte heimlich mit Euch reden."

Betroffen blickte Richard die Herzogin an, er wußte nicht, wie er diese Bitte deuten sollte.

„Es betrifft mich nicht, sondern meinen Gemahl," fuhr die Herzogin, diesen Blick bemerkend, fort, „ich wollte Euch nur bitten, ihn zu schützen in den Gefahren, die bald ihn umgeben werden."

„Aber wird der Herr Herzog diese Heimlichkeit nicht auffallend finden?"

„Er wird's nicht erfahren und sollte er dennoch uns überraschen, so — — still, er kommt."

„Holla, Herr Ritter, Eure Königin ist verloren," sagte der Herzog, der rasch näher getreten war. „Nehmt Euch in Acht vor der Herzogin, ihr kluges Spiel hat schon Manchem Gefahr gebracht."

Diese Worte waren in einem so drohenden Tone gesprochen, daß Richard sich unangenehm berührt fühlte.

„Ich habe nicht Acht gegeben," erwiderte er, „meine Gedanken waren mit andern Dingen beschäftigt."

„Und die Gedanken der Frau Herzogin wohl auch?" spottete der Herzog und es lag in diesen Worten eine schneidende Bitterkeit. „Sonderbar in der That ist dieses Zusammentreffen der Gedankenabwesenheit zweier Seelen."

Die Herzogin erhob sich, ein finsterer Schatten des Unmuths glitt über ihr sanftes Gesicht.

„Ich weiß nicht, was Ihr damit sagen wollt," versetzte sie, „soll darin ein Vorwurf für mich liegen, so kann ich ihn zurückweisen. Daß ich am Vorabende Eurer Abreise zu blutiger Fehde mich bangen Ahnungen hingebe, müßtet Ihr begreiflicher finden, als wenn ich mit ganzer Seele mich in das Spiel versenken könnte."

Ein boshaftes Lächeln umspielte die Lippen Maria's.

„Herr Herzog, Ihr habt eine schlaue und gewandte Frau,' flüsterte sie, „die Frau Herzogin besitzt mehr Geistesgegenwart wie der Ritter von Poitou."

Das Gesicht des Herzogs verfinsterte sich zusehends.

„Ich übernehme die Parthie der Herzogin, Herr Ritter," sagte er, „wenn es Euch Vergnügen macht —"

„Laßt, laßt," wehrte Richard ab, „ich bekenne mich als besiegt und habe offen gestanden, auch keine Lust, das Spiel fortzusetzen."

„Nun, wie Ihr wollt," erwiderte der Herzog, „ich habe nie Vergnügen daran gefunden."

Die Herzogin warf dem Ritter einen bedeutsamen Blick zu und verließ das Gemach.

Maria von Habsburg hatte diesen Blick bemerkt, sie mußte sich gewaltsam bezwingen, um nicht ihre Freude zu verrathen.

Die Eifersucht des Herzogs zu wecken, durch sie den Ritter zu vernichten, das war ihr Plan gewesen, nun sah sie diesen Zweck ohne ihr Zuthun schon erreicht.

Jener Blick verrieth, daß ein Geheimniß die Beiden mit einander verband, das genügte der schlauen Frau, um alle Furien in der Seele des Herzogs zu wecken.

Richard war an's Fenster getreten, um gedankenvoll in die sternenhelle Nacht hinauszuschauen.

„Saht Ihr den Blick, den sie ihm zuwarf?" flüsterte Maria. „Herr Herzog, ich halte es für meine Pflicht, Euch zu warnen, wahrt die Ehre Eures Hauses."

Der Herzog fuhr aus seinem Brüten empor.

„Bei Gott, wenn ich Gewißheit hätte, ich würde fürchterlich Gericht halten!" sagte er mit bebender Stimme. „Aber ich kann's nicht glauben —"

„Wohl ist es schwer zu glauben," unterbrach Maria ihn, „und ich wünsche, daß ich mich geirrt haben möge. Aber diese Unaufmerksamkeit beim Spiel, dieses heimliche Flüstern, diese verstohlenen Blicke —"

„Macht mich nicht rasend," unterbrach der Herzog sie, dessen Fäuste sich ballten. „Noch ist nichts geschehen, was ihre Ehre beflecken könnte, und morgen will er ja auch abreisen."

„Aber zwischen heute und morgen liegt noch eine Nacht," flüsterte Maria. „Auch Ihr wollt morgen hinaus, wißt Ihr, was während Eurer Abwesenheit hier geschehen kann?"

„Gebt mir Beweise —"

„Ich will nicht Ankläger sein, Herr Herzog, ich sage Euch nur, wahrt Eure Ehre."

Sie legte ihre Hand auf seinen Arm und blickte ihm in's glühende Auge.

Ihr Plan, der Anfangs nur bezweckte, den Ritter zu vernichten, hatte plötzlich für sie eine Tragweite gewonnen, an den sie vorher nicht dachte.

Wie, wenn es ihr gelang, Beide, den Ritter und die Herzogin, zu verderben und sich selbst die Herzogskrone auf's Haupt zu drücken.

Der Herzog war umstrickt, sie hatte ihn gefangen in ihrem Netze, er sollte ihr nicht mehr entrinnen.

„Und wenn ich die Beweise bringe," fragte sie leise, „was werdet Ihr thun?"

Der Herzog knirschte mit den Zähnen, sein Blick ruhte auf dem Ritter, der noch immer sinnend hinausschaute.

„Was ich dann thun würde?“ erwiderte er. „Ha, wie schon bei dem Gedanken an die Möglichkeit dieser Schande das Blut mir in den Adern kocht! Noch ist es mein Trost, daß Ihr die Beweise nicht bringen könnt.“

„Dann würdet Ihr sagen, ich sei eine elende Verläumderin —“

„Das nicht, ich würde denken, Ihr habet besondere Absichten dabei gehabt, die Herzogin zu verdächtigen. Forscht nach, Maria, findet Ihr Beweise, so bringt sie mir, ich werde Euch Dank dafür wissen.“

Ehe Maria ein Wort darauf erwidern konnte, hatte der Herzog schon das Gemach verlassen, er fühlte das Bedürfniß, hinauszugehen, um in der kalten Nachtluft die fieberheiße Stirne zu kühlen.

Maria trat zu dem Ritter.

„Ihr ertrugt den Groll des Herzogs so geduldig, daß ich Euch bewundern muß,“ sagte sie, „ich fürchtete, Ihr würdet barsch und rauh aufgefahren sein. Es war besser so, der Herzog kann keinen Widerspruch ertragen, sein Jähzorn reißt ihn oft hin —“

„Ihr scheint ihn sehr genau zu kennen,“ fiel Richard sarkastisch ihr in's Wort. „Wenn Ihr meine Ruhe bewundert habt, so muß ich noch mehr die Kunst bewundern, mit der Ihr den Ehemann unter den Augen seiner Frau zur Untreue verführt. Das heißt ich würde sie bewundern, wenn Euer Gebahren mir nicht Abscheu und Verachtung einflößte.“

„Ei, ei, wie höflich Ihr seid!“ erwiderte Maria schnippisch. „Glaubt Ihr denn, ich sei blind und habe nicht gesehen, wie sehr Ihr Euch um die Gunst der Herzogin bemühtet? Ich wünsche Euch Glück zu der Eroberung, die Euch nicht schwer gefallen zu sein scheint.“

„Das ist eine Lästerung,“ fuhr Richard gereizt auf, „Ihr habt am wenigsten das Recht, die Ehre und Tugend der hohen Frau zu begeifern.“

Maria zuckte geringschätzend die Achseln.

„Ihr versteht es vortrefflich, Euch den Schein eines Heiligen zu geben,“ spottete sie, „ich aber blicke hinter Eure Maske. Was hattet Ihr denn mit dieser tugendhaften Frau so heimlich zu verhandeln? Mich habt Ihr verschmäht —“

„Schweigt!“ gebot Richard entrüstet. „Euch kann's wenig kümmern, welche Heimlichkeiten ich mit der Frau Herzogin habe. Solcher Natur sind sie nicht, wie die, welche Euch mit dem Herzog verknüpfen.“

„Aber ein geheimes Stelldichein ist doch schon verabredet?“

forschte Maria, deren lauernder Blick in die Seele des Ritters eindringen zu wollen schien. „Wollt Ihr auch das leugnen? Meinetwegen mögt Ihr's thun, ich weiß, Blicke zu deuten."

„Und wenn es der Fall wäre?" fragte Richard. „Ihr urtheilt über die Menschen von Eurem Standpunkte aus. Ihr denkt, eine jede Frau verschenke ihre Gunst heute an Diesen, morgen an Jenen. Es wäre vielleicht besser gewesen, wenn ich der Gerechtigkeit ihren Lauf gelassen hätte, ich glaube, daß es ein gerechtes Urtheil war, welches Euch dem Tode weihte."

Die Rückkehr des Herzogs und seiner Gemahlin brach das Gespräch ab.

Mit zornfunkelnden Augen trat Maria von dem Fenster zurück, die Worte Richard's hatten ihrem Haß neue Nahrung gegeben.

Man setzte sich zum Nachtmahl, kein heiteres Gespräch würzte es.

Der Herzog war verstimmt, die Herzogin einsilbig, Richard meist in Gedanken abwesend.

Nur Maria von Habsburg bemühte sich, den Lippen des Herzogs ein Lächeln zu entlocken; es wollte ihr nicht gelingen, die drohenden Wolken von seiner Stirne zu scheuchen.

Der Herzog wollte am nächsten Morgen in der Frühe aufbrechen zum Feldzuge gegen den König Heinrich, der mit seinen Mannen die Schaaren Kaiser Friedrich's hart bedrängte, es ließ sich erwarten, daß er manchen harten Strauß bestehen mußte.

Die Herzogin liebte ihren Gemahl trotz all' seinen Untugenden aufrichtig, sie kannte seine Verwegenheit und fürchtete, daß er aus diesem Kriege nicht zurückkehren werde.

Diese Furcht war es allein, was sie bewog, sich dem Ritter von Poitou, den sie als einen tapfern und besonnenen Mann hochschätzte, vertraulich zu nähern.

Sie wollte ihn bitten, daß er ihren Gemahl begleiten, über ihn wachen und von unbesonnenen Unternehmungen ihn zurückhalten möge.

So arbeitete sie selbst, ohne es zu ahnen, ihrer Feindin in die Hände, die entschlossen gewesen war, die Beiden durch List in die Falle hinein zu locken, nun aber den Dingen ihren Lauf lassen konnte.

Die beiden Damen zogen sich gleich nach dem Nachtessen zurück, bald darauf gingen auch die Ritter zur Ruhe.

Richard ging ungern zu dem Stelldichein, es war ihm, als ob eine innere Stimme ihn warne und ihm zuflüstere, diese geheime Zusammenkunft werde böse Folgen haben.

Aber er hatte sein Wort verpfändet, er mußte es einlösen. Als er in das Gemach trat, fand er die Herzogin seiner schon harrend.

Ein Lächeln des Dankes umspielte ihre Lippen, als sie ihn bat, neben ihr Platz zu nehmen und zu hören, was sie von ihm wünsche.

„Ihr wißt, daß mein Gemahl seine Reisigen dem Kaiser zuführen und gegen König Heinrich in's Feld ziehen will," sagte sie. „Ihr wißt vielleicht auch, daß er im Gefecht oft tollkühn und unbesonnen ist, daß er sein Leben oft Preis gibt, wo er es nicht nöthig hätte. Ich habe mich unter denen, die ihn begleiten, vergeblich nach einem Ritter umgesehen, dessem Schutze ich sein Leben anvertrauen könnte, sie alle sind ebenso tollkühn und verwegen, sie überbieten sogar in diesem Punkte ihren Führer. Daß mir das ernste Sorge bereitet, werdet Ihr begreifen. Nun hat die Vorsehung Euch hierher gesandt, um meinen heißesten Wunsch zu erfüllen. Herr Ritter, Ihr seid ebenso besonnen als tapfer, auf Euch setze ich meine ganze Hoffnung. Ich bitte, ich beschwöre Euch, begleitet meinen Gemahl und bringt ihn mir glücklich wieder heim, nie werde ich diesen Liebesdienst Euch vergessen. Welchen Lohn Ihr auch fordern mögt, ich will ihn geben, denn Ihr werdet nichts fordern, was meine Ehre schädigen könnte."

Bestürzt über diese Bitte, welche er nicht erfüllen konnte, fand Richard im ersten Augenblick keine Worte, um sein Bedauern auszudrücken darüber, daß die Verhältnisse ihn nöthigten, die Hoffnung der schwerbedrückten Gattin zu vernichten.

„Hohe Frau, ich möchte mit der Vorsehung hadern, daß sie mir nicht erlaubt, diese Bitte zu erfüllen," erwiderte er verwirrt, „andere Pflichten binden mich, ich darf ihre Erfüllung nicht hinausschieben."

„Andere Pflichten?" fragte die Herzogin überrascht. „Welche Pflichten könnten dem Ritter höher stehen, als die, welche ihm gebieten, sich dem Dienst der Frauen zu widmen? Ihr dürft mir diese Bitte nicht abschlagen."

„Ich muß und Gott weiß, wie schwer es mir wird!"

Die Hand der Herzogin ruhte auf dem Arme des Ritters, der nicht wagte den Blick zu ihr zu erheben, weil er den Zauber ihrer Augen fürchtete.

„Wenn Ihr müßt, dann freilich ist meine Hoffnung verloren," sagte sie wehmüthig, „aber wenn Gram und Sorgen mein geängstetes Herz gebrochen, dann —"

„Ha, da habe ich ja den Beweis!" schrie eine rauhe Stimme. „Was verlangt Ihr mehr? Meinen eigenen Augen darf ich wohl vertrauen!"

Bestürzt wandten die Beiden sich um, auf der Schwelle des Gemachs stand der Herzog, hinter ihm Maria von Habsburg.

Richard hatte sich rasch erhoben.

„Ihr irrt, Herr Herzog, wenn Ihr glaubt, daß nur der kleinste Makel die Ehre Eurer hohen Gemahlin befleckt,“ sagte er mit ernster Ruhe.

„Oho!“ fuhr der Herzog jähzornig auf. „Glaubt Ihr, ich werde mich durch Euch bethören lassen? ruft den Scharfrichter, ich werde strenges Gericht halten. Zum Teufel, so geht und holt ihn, was starrt Ihr mich an, wie die Ochsen?“

Entsetzt eilten die Pagen, welche den Herzog begleitet hatten, von dannen.

„Das also ist der Dank für die Gastfreundschaft, welche Ihr in meinem Hause gefunden habt?“ fuhr der Herzog bebend vor Wuth fort. „Dankt Gott, daß Ihr mein Gast seid, aber hütet Euch, mir je wieder in den Weg zu treten! Und wenn Ihr, Maria, gleich eine Herzogin seid, so habe ich doch Gewalt, über Euch zu richten und Euer Recht soll Euch werden. Empfehlt Eure sündige Seele der Gnade Gottes, — Ihr müßt sterben.“

„Seid Ihr von Sinnen?“ rief Richard. „Wißt Ihr, was Ihr thun wollt?“

„Ich übe Gerechtigkeit und kann das Urtheil vor Gott und den Menschen verantworten.“

„Ihr seid ein rasender, verblendeter Thor und eines solchen Weibes gar nicht werth. Die Schlange, die neben Euch steht, hat Euch die Sinne verrückt, zertretet ihr den Kopf, so übt Ihr Gerechtigkeit.“

„Hat man je einen Verbrecher gefunden, der nicht die Schuld von sich auf Andere abzuwälzen suchte?“ höhnte Maria. „Habe ich Euch hierhergelockt? Freiwillig seid Ihr gekommen —“

„Wozu die vielen Worte?“ unterbrach der Herzog sie unwirsch. „Habe ich denn nicht mit meinen eigenen Ohren die Worte dieser Ehebrecherin vernommen?“

„So deutet Ihr sie falsch, wenn Ihr in ihnen einen Beweis meiner Schuld finden wollt,“ sagte die Herzogin. „Ich berufe mich auf das Zeugniß dieses Ritters, er weiß, weshalb ich ihn bat, hierher zu kommen. Nicht, um mich einer Untreue schuldig zu machen, an die ich nun und nimmer gedacht habe, sondern um Euch einen treuen Freund zu werben, der Euch begleiten und schützen sollte —“

„Narrenspossen!“ rief der Herzog. „Ich bedarf keines Beschützers. Scharfrichter, thut, was Eures Amtes ist, sofort, hier an Ort und Stelle, nur ihr Blut kann den Flecken auf meinem Wappen tilgen.“

„Herr Herzog, das verlangt nicht von mir,“ sagte der Scharfrichter entsetzt.

„Ich befehle es!“

Richard riß sein Schwert aus der Scheide.

„Bei den heiligen Wunden unseres Erlösers schwöre ich, daß sie unschuldig ist," sagte er, „ich werde diesen Mord nicht dulden, so lange noch ein Athemzug in mir ist. Hört Ihr's, Herr Herzog? Fragt jene Buhlerin, ob sie ihre Gunst mir nicht aus freien Stücken angeboten hat. Ihr Haß gegen mich hat sie zu diesem Bubenstück verleitet, aber es soll ihr nicht gelingen, es zu Ende zu führen. Euer Weib hat mich gebeten, Euch zu begleiten als schützender Freund, in der Gefahr Euch zur Seite zu stehen, auf daß Ihr wohlbehalten heimkehren mögt. So Ihr das nicht glaubt, hier liegt mein Handschuh, hebt ihn auf und wir werden sehen, auf wessen Seite Gott in diesem Kampfe steht."

Der lederne Handschuh des Ritters flog vor die Füße des Herzogs, der durch einen stummen Wink den Scharfrichter aufforderte, das Urtheil zu vollstrecken.

Rasch trat Richard vor die Herzogin.

„Gnade Euch Gott, wenn Ihr es wagt, sie mit Euren unehrlichen Händen anzurühren," rief er. „Mit Euch würde ich den Tanz beginnen, denn nur über meine Leiche geht der Weg zu ihr."

Jetzt riß auch der Herzog das Schwert aus der Scheide. „Ich will doch sehen, ob Ihr das Schwert so gut zu führen versteht, wie die Zunge," höhnte er. „Wollt Ihr mich zwingen zum Kampfe, so entäußert Ihr selbst Euch des Rechtes eines Gastes und ich habe mir nichts vorzuwerfen, wenn Ihr mein Haus als Leiche wieder verlaßt."

Die Herzogin wollte sich zwischen die Beiden werfen, sie hoffte noch immer eine Verständigung herbeizuführen.

Es war zu spät der Zweikampf hatte begonnen und ihre Worte verhallten ungehört in dem Klingen der Waffen.

Der Scharfrichter hatte sich rasch der Buhlerin genähert.

„Wenn der Herzog fällt, dann schließt Eure Rechnung mit dem Leben ab," sagte er. „Der Herzog ist rein von jeder Schuld, Ihr seid die Schlange, die unsern Herrn bethört hat."

Maria warf dem alten Mann einen Blick der Verachtung zu.

„Hütet Euch, daß nicht auch Euer Kopf unter dem eignen Richtschwert fällt," entgegnete sie, „erst sie dann Ihr!"

Lange währte der Kampf, der auf beiden Seiten mit Erbitterung geführt wurde.

Da traf plötzlich das Schwert Richard's mit einem gewaltigen Hieb die Schulter des Herzogs, dessen Hand die Waffe entsank.

Richard setzte die Spitze des Schwertes ihm auf die Brust.

„Euer Leben ist meiner Gnade preisgegeben," sagte er ernst, „ich will es schonen, wenn Ihr gelobt, diesen Zweikampf als ein

Gottesgericht ansehen und dem Urtheil Euch unterwerfen zu wollen."

Die Herzogin war bestürzt herzugeeilt.

Sie stieß die Waffe Richard's zurück und umschlang mit ihren Armen den Gatten, der seine Sinne schwinden fühlte.

„O mein Gott, er stirbt und ich bin seine Mörderin!" rief sie fieberhaft erregt.

„Nicht Ihr, jenes Weib, die sich Eure Freundin nannte," erwiderte Richard. „Sie hat ihn bestrickt, und den unseligen Wahn in seiner Seele geweckt. Sprecht, Herr Herzog, erkennt Ihr die Unschuld Eurer Gemahlin an? Sie ist so rein, wie ein Engel, und wahrlich, sie ist ein Engel, mit der der Himmel Euch überreich gesegnet hat."

„Schwört Ihr mir das auf Eure Ritterehre?" sagte der Herzog mit matter, erlöschender Stimme.

„So war ich einst selig zu werden hoffe."

„So danke ich der Vorsehung, daß sie mir den Mord nicht begehen ließ und Euch, daß Ihr —"

Der Herzog sank in den Armen seiner treuen Gattin ohnmächtig zusammen, einige Knechte trugen ihn hinaus in sein Schlafgemach, in welchem der Doktor von Milano die Wunde untersuchte und verband.

Es war eine tiefe, klaffende Wunde, aber nach der Versicherung des Arztes keine Lebensgefahr mit dieser Verwundung verknüpft.

Kaum war der Herzog aus seiner Ohnmacht erwacht, als er nach seiner Gattin verlangte, die neben seinem Lager saß.

Er hörte ihre Mittheilungen schweigend an, während er ihre Hand gefaßt hielt und keinen Blick von ihrem lieblichen Antlitz verwandte, dann gab er Befehl, dem Ritter nochmals in seinem Namen zu danken und ihn ungehindert abziehen zu lassen, sobald es ihm beliebe.

„Und nun zu Euch!" sagte der Scharfrichter zu Maria, als der Herzog hinausgetragen wurde. „Wenn der Verläumder seine Anklage nicht beweisen kann, so trifft ihn die Strafe, die den Beschuldigten getroffen haben würde."

„So will es ein altes Gesetz!" fügte Richard hinzu.

„Rührt mich nicht an!" rief Maria, entsetzt zurückweichend. „Ihr habt kein Recht und keine Gewalt über mich, der Herr Herzog —"

„Er wird schwerlich Euch schützen," unterbrach Richard sie gemessen. „Ihr hättet den Tod verdient, den Tod unter Folterqualen, aber ich mag mich nicht vergreifen an einem Weibe. Bindet sie auf ihr Roß und jagt es in die Nacht hinaus, wir wollen es dem Himmel überlassen, ob er sich ihrer erbarmen will."

Trotz allem Protestiren und allen Drohungen von Seiten Maria's wurde dieser Befehl vollzogen.

Die Knechte hoben sie auf das Roß, fesselten sie und jagten das Thier hinaus in die kalte, dunkle Nacht.

Als der Herzog sich nach ihr erkundigte und ihm mitgetheilt wurde, welches Urtheil sie getroffen hatte, billigte er dasselbe, er konnte nicht leugnen, daß er durch sie umstrickt und gegen seine Gattin aufgehetzt worden war und er ahnte die Absicht, die sie dabei gehegt hatte.

27. Kapitel.

Die Schätze des Wucherers.

Alice von Montfort hatte sich im Hause des Wucherers bald heimisch eingerichtet.

Mit den Personen, welche den Geizhals besuchten, kam sie nie in Berührung, sie verließ ihre Gemächer nur, um ihre Gefangene zu besuchen.

Wohl hörte sie oft in später Nacht Geräusch und Stimmen, aber nachdem Frunsberg ihr erklärt httte, daß er dann und wann Gesellschaft empfange, die sich bei ihm nur versammle, um beim Becher und Würfelspiel sich von des Tages Last und Mühen zu erholen, beunruhigte sie dieses Geräusch nicht mehr.

Sie erwartete jetzt mit wachsender Ungeduld die Rückkehr des Falkensteiners; sobald sie durch ihn erfuhr, wo Richard sich befand, wollte sie abreisen, um ihn aufzusuchen.

Sie hatte mit dem Wucherer schon Rücksprache genommen, er war bereit, während ihrer Abwesenheit die Gefangene zu bewachen.

Aber Tage, Wochen schwanden, der Ritter kehrte nicht zurück, daraus mußte Alice den Schluß ziehen, daß es ihm noch nicht gelungen war, den zu finden, welchen er suchte.

Inzwischen war der Page nicht müßig gewesen. Hans von Falkenstein hatte ihm gesagt, die Sicherheit seiner Herrin erfordere, daß er den Wucherer scharf beobachte, alle Räumlichkeiten des Hauses erforsche und vorzugsweise die geheimen Räume zu entdecken suche, in denen Frunsberg seine Schätze aufbewahre.

Georg würde dies nicht übernommen haben, wenn es ihn selbst

nicht interessirt hätte, die Heimlichkeiten des Geizhalses zu erforschen.

Er versuchte, sich ihm zu nähern, aber der alte Mann wies jeden Versuch zurück, und einen Vertrauten hatte er nicht, den Georg auf's Glatteis führen konnte.

Alles, was Frunsberg bedurfte, holte er selbst herbei, er hatte keinen Knecht, keine Magd, nicht aus Geiz allein, auch aus Mißtrauen.

Georg wußte sehr genau, daß der Wucherer Mißtrauen gegen ihn hegte und daß Alles, was er auch thun mochte, um sich den Dank oder die Freundschaft des alten Mannes zu erwerben, dieses Mißtrauen nicht beseitigen konnte.

So mußte er also seine Zuflucht zum Horchen und Spioniren nehmen.

Frunsberg wanderte oft noch in später Nacht durch sein Haus; Georg hatte es entdeckt, er hegte die Gewißheit, daß diese Wanderung nur den Zweck hatte, die verborgenen Schätze zu besuchen.

Nun schickte eines Abends Alice ihren Pagen hinunter zu der Gefangenen, um ihr ein Stück Brod und einen mit Wasser gefüllten Krug zu bringen.

Es war das erste Mal, daß Alice nicht selbst ihre Gefangene besuchte, sie fühlte sich unwohl.

Georg fühlte im Innern seines Herzens Mitleid mit Isabella Brandon, die für die Schuld eines Andern büßen sollte, aber dieses Mitleid konnte ihn nicht bewegen, das Vertrauen seiner Herrin zu täuschen.

Er liebte Alice mit aller Gluth seiner jugendlichen Seele, er liebte sie seit dem Augenblicke, in welchem Hubert de Bourgh für sie verloren war und er gab sich der Hoffnung hin, daß im Laufe der Zeit seine Liebe Erhörung finden werde.

Wenn der Haß getilgt und das Herz Alice's für edlere Gefühle wieder empfänglich war, so konnte es ja nicht fehlen, daß seine treuen Dienste, seine Anhänglichkeit und seine Opferwilligkeit ihm den Dank seiner Herrin erwarben.

Isabella war erstaunt, als sie den Pagen eintreten sah, der mit so freundlichen, theilnehmenden Worten sie bat, ihm nicht zu zürnen, daß er kein besseres Abendbrod bringe.

„Bleibt," sagte Isabella, als Georg sich nach dieser Entschuldigung wieder entfernen wollte. „Viel lieber, als ein herrliches Mahl ist mir Eure Theilnahme, die mir beweist, daß ich ––"

„Ich bitte Euch, sucht keine Hoffnung in meinen Worten," unterbrach Georg sie rasch. „Ich fühle herzliches Mitleid mit Euch, aber stärker als dieses Mitleid ist meine Treue und mein Gehorsam."

Isabella schüttelte ungläubig das Köpfchen.

„Ich begreife nicht, daß Ihr dieser Herrin so treu und gehorsam sein könnt,“ erwiderte sie. „Ihr seid aus altadelichem Geschlecht entsprossen und würdet eine Zierde der Ritterschaft sein, wie mögt Ihr nur einer Meuchelmörderin dienen? Müßte nicht Eure Ehre sich dagegen empören?“

„Sie ist keine Meuchelmörderin,“ sagte Georg, der nicht leugnen konnte, daß der Vorwurf so ganz ungerecht nicht war, „sie ist eine tugendhafte Dame, der zu dienen jeder Ritter sich zur Ehre rechnen würde.“

„Ritter, wie der Falkensteiner und Rabeneck!“ spottete Isabella. „Wollt Ihr Euch mit diesen ehrlosen Wegelagerern auf eine Stufe stellen? Ich weiß wohl, womit Ihr Euer mahnendes Gewissen zu beschwichtigen sucht, Ihr seid in Liebe zu Eurer Herrin entbrannt und hofft auf Erhörung Eurer Liebe. Alice von Montfort aber wird nimmer die Eure sein.“

Betroffen blickte Georg das Mädchen an, welches trotz der langen Haft, der kärglichen Nahrung und den vielen Gemüthserregungen von seiner Schönheit nichts verloren hatte.

Es bestürzte ihn, daß Isabella sein Geheimniß errathen hatte, und nicht minder unangenehm berührte ihn ihre Behauptung, daß seine Hoffnung sich nie verwirklichen werde.

„Wie könnt Ihr das wissen?“ fragte er. „Meine Treue und Anhänglichkeit —“

„Seid Ihr Eurer Herrin schuldig; einen besonderen Dank könnt Ihr dafür weder erwarten, noch verlangen. Wißt Ihr denn nicht, daß die Gunst Eurer Herrin für den Ritter von Falkenstein der Preis ist —“

„Das ist eine Lüge!“ fiel Georg ihr heftig in's Wort. „Alice von Montfort wird einem Manne, den sie verachten muß, nie ihre Gunst schenken.“

„Einem Manne, den sie verachten muß!“ fuhr Bella mit beißendem Spott fort. „Wenn sie ihn verachtete, würde sie ihn um seinen Beistand bitten? Ihr seid ein Thor, wenn ihr nicht einseht, daß der Ritter von Falkenstein nicht umsonst seine Dienste einer Dame widmet. Er hat sie hierhergebracht und ihr das Obdach in diesem Hause verschafft, er ist ausgezogen, um den Mann zu suchen, dessen Tod Eure Herrin verlangt, und das Alles sollte er umsonst gethan haben?“

Georg hatte daran noch nicht gedacht, die Wahrheit in den Behauptungen Isabella's frappirte ihn.

Aber er konnte nicht glauben, daß Alice diesen Preis dem Falkensteiner geboten haben sollte.

„Vermuthungen!“ sagte er nach einer Weile, düster vor sich hinstarrend. „Der Falkensteiner liebt das Gold mehr wie die

Gunst der Frauen, Alice von Montfort wird ihm eine hohe Summe versprochen haben."

„Ihr glaubt das, weil Ihr es wünscht, ich aber sage Euch, ihre Gunst ist der Preis. Ich weiß, daß sie diesen Lohn ihm versprochen hat."

„Woher wißt Ihr es?"

„Sie selbst hat es mir gesagt, um mir zu beweisen, daß sie auf ihren Genossen sich verlassen kann. Glaubt Ihr mir jetzt?"

„Nein," erwiderte der Page entschlossen. „Euch mag sie dies gesagt haben, um Euch zu peinigen und jede Hoffnung zu rauben, ich aber glaube es nicht."

„So werdet Ihr einst —"

„Und wenn es wäre," fuhr Georg fort, „ich würde ihn erdolchen, ehe er sich des Preises erfreuen könnte."

Ein mitleidiges Lächeln glitt über das schöne Gesicht Isabella's.

„Was hättet Ihr dadurch gewonnen?" fragte sie. „Ihr hättet einen Mord begangen und würdet dennoch keinen Gewinn davon haben. Alice von Montfort wird nach England zurückkehren, wenn es ihr gelungen ist, ihr Rachewerk zu vollführen, was der Himmel verhüten möge, dann sind Eure Dienste vergessen. Glaubt meinen Worten und reibt Eure Kräfte, Eure Gesundheit nicht auf in dem Dienste einer Dame, die —"

„Was Ihr auch sagen mögt, Ihr werdet meine Treue zu ihr nicht erschüttern."

„Mein Vater ist ein wohlhabender Mann, flieht mit mir, kehrt nach England zurück, Gill Brandon wird Euch den Dienst lohnen, den Ihr seiner Tochter erwiesen habt. Dann handelt Ihr nach den Geboten der Ritterpflicht und der Ehre, und drüben werdet Ihr manche herrliche Jungfrau finden, die Euch Eure Herrin rasch vergessen läßt."

Georg schüttelte ablehnend den Kopf.

„Eure süßen Worte sind vergeblich," erwiderte er, „ich kann Euch nicht helfen. Ertragt Euer Schicksal mit Geduld und hofft auf die Hülfe Gottes. Was auch geschehen möge, ich kann's nicht ändern; nur dann, wenn Alice von Montfort so weit in ihrem Hasse geht, daß sie Euch das Leben nehmen will, werde ich zwischen sie und Euch treten."

Er ging nach diesen Worten rasch hinaus, es schien fast, als fürchte er, dennoch in seinem Entschluß wanken zu können. Aber Gewißheit wollte er haben, Alice sollte selbst ihm diese Gewißheit geben.

Den Worten Isabella's glaubte er nicht, so nahe auch die Wahrheit ihrer Behauptung lag.

Als er aus dem Gewölbe hinaufsteigen wollte, hörte er, daß oben die Thüre leise geöffnet wurde.

Er trat rasch zurück, vielleicht bot sich ihm jetzt die Gelegenheit, den Wucherer zu belauschen.

Eine brennende Lampe in der Hand, kam Frunsberg langsam herunter.

Er bemerkte den Lauscher nicht, der hinter einer Mauerecke verborgen, jede Bewegung des alten Mannes beobachtete.

Der Wucherer öffnete eine eiserne Thüre und trat in das überwölbte Gemach, welches etwas kleiner, wie das der Gefangenen war.

Auf den Fußspitzen war Georg ihm gefolgt, mit angehaltenem Athem blickte er durch die Thürspalte hinein.

An der hintern Wand standen mehrere Kisten und Fässer; Frunsberg nahm ein Faß aus der Reihe heraus und suchte einen Schlüssel unter den vielen, die an seinem Schlüsselbund hingen.

Georg glaubte in der Mauer, auf derselben Stelle, auf der das Faß gestanden hatte, eine zweite Thüre zu bemerken, und er täuschte sich hierin nicht.

Frunsberg öffnete auch diese und darauf eine dritte, die an der entgegengesetzten Seite der sehr dicken Mauer angebracht war.

Leise schlich der Page näher, er begriff nicht, daß der Geizhals alle Thüren hinter sich offen ließ.

Sein Blick fiel in einen Raum, dessen Wände so weiß waren wie Elfenbein, ein dicker Teppich lag auf den Steinplatten des Fußbodens.

In diesem ziemlich engen Raume standen mehrere mit eisernen Platten beschlagene Kisten, ein steinerner Tisch und ein Sessel mit Armlehnen.

Auf dem Tische lagen neben einem Dolch und einem kurzen breiten Schwerte mehrere Werkzeuge, deren Zweck Georg nicht errathen konnte.

Frunsberg stand vor dem Tische, er blickte sich prüfend nach allen Seiten um, dann näherte er sich einem der eisernen Kasten.

In dem Augenblick, in welchem er vor denselben trat, sprang hinter demselben, gleichwie von einer Feder emporgeschnellt, ein Gerippe mit drohend erhobenem Arm empor.

Entsetzt stieß Georg einen Schrei aus, auf diese Ueberraschung hatte er sich nicht gefaßt gemacht.

Der Wucherer wandte sich um, sein scharfes Ohr hatte den Schrei vernommen.

Er ergriff den Dolch und trat in den vorderen Raum und hier entdeckte er augenblicklich den Pagen, der noch nicht Zeit gefunden hatte, sich von seiner Ueberraschung zu erholen.

„Wer hat Dich gedungen, mich zu belauschen?“ fragte er mit hohler, eintöniger Stimme, nachdem er rasch alle Thüren geschlossen

hatte. „Gib Antwort, Bursche, und dann bete ein kurzes Stoßgebetlein, Du mußt sterben.“

„Sterben? Weshalb?“ erwiderte Georg, der seine Fassung wiedergefunden hatte. „Einer thörichten Neugier wegen? Habe ich denn irgend etwas entdeckt, was Euch Gefahr bringen könnte?

Der stechende Blick des Wucherers ruhte durchbohrend auf dem Gesichte des Pagen.

„Wer hat Dich gedungen?“ fragte er noch einmal.

„Niemand.“

„Du lügst! Sage die Wahrheit.“

„Ich weiß nicht, was Ihr wollt. Wer könnte denn ein Interesse daran haben, Euch belauschen zu lassen?“

„Deine Herrin.“

„Pah, sie kümmert sich nur um ihre Gefangene, alles Andere ist ihr gleichgültig.“

„Weshalb bist Du mir gefolgt?“

„Weil ich wissen wollte, was Ihr zu so später Stunde noch hier zu suchen habt.“

„Weil Du wissen wolltest, wo ich meine sauer erworbenen Ersparnisse aufbewahre —“

„Wie können sie mich kümmern? Fürchtet Ihr, ich wollte Euch berauben? Ich sah Euch kommen, als ich die Zelle nebenan verließ, da dachte ich, Ihr hättet auch Eure Gefangenen, die Ihr besuchen wolltet —“

„Du lügst, Bursche! Sprich, was hast Du gesehen?“

„Nichts, als ein Gespenst,“ erwiderte Georg, der sich durch den drohenden Ton des alten Mannes nicht einschüchtern ließ. „Wäret Ihr mir nicht zuvorgekommen, so würde ich schleunigst davongelaufen sein.“

Frunsberg hegte noch immer Mißtrauen, so wahrscheinlich auch die Erklärung des Lauschers klang, konnte er doch nicht glauben, daß die Neugier allein die einzige Triebfeder der Spionage gewesen sein solle.

Er warf sich auf den Pagen, er stürzte sich auf ihn, wie der Tiger sich auf seine Beute stürzt, er hielt die Kehle des Jünglings umklammert und setzte ihm die Spitze des Dolches auf die Brust.

„Gestehe die Wahrheit,“ sagte er, „hat wirklich nur die Neugier Dich bewogen, hier zu spioniren? Ich will Dir das Leben schenken, wenn Du mir sagst, wer Dich gedungen hat.“

„So stoßt zu,“ erwiderte Georg ruhig, „ich habe nichts zu bekennen.“

„Bist Du ein guter Christ?“

„Ich hoffe es.“

„Kannst Du schwören bei Deiner Seele Seligkeit, daß Du nichts gesehen hast, wie das Gespenst?

„Daß es eine Erscheinung war, die Euch oder mich an die nahe Todesstunde mahnen sollte.“

„Das ist die einzige richtige Auslegung. Gelobst Du, zu verschweigen, was Du hier entdeckt hast?“

„Ich gelobe es.“

„So geh', aber nimm Dich in Acht vor mir. Ertappe ich Dich noch einmal auf Wegen, die Dir verboten sind, so bist Du ohne Gnade verloren.“

„Ich werde mich hüten,“ sagte Georg in einem Tone, der jedes Mißtrauen beseitigen mußte, „seid nur so gut und sagt meiner Herrin nichts davon, sie würde mir ernstlich meiner Neugier wenig zürnen.“

Frunsberg öffnete die Thüre und geleitete den Pagen bis zur Treppe, dort blieb er stehen, bis Georg hinaufgestiegen war.

Georg kannte jetzt das Versteck, in welchem die Schätze des Wucherers ruhten, aber ein Eid band ihm die Zunge, er durfte das Geheimniß nicht verrathen. Das plötzliche Erscheinen des Gespenstes würde ihm unerklärlich gewesen sein, wenn Frunsberg Furcht oder Entsetzen darüber verrathen hätte.

Daß er dies nicht that, weckte in der Seele Georgs die Vermuthung, daß dieses Gerippe nichts weiter als eine künstliche Vorrichtung sei, um einem Unberufenen, dem es vielleicht gelang, das Versteck zu finden und in dasselbe einzudringen, Entsetzen einzujagen.

Alice erwartete längst ungeduldig die Rückkehr ihres Pagen.

„Was thatest Du so lange da unten?“ fragte sie scharf, als Georg eintrat. „Hat die Gefangene versucht, Dich zu gewinnen? Hüte Dich, Georg, Jeden trifft mein Haß, der es wagt, mir in den Weg zu treten. Und Du weißt, daß mein Haß vernichten kann!“

„Das verhüte der Himmel, daß mich Euer Haß treffe,“ erwiderte der Page bestürzt.

„Du hast mit der Tochter des Schenkwirths geplaudert?“

„Ich leugne es nicht.“

„Ah — was verlangte sie?“

„Nichts. Sie sagte mir nur, der Ritter von Falkenstein habe den höchsten Preis gefordert für seine Dienste, und er werde diesen Preis erhalten.“

Ein Lächeln der Verachtung und der Geringschätzung umspielte die Lippen des Mädchens.

„War das der Köder, an dem sie Dich zu fangen gedachte?“ fragte sie höhnisch. „Bot sie Dir nicht denselben Preis für Deine Freundschaft?“

„Nein.“

„Das wundert mich, sie wird ihn vielleicht später Dir bieten.“

„Glaubt Ihr, daß ich ihn annehmen werde?“ erwiderte Georg, gewaltsam seine Erregung verbergend.

Alice zuckte die Achseln.

„Wer kann das wissen?“ sagte sie mit kaltem Spott. „Die erwachende Leidenschaft hat schon Manchen verblendet, der stärker war, wie Du es bist.“

„Nein, hohe Herrin,“ fiel Georg ihr in's Wort, „glaubt nicht, daß ich je in meiner Treue zu Euch schwanken könne. Ich kenne nur Eine, deren Gunst mich beglücken kann, und dieser Einen bleibe ich treu!“

Forschend blickte Alice den glühenden Jüngling an, aber in ihren dunklen Augin lag nichts, was dem Pagen Hoffnung auf die Erfüllung seines Wunsches einflößen konnte.

„Wenn es wahr wäre, daß sie ihre Gunst einem Andern zugesagt hätte, es würde mir das Herz brechen,“ fuhr Georg in leidenschaftlicher Erregung fort. „Aber es kann nicht wahr sein, Alice von Montfort wird nimmermehr in den Armen eines Wegelagerers ruhen.“

„Sachte, sachte, nicht so stürmisch!“ spottete Alice. „Das ist nicht die Sprache eines Pagen, der vor Allem seiner Herrin Gehorsam schuldet.“

„Es ist die Sprache eines Pagen, der seine Herrin liebt, glühend liebt, der Alles, seine Ehre, sein Leben für sie hingeben kann.“

„Und doch zu schwach ist, um ihr mehr als ein Diener sein zu können.“

In den Augen Georgs blitzte es auf.

„Stellt mich auf die Probe,“ sagte er, „Ihr werdet sehen, daß ich den Muth und die Kraft eines Riesen besitze, wenn ich für sie das Leben einsetze, die ich liebe.“

Er wollte sich vor Alice auf seine Knie niederwerfen, sie trat rasch zurück und gebot ihm durch einen Wink, sich zu erheben.

„Du wirst klug genug sein, um nicht Alles zu glauben, was meine Feindin Dir sagt,“ erwiderte sie mit gemessenem Ernst. „Auch wirst Du wissen, daß jetzt keine Zeit zum Tändeln und Scherzen ist, sei treu, folgsam und geduldig, Dein Lohn soll Dir werden. Diese Erregung liebe ich nicht, sie zeugt von knabenhafter Schwäche, ich achte nur den Mann, der nicht allein seine Feinde, sondern auch sich selbst überwinden kann.“

„Und der Falkensteiner?“ forschte Georg.

„Ich verachte ihn, aber ich bedarf seines Armes.“

„Ah, ich wußte es, er wird Euch nie besitzen!“

„Jetzt geh' zur Ruhe,“ wich Alice der Antwort auf die

letzten Worte, die wie eine Frage lauteten, aus, „es ist schon spät, und wer kann wissen, welche Strapazen uns der nächste Tag bringt.“

28. Kapitel.

Eine Nacht in der Spielhölle.

Es war am Tage vor dem Neujahrsfeste, als Richard wieder in Mainz eintraf.

Levi erwartete ihn hier, um ihm in seinen Nachforschungen zur Seite zu stehen.

Kaum war Richard in der Ritterherberge abgestiegen, als der Jude eintrat.

„Sichere Nachrichten habe ich nicht,“ sagte er, „aber ich glaube, eine Spur gefunden zu haben, auf die wir uns verlassen können.“

Richard setzte rasch den Becher ab, den kurz vorher der Wirth ihm gebracht hatte.

„Eine sichere Spur?“ fragte er. „Wenn das ist, Levi, gebe ich Euch das Zeugniß —“

„Nur Geduld,“ unterbrach der Jude ihn lächelnd, „vor allen Dingen prüfen wir ernstlich, ehe wir Schritte thun, durch welche wir vielleicht die Zeit nutzlos verlieren. Ich habe erfahren, daß der Falkensteiner mit einem hiesigen Bürger ein Schutz- und Trutzbündniß abgeschlossen hat. Ist das Gerücht wahr, so liegt es nahe, daß wir in dem Hause dieses Bürgers —“

„Ganz recht,“ unterbrach Richard ihn ungeduldig, „aber ist es wirklich wahr?“

„Ich weiß es nicht, aber ich glaube, daß es ist wahrscheinlich. Dieser Bürger heißt Gerhard Frunsberg, er ist ein schmutziger Geizhalz und man sagt —“

„Was kümmert es mich, was man sagt, ich will Gewißheit haben.“

Der Jude zuckte die Achseln.

„Wenn Ihr mich immer unterbrecht, so kommen wir nicht an's Ende,“ fuhr er fort. „Gewißheit kann ich Euch nicht geben, die müßt Ihr Euch selbst holen. Ich habe das Haus Frunsbergs beobachtet drei Tage lang vom Morgen bis in die Nacht hinein, aber kein Weib in demselben entdeckt. Dagegen sah ich einen Pagen oft aus- und eingehen und am Abend war oft große

Gesellschaft da, die bis spät in die Nacht zechte und jubilirte. Das Haus ist eine Spielhölle, ich würde hineingegangen sein, aber Ihr wißt ja selbst, ein armer verachteter Jude darf es nicht wagen, sich unter den Christen —"

„Eine Spielhölle, sagt Ihr?" fiel Richard nachdenklich ihm in's Wort. „Und ein Page geht aus und ein?"

„So ist es. Frunsberg hat nie einen Pagen gehabt, erst seit einigen Wochen hat die Nachbarschaft den Knaben bemerkt, der sehr vornehm gekleidet geht."

„Das ist allerdings verdächtig."

„Gewiß. Wie gerne ich auch tiefer eingedrungen wäre, konnte ich es doch nicht, es hätte erregt Verdacht und mir zugezogen Strafe und Mißhandlung."

„Ihr habt genug gethan, ich bin zufrieden mit Euch. Könnt Ihr mir die Kleidung eines reichen Kaufmanns bis heute Abend verschaffen?"

„Binnen zwei Stunden," erwiderte Levi. „Aber —"

„Ich verstehe, hier ist Geld, kauft ein, was ich bedarf und sorgt, daß ich mit Ehren bestehe."

Als der Jude sich entfernt hatte, rief Richard seinen Knappen.

„Du wirst heute Abend mich begleiten," sagte er, „in der Nähe des Hauses, in welches ich einkehre, hältst Du Dich verborgen, bis ich zurückkehre. Solltest Du Hülferuf vernehmen, so eile unverzüglich herbei, es ist möglich, daß ich Deiner Hülfe bedarf." —

Richard verhehlte sich nicht, daß er Gefahren entgegenging; wenn Alice und Isabella sich in jenem Hause befanden, so lag die Befürchtung nahe, daß auch die beiden Raubritter eine Zuflucht gefunden hatten, erkannten sie ihn, so konnte nur die Flucht ihn retten.

Das aber konnte Richard nicht abhalten, sich in die Spielhölle hineinzuwagen.

Levi brachte den Anzug und Richard nahm sich in demselben ganz stattlich aus.

Von seinem Knappen begleitet, trat er spät am Abend den Weg an.

Schon das Aeußere des Hauses, welches der Jude ihm zeigte, machte auf ihn den Eindruck eines Gefängnisses, die Hoffnung, seine Geliebte in demselben zu finden, ward bereits zur Gewißheit.

Er klopfte an, Frunsberg öffnete die Thüre nur halb, um nach dem Begehr des Klopfenden sich zu erkundigen.

„Oeffnet," sagte Richard in einem Tone, der jedem Widerspruch vorbeugen zu wollen schien, „ich bin ein kölnischer Kaufherr und man hat mir gesagt, daß ich in Eurem Hause lustige Gesellschaft finden würde."

„Wer hat Euch das gesagt?“ fragte der Wucherer mißtrauisch.

„Zum Teufel, öffnet und fragt nachher,“ erwiderte Richard ungeduldig, „der Wind pfeift mir hier so rauh um die Nase, daß ich mich herzlich nach einer warmen Stube sehne.“

„Verzeiht, mein Haus ist keine Schenke —“

„Ich weiß es, aber Ihr habt Wein und Würfel, das ist Alles, was ich verlange.“

Frunsberg öffnete jetzt, er warf einen prüfenden Blick auf die hohe stattliche Gestalt und führte dann den Ritter in ein Gemach, in welchem mehrere Personen um einen großen Tisch versammelt waren. Aller Blicke richteten sich auf ihn, aber man würdigte ihn nur einer oberflächlichen Beachtung, man schien gewohnt zu sein, in diesem Hause fremde Gäste zu sehen.

Richard forderte Wein und trat an den Tisch.

Im Hause war er, aber wie sollte er es ermöglichen, Nachforschungen anzustellen?

Er mußte irgend einen Vorwand suchen, der ihm erlaubte, hier zu übernachten, und es war schwer, diesen Vorwand zu finden.

Die Gesellschaft an dem Tische bestand aus Bürgern, es waren meist junge Leute, und der Ausdruck ihrer Züge verrieth, daß sie sich keines soliden Lebenswandels befleißigten.

Sie spielten hoch und sprachen dabei dem Becher fleißig zu.

Es befanden sich unter ihnen zwei Männer, die, wenn man den Eindruck der äußeren Erscheinung als maßgebend betrachten wollte, gewiß zu allen Schandthaten fähig waren.

Ihre beschmutzte, zerlumpte Kleidung, ihre unsauberen Hände und der thierische Ausdruck ihrer groben Züge mußten Jedem eine Warnungstafel sein, und Richard begriff nicht, daß die übrigen Spieler diesen Vagabunden so großes Vertrauen schenken konnten.

Wohl aber begriff er, daß sie Zutritt in das Haus des Wucheres hatten, es war ja keinem Zweifel unterworfen, daß sie die Vögel rupfen mußten und Frunsberg den Raub später mit ihnen theilte.

Um keinen Verdacht zu wecken, opferte auch Richard einige Goldstücke, trotzdem er als ruhiger, unbefangener Beobachter sehr bald entdeckte, daß die Vagabunden sich gefälschter Würfel bedienten.

„Ihr habt Alles in Eurem Hause, was das Herz erfreuen kann,“ wandte er sich nach einer geraumen Weile zu dem Wucherer, der dem Spiel zuschaute, „nur Eins fehlt und ich entbehre das ungern.“

„Geduld,“ erwiderte Frunsberg, „Ihr werdet auch das finden.“

„Wann?“

„Wenn das Spiel beendet ist.“

„Wohlan, so werde ich in Eurem Hause übernachten.“

„Das geht nicht an," sagte der Wucherer, „Nachtquartier gebe ich nicht."

„Weshalb nicht," fragte Richard befremdet.

„Weil ich es mir einmal zum Gesetz gemacht habe, keinen Gast über Nacht zu beherbergen."

„Er fürchtet für seine Schätze," spottete einer der Spieler.

„Schätze?" erwiderte Frunsberg auffahrend. „Ich bin ein armer Teufel und habe nie Schätze besessen."

„Als wenn man das nicht besser wüßte!" höhnte ein Anderer.

„Mich kümmern Eure Schätze nicht," sagte Richard ruhig, „ich bin reicher, als Ihr sein könnt, also kann Euch das nicht abhalten, mir hier ein Nachtquartier hier zu bewilligen."

Frunsberg schüttelte energisch das Haupt, einer der beiden Strolche erhob sich und trat zu ihm, um ihm leise einige Worte zuzuflüstern.

„Wenn Ihr das nicht wollt, so steht Ihr Euch selbst im Licht," fuhr Richard fort, „denn ich bin gewohnt, gut zu zahlen."

Der Wucherer unterhielt sich mit dem Vagabunden, während der Genosse des letzteren die Spieler beschäftigte.

Was konnten die Beiden so heimlich mit einander zu verhandeln haben? Richard wußte es nicht, aber er errieth, daß es sich auf ihn bezog.

„Ich begreife nicht, weshalb Ihr bei mir übernachten wollt," sagte der Wucherer nach einer Weile, „in der Herberge schlaft Ihr besser."

„Mag sein, aber gerade Euer Widerstand reizt mich. Dann auch habt Ihr mir ja versprochen, daß —"

„Verlaßt Euch darauf nicht, mein Haus ist kein Freudenhaus, wie Ihr zu glauben scheint. Wein und Würfel ist Alles, was Ihr hier haben könnt —"

„Und ein Nachtlager," warf Richard ein.

„Sei es denn, meinetwegen, wenn Ihr gut dafür zahlt, mögt Ihr hier bleiben."

In diesem Augenblick wurde angeklopft, der Wucherer ging hinaus, um zu öffnen.

Soweit sah Richard nun seine Wünsche erfüllt, ob es ihm gelang, in der Nacht ein günstiges Resultat seiner Nachforschungen zu erzielen, mußte er abwarten.

Indeß, er war alsdann mit Frunsberg allein im Hause und diesen konnte er mit leichter Mühe überwältigen, wenn derselbe ihm in den Weg treten wollte.

Der Geizhals kehrte, von zwei Männern begleitet, zurück.

Es waren Gäste, von denen man nicht erwarten konnte, daß sie des Spiels und eines Zechgelages wegen kamen, schlicht

und einfach gekleidet, schienen sie ganz unbemittelte Handwerker zu sein.

In ihren Zügen prägte sich ein strenger Ernst aus, man sah ihnen an, daß sie durch die harte Schule des Schicksals gewandert waren.

Sie setzten sich an den Tisch; den Wein, den Frunsberg brachte, wiesen sie zurück, die Aufforderung, sich am Spiel zu betheiligen, beachteten sie nicht.

„Was bedeutet denn das?" fragte der Wucherer. „Seid Ihr nur in mein Haus gekommen, um der Ruhe zu pflegen, oder —"

„Gerhard Frunsberg, wir sind in Euer Haus gekommen, um Euch zu laden auf heute über vier Wochen vor den Richtstuhl der heiligen Vehme," lautete die ernste Antwort, welche die Gäste so sehr erschreckte, daß sie von ihren Sitzen emporfuhren. „Ihr seid angeklagt des Wuchers, der Erpressung und des Betruges, seht zu, wie Ihr Euch verantworten könnt."

Leichenblässe überzog die Wangen Frunsberg's, seine Knie zitterten, seine glasigen Augen stierten den Redenden an, der ein Pergament hervorzog und es auf den Tisch zwischen die Becher und Würfel warf.

„Wer hat das Recht und die Macht, in meine Verhältnisse einzudringen und Rechenschaft von mir zu fordern?" fragte er. „Nur des Kaisers Schöffen können mich vor ihren Richtstuhl laden —"

„Ihr hört, daß die heilige Vehme Euch vorladet, heute über vier Wochen um Mittag werdet Ihr an der großen Linde auf dem Wege nach Frankfurt warten, bis der Schöffe des heimlichen Gerichts Euch abholt, so Ihr ausbleibt, seid Ihr als schuldig befunden und keine Macht der Erde kann Euch schützen vor dem Urtheilsspruch. Gerhard Frunsberg, das Maaß Eurer Schuld ist voll geworden, nun kommt der Tag der Abrechnung; wehe über Euch, wenn Ihr Euch nicht rechtfertigen könnt!"

Die beiden Gäste entfernten sich, Niemand vertrat ihnen den Weg. Alle athmeten erleichtert auf, als die Thüre hinter ihnen zugefallen war.

Gerhard Frunsberg war auf einen Schemel niedergesunken, Entsetzen und Verzweiflung hatten sich seiner bemächtigt.

Man kannte schon die Macht des heimlichen Gerichts, an jener Linde, welche die Boten bezeichnet hatten, war schon mancher Verurtheilte der heiligen Vehme als eine Leiche gefunden worden.

Die Würfel ruhten, vergeblich forderten die beiden Vagabunden zur Fortsetzung des Spiels auf, die Gäste hatten die Lust daran verloren.

Dem Geiste eines Jeden zog die einige Vergangenheit vorüber,

er fand in ihr manchen dunklen Fleck, wie bald konnte der mächtige Arm der Vehme auch ihn erreichen.

Bald darauf brachen die Gäste auf, auch die Vagabunden verließen das Haus, nachdem sie zuvor einige bedeutsame Blicke verstohlen mit dem Wucherer gewechselt hatten.

„Was sagt Ihr dazu?" wandte Frunsberg sich zu Richard, der gedankenvoll hinter seinem Becher saß. „Kennt Ihr etwas von diesen Dingen?"

„Nein," erwiderte Richard, „aber was ich über die heilige Vehme gehört habe, genügt mir, um zu wissen, daß Ihr verloren seid, wenn Ihr nicht durch aufrichtige Buße und Sühne beweist, daß Ihr den Weg der Besserung einschlagen wollt."

„Wie das?"

„Es liegt nahe. Man beschuldigt Euch der Erpressung, des Wuchers und des Betruges."

„Das ist eine ungerechte Anklage."

„Die Schöffen der heiligen Vehme klagen Niemand an, von dessen Schuld sie nicht überzeugt sind."

„Ich habe Neider und Feinde —"

„Mag sein, aber auf die Klage kann das nicht einwirken. Gebt einen Theil Eures Vermögens den Armen —"

„Seid Ihr toll?" fuhr Frunsberg auf. „Meine sauer erworbenen Ersparnisse soll ich verschleudern? Ich habe das Geld rechtmäßig erworben, Niemand kann mir Erpressung und Betrug beweisen."

„Wohl, wenn das die Wahrheit ist, so muß ein anderer Grund vorliegen, auf den die Klage sich stützt," sagte Richard, und sein Blick ruhte forschend auf dem Manne, auf dessen Stirne der Schweiß in großen Tropfen perlte. „Besinnt Euch, jedenfalls habt Ihr irgend eine Missethat begangen —"

„Ich weiß keine."

„Seid Ihr vielleicht mit einem Raubritter befreundet, dem Ihr Vorschub geleistet oder einen besonderen Dienst gethan habt?"

Betroffen blickte Frunsberg den Fragenden an, in diesem Blick las Richard, was er wissen wollte.

Aber er irrte, wenn er glaubte, den Wucherer so leicht in die Falle locken zu können.

Mehr noch als das heimliche Gericht, dem er vielleicht entrinnen konnte, fürchtete Frunsberg die Rache des Falkensteiners.

„Ich weiß nicht, wo hinaus Ihr wollt," sagte er nach einer Weile trotzig, „ich bin mich keiner Schuld bewußt."

„Aber Ihr seid befreundet mit dem Ritter Hans von Falkenstein, Ihr habt mit ihm ein Schutz- und Trutzbündniß abgeschlossen."

Gerhard Frunsberg erhob sich und nahm die Lampe vom Tische.

„Da wißt Ihr mehr, wie ich," erwiderte er, „ich habe mit dem Ritter von Falkenstein nichts zu schaffen. Kommt, ich werde Euch Euer Gemach anweisen, lieber wäre es mir, Ihr ginget in die Herberge."

„Fürchtet Ihr auch mich?" fragte Richard, während er dem alten Manne folgte. „Ihr thätet besser, auf meinen Rath zu hören, so würde die heilige Vehme es bei einer kleinen Strafe bewenden lassen. Aber wie Ihr wollt, wenn es Euch Vergnügen macht, als reife Frucht einen Baum zu schmücken, so habe ich nichts dagegen."

Frunsberg öffnete eine Thüre und forderte seinen Begleiter durch einen Wink auf, einzutreten.

Es war ein kleines, enges, aber freundlich eingerichtetes Gemach, in welches Richard trat.

Der Wucherer stellte die Lampe auf den Tisch und trocknete die nasse Stirne.

„Es bleibt mir immer noch ein Trost," sagte er, „sie henken mich nicht eher, bevor sie mich haben, und ich werde schon dafür sorgen, daß sie mich sobald nicht finden."

Richard zuckte die Achseln.

„Das ist ein schlechter Trost," entgegnete er, „ist das Urtheil gesprochen, so mögt Ihr Euch verbergen, wo Ihr wollt, Strick und Dolch werden Euch finden."

Gerhard Frunsberg erwiderte darauf nichts, er ging hinaus und klopfte bald darauf an der Thüre des Gemachs an, welches Alice von Montfort bewohnte.

Alice weckte den Pagen und befahl ihm zu öffnen, während sie sich ankleidete.

Sie erschrak, als sie in das angstverzerrte Gesicht des Wucherers sah, sie errieth sofort, daß ein Ereigniß eingetreten sein mußte, welches nicht allein ihn, sondern auch sie betraf.

„Was bringt Ihr?" fragte sie. „Was es auch sein mag, sagt es ohne Umschweife."

„Es ist mit wenigen Worten gesagt," erwiderte der Wucherer, den die wachsende Angst ganz verwirrt hatte. „Das heimliche Gericht hat mich vorgeladen, weil ich dem Ritter von Falkenstein zu Gefallen Euch und Eure Gefangene in mein Haus aufgenommen habe."

„Lautet so die Anklage?" fragte Alice, welche eine schlimmere Botschaft erwartet hatte."

„Nein, aber ich vermuthe —"

„Erlaubt, laßt Eure Vermuthungen bei Seite, wie lautet die Anklage?"

„Auf Betrug und Wucher.“

„Nun wohl, so ist dies auch allein der Grund der Vorladung.“

„Er kann es nicht sein, auch der Kaufherr sagt mir, ein anderer Grund müsse vorliegen.“

„Welcher Kaufherr sagte Euch das?“ fragte Alice, aufmerksam werdend.

„Er ist bei mir zu Gast.“

„Seit wann?“

„Heute Abend kam er, und ich glaube, daß er ein Schöffe des heimlichen Gerichts ist, denn er bestand darauf, bei mir übernachten zu wollen, trotzdem ich ihm sagte, daß ich Niemand beherberge.“

Das Mißtrauen Alice's war geweckt; es fand eine Stütze in diesem Verlangen, welches sogar dem Wucherer aufgefallen war.

„War er zugegen, als die Boten der Vehme Euch die Vorladung brachten?“ fragte sie.

„Ja. Er rieth mir, meine Schuld zu sühnen, er sagte mir, mein Bündniß mit dem Falkensteiner und der Dienst, den ich diesem geleistet habe —“

„Ha, ich möchte ihn sehen,“ unterbrach Alice ihn heftig. „Ich vermuthe, daß er nicht ein Bote der Vehme, sondern ein Freund meiner Gefangenen ist, die er zu befreien trachtet.“

„Und wenn er es wäre,“ sagte Frunsberg düster, „ich kann Euch vor ihm nicht schützen. Ihr müßt mein Haus verlassen, damit ich vor Gericht sagen kann, ich wisse nichts von Euch und Eurer Gefangenen.“

Alice hatte sich rasch dem alten Manne genähert, in ihren Augen funkelte eine solche Fülle des Hasses und der Leidenschaft, daß Frunsberg erschreckt zurückwich.

„Er hat Euch erkauft,“ erwiderte sie leise mit heiserer Stimme, „sein Gold hat Euch geblendet, daß Ihr an dem Ritter und mir zum Verräther werden wollt. Hütet Euch, seht diesen Dolch, er fährt Euch in's Herz, wenn —“

„Bei allen Heiligen, Ihr thut mir Unrecht,“ fiel Frunsberg ihr in's Wort. „Er weiß nicht, daß Ihr hier seid, ich habe darüber kein Wort mit ihm geredet.“

Fest, durchdringend blickte Alice den zitternden Mann an.

„Darf ich Euren Worten trauen?“ fragte sie.

„So wahr, als ich —“

„Spart den Eid, ich weiß, Ihr seid zu Allem fähig. Zeigt mir diesen Kaufherrn, ich will wissen, ob er der ist, dessen Verfolgung ich fürchten muß.“

Der Wucherer schüttelte nachdenklich das Haupt.

„Hätte ich das vorher gewußt, so würde ich ihn in ein anderes

Gemach gebracht haben," erwiderte er. „Ihr müßt warten, bis er schläft."

„Ich werde warten," sagte Alice, rasch entschlossen, „betrügt mich nicht, ich rathe es Euch. Ihr führt mich zu ihm und wenn er der ist, den augenblicklich der Ritter von Falkenstein sucht, so überlaßt ihn mir. Jetzt geht, ich erwarte Euch spätestens binnen einer Stunde."

Gerhard Frunsberg stand vor dunklen Räthseln, die er nicht lösen konnte, und die Gefahr, in der er selbst schwebte, ließ ihn nicht dazu kommen, über die Lösung nachzudenken.

Kaum hatte er das Gemach verlassen, als Alice ein kleines, reich verziertes Kästchen öffnete.

Sie nahm aus demselben einen Dolch von kunstvoller Arbeit und prüfte die Spitze desselben auf dem Nagel ihres Fingers.

„Wenn er es ist, so entgeht er mir jetzt nicht mehr," sagte sie, und ihre Augen blitzten im Vorgefühl der befriedigten Rache, „nur einen Hautritz mit diesem Dolch und er kann seine Rechnung mit dem Leben abschließen. Dann bin ich quitt mit dem Falkensteiner und quitt mit ihm, dann mag Isabella Brandon zu ihrem Vater heimkehren."

„Und Ihr?" fragte Georg. „Werdet Ihr nicht nach England zurückkehren?"

„Ich?" fuhr Alice mit dumpfer Stimme fort. „Mein Leben ist fortan der Buße geweiht, ich werde in ein Kloster gehen."

29. Kapitel.

Die Gesellen des Satans.

Richard wartete nicht lange mit dem Beginn seiner Nachforschungen.

Daß sie zur sofortigen Befreiung Bella's führen würden, glaubte er nicht, es genügte ihm, wenn er sich nur die Gewißheit verschaffte, daß sie sich in diesem Hause befand.

Wußte er das, so wollte er durch den Beistand des Erzbischofs von Mainz den Wucherer zwingen, die Gefangene heraus zu geben.

Er kannte persönlich den Erzbischof und Levi hatte ihm gesagt, daß auch er etwas gelte bei dem hochwürdigen Herrn, somit durfte er schon darauf vertrauen, daß der Erzbischof ihm beistehen werde.

Er nahm den Dolch in die rechte, die Lampe in die linke Hand und verließ sein Gemach, um in den unteren Gewölben seine Nachforschung zu beginnen.

Die Thüre zu diesen Gewölben war nur durch einen Riegel verschlossen, er schob ihn zurück und ging hinunter.

Sein Blick fiel auf mehrere mit Eisen beschlagene Thüren, eine Wahl konnte er nicht treffen, er mußte bei der ersten beginnen.

Schon an der dritten Thüre ward ihm Antwort, er hörte die Stimme seiner Geliebten.

Das Herz pochte ihm gewaltig, wie gerne hätte er unverzüglich versucht, diese Thüre gewaltsam zu erbrechen, aber er durfte es nicht wagen, der Lärm konnte den Wucherer herbeilocken und dieser durfte ja nicht wissen, daß er verrathen war.

Er bat Isabella, sich bis zum nächsten Tage zu gedulden, er versprach ihr, sie alsdann zu holen, und Bella berichtete ihm darauf ihre Erlebnisse seit dem Augenblick ihrer Trennung mit kurzen Worten.

Aber so kurz die Unterredung auch war, sie hatte mehr als eine halbe Stunde in Anspruch genommen, es war Zeit, daß Richard in sein Gemach zurückkehrte.

Schon wollte er die Treppe hinaufsteigen, als er mehrere Stimmen vernahm, unter denen er die des Wucherers deutlich unterschied.

Die Thüre des Gemachs, in welchem die Personen sich befanden, war nur angelehnt, Richard konnte sich nicht überwinden, zu lauschen, es war ja möglich, daß hier über das Geschick Isabella's verhandelt wurde.

Er warf verstohlen einen Blick hinein, er sah den Wucherer und die beiden Vagabunden, welche kurz vorher das Spiel geleitet hatten.

„Auf Euch kann kein Verdacht fallen,“ sagte einer der Beiden, „wir machen's hier in seinem Zimmer ab und nehmen die Leiche mit. Wenn sie später ein Schiffer im Rhein findet, kann Niemand feststellen, wo der Mann sein Ende gefunden hat.“

„Das ist ja so klar, daß ich nicht begreife, weshalb Ihr so großes Bedenken hegt,“ nahm der Andere das Wort. „Ihr seid ohnedies schon dem heimlichen Gericht verfallen, auf ein Verbrechen mehr oder weniger kann es jetzt nicht mehr ankommen.“

„Und der führt viel Geld bei sich,“ fuhr der Erste fort, „ich sah das Gold funkeln. Zum Teufel, eine solche Gelegenheit kommt so bald nicht wieder.“

„Wenn Ihr nur keinen Lärm macht,“ wandte Frunsberg bedenklich ein. „Er wird sich zur Wehre setzen —“

„Im Schlafe?“ spottete ein Vagabund. „Wir werden's so still abmachen —“

„Und nachher laßt Ihr mir die Leiche hier! Ich kenne Euch, wenn Ihr den Raub habt, kümmert Ihr Euch nicht mehr um Verpflichtungen.“

„Glaubt Ihr denn, es sei uns einerlei, ob die That entdeckt und Euer Haus geschlossen wird?“ erwiderte ein Vagabund. „Ueberlaßt uns die Arbeit, den dritten Theil seines Geldes sollt Ihr redlich erhalten.“

Richard trat zurück.

Also um ihn handelt es sich? Ihrer waren Drei und er hatte keine andere Waffe, als seinen Dolch.

Was sollte er thun? Warten, bis die Mordgesellen kommen oder unverzüglich über sie herfallen und ihren Plan vereiteln?

Er erinnerte sich, in seinem Gemach eine vollständige Ritterrüstung sammt Lanze und Schwert gesehen zu haben, rasch und behutsam eilte er hinauf.

Er legte die Rüstung an, sie paßte ihm vortrefflich, dann trat er mit gezogenem Schwerte hinter die Thüre.

Wenn er die beiden Mörder niedergehauen hatte, so war Frunsberg seiner Gnade preisgegeben, Richard überlegte, ob er den Augenblick benutzen und den Wucherer zwingen solle, ihm die Gefangene heraus zu geben. Vielleicht gelang es, aber es war auch möglich, daß er seinen Zweck nicht erreichte und dann war der Wucherer gewarnt.

Erfuhr aber Alice von Montfort, daß ihr Feind so nahe war, so ließ sich erwarten, daß sie Maßregeln traf, sich und ihre Gefangene seiner Gewalt zu entziehen.

Aus diesen Gründen beschloß Richard, seinem ersten Plane treu zu bleiben und den Erzbischof um Beistand zu bitten.

Eine halbe Stunde war verstrichen, als die Thüre leise geöffnet wurde.

Durch das trübe Fenster fiel das Licht des Mondes nur sehr schwach in das Gemach, aber Richard sah deutlich, daß die Mordgesellen sich dem Bett näherten.

„Holla, Ihr Schurken, glaubt Ihr Euer Ziel so rasch zu erreichen?“ rief er. „Diesmal habt Ihr Euch gewaltig verrechnet!“

Ein wuchtiger Hieb hatte den ersten Vagabund bereits niedergestreckt, der zweite sank, als er sich so plötzlich dem geharnischten Ritter gegenübersah, in seiner Angst auf die Knie.

„Erbarmen!“ stöhnte er. „Ich wurde gezwungen —“

„Erbarmen?“ höhnte Richard. „Ihr hättet verdient, daß der Henker Euch die Schlinge um den Hals legte, ein Meuchelmörder darf kein Erbarmen verlangen.“

Der Vagabund sprang empor, mit der Behendigkeit einer Katze warf er sich auf den Ritter, aber ehe er ihn erreichte, hatte das Schwert Richards schon seine Brust durchbohrt.

Stumm und starr vor Schrecken stand Frunsberg draußen vor der Thüre.

Hatte sich denn heute Alles wider ihn verschworen?

„Wäret Ihr nicht schon der Vehme verfallen, so träfe Euch dasselbe Loos," sagte Richard, als er ihm gegenüberstand, „Ihr seid nicht besser wie jene!"

„Hoher Herr, sie haben mich gezwungen, sie hieher zu führen," stammelte Frunsberg, zitternd vor Angst, „lasset mich nicht entgelten, was sie verbrochen —"

„Schweigt!" fiel Richard ihm rauh in's Wort. „Ich weiß es besser. Ihr hattet nur das Bedenken, daß man meine Leiche in Eurem Hause finden könne. Wir werden uns wiedersehen, Mann des Jammers und des Verbrechens, die Abrechnung ist Euch näher, wie Ihr glaubt. Oeffnet mir die Thüre, ich habe nicht Lust, länger in dieser Mordhöhle zu weilen."

Gehorsam, ohne ein Wort der Widerrede, schritt Frunsberg voran, er dankte im Stillen Gott und allen Heiligen, daß er so gnädig davon gekommen war.

Richard folgte ihm, er dachte in diesem Augenblick wieder daran, ob er die Gelegenheit benutzen und die Befreiung Isabella's versuchen solle.

Da wurde plötzlich eine Thüre geöffnet, und so leise dies auch geschah, Richard hörte das Knarren der Angeln. Er wandte sich rasch um, mit erhobenem Arm, in dessen Hand die Klinge eines Dolches blitzte, stand die schöne Büßerin vor ihm.

Eine Sekunde später und ihr Dolch hätte vielleicht seinen Nacken durchbohrt.

„Sieh da," höhnte er, „sehen wir uns hier wieder? Ei, ei, und noch immer so rachedurstig? Kehrt heim in Eure Heimath, dieses vagabundirende Umherwandern schickt sich schlecht für eine Braut, die den erschlagenen Geliebten betrauert."

Alice preßte die Lippen aufeinander, ihre Augen schossen vernichtende Blitze.

Sie ließ den Arm sinken, es war Thorheit, jetzt noch zu hoffen, daß der Dolch sein Ziel erreichen werde.

Mit einem höhnischen Lächeln auf den Lippen setzte Richard seinen Weg fort, er fürchtete die Rache dieser Feindin nicht, soweit sie nur ihn und nicht andere ihm nahestehende Personen zu treffen suchte.

Wohl aber mußte er fürchten, daß Alice von Montfort nun Maßregeln treffen werde, um sein Vorhaben zu durchkreuzen und

unter allen Maßregeln, welche sie treffen konnte, lag die Ermordung Isabella's am nächsten.

Ihm wäre es lieber gewesen, wenn diese Begegnung nicht stattgefunden hätte, nun sie aber ohne sein Zuthun erfolgt war, mußte er alles aufbieten, um Bella vor diesem Weibe zu schützen.

Es war eben elf Uhr vorbei, vielleicht konnte man noch im Laufe der Nacht die Befreiung der Gefangenen bewerkstelligen.

Richard suchte sofort den Juden auf, um mit ihm darüber Rücksprache zu nehmen.

Levi schüttelte zweifelnd das Haupt, erklärte sich aber bereit, dem Wunsche des Ritters zu willfahren.

Die Beiden machten sich unverzüglich auf den Weg.

Am Palast des Erzbischofs angelangt, warf Levi einen Blick zu den Fenstern hinauf.

„Er wacht noch," sagte er leise, „Gott sei Dank."

Er führte den Ritter um den Palast herum; nachdem sie einige schmale Gassen durchschritten hatten, blieb der Jude vor einer hohen Mauer stehen.

„Es ist der Garten des Erzbischofs," sagte er. „Nur auf diesem geheimen Wege darf ich zu ihm kommen, der verachtete Jude hat nicht das Recht, offen den hochwürdigen Herrn zu besuchen. Ich bin sein Schatzmeister und habe ihm manchen guten Dienst geleistet, aber das darf Niemand wissen."

„Ihr sein Schatzmeister?" fragte Richard erstaunt.

Der Jude nickte.

„Das mag Euch befremden," fuhr er fort, „aber ich versichere Euch, wenn wir auch öffentlich getreten und gestoßen werden, im Geheimen lenken wir das Geschick manches Staates. Nur Geduld, auch für uns wird der Tag der Vergeltung kommen."

Er trat in eine Nische, in der vielleicht vormals das Bild eines Heiligen gestanden hatte.

Wodurch er es bewerkstelligte, sah Richard nicht, aber er bemerkte, daß im Hintergrunde dieser Nische eine niedrige, schmale Pforte sich öffnete, welche in den Garten führte.

Sie traten durch diese Pforte ein, die Levi hinter sich durch einen Druck wieder schloß und schritten durch den Garten auf das Schloß zu.

Niemand bemerkte sie, selbst aus dem Palast würde Niemand sie bemerkt haben, da der Weg durch einen verdeckten Gang führte.

Vor dem Palais holte der Jude einen kleinen Schlüssel aus seiner Tasche. Er öffnete eine Thüre, die ebenfalls so kunstreich angebracht war, daß nur der Eingeweihte sie entdecken konnte.

Die Beiden stiegen jetzt eine schmale, steile Treppe hinauf, die

zwischen kahlen Mauern hindurch führte und traten dann in ein nur vom Licht des Mondes matt erhelltes Gemach.

Der Jude pochte leise dreimal an die Wand, gleich darauf wurde eine Thüre geöffnet, Richard sah sich dem Erzbischof Christian von Mainz gegenüber, der im strahlenden Scheine der Kerzen auf der Schwelle seines Kabinets stand.

„Bist Du es, Levi?" fragte der Erzbischof leise. „Weshalb kommst Du noch so spät?"

„Verzeiht, hochwürdiger Herr," erwiderte Levi eintretend, „eine Sache, die keinen Aufschub leidet —"

„Ah — Du kommst nicht allein?" unterbrach ihn der geistliche Herr überrascht. „Wer ist der Ritter?"

„Ich bin's, Hubert von Poitou, hochwürdiger Herr," sagte Richard, rasch vortretend. „Erinnert Euch der Belagerung der Burg Gutenfels, damals übernahm ich es, den Falkensteinern die Forderung der Kölnischen zu überbringen."

„Grüß' Euch Gott, mein tapfrer Ritter," erwiderte der Erzbischof, ihm die Hand reichend. „Weshalb aber wählet Ihr den geheimen Weg, mich zu besuchen?"

„Weil wir fürchteten, der späten Stunde wegen von Euren Dienern abgewiesen zu werden," sagte Levi. „Der Herr Ritter hat ein Anliegen —"

„Nennt es, und beim Himmel, wenn ich's erfüllen kann, soll's mit freudigem Herzen geschehen."

Richard berichtete dem horchenden Erzbischof seine Erlebnisse im Hause des Wucherers, er äußerte die Besorgnisse, die ihn ängstigten und bat, man möge ihm Erlaubniß geben, an der Spitze einer kleinen Schaar Bewaffneter in das Haus einzudringen, um die Gefangene zu befreien.

„Herzlich gern", sagte der Erzbischof, als Richard schwieg, „aber Ihr müßt Euch gedulden bis morgen. Ich habe nicht das Recht, in der Nacht gewaltsam in das Haus eines Bürgers einzudringen —"

„Aber in den vorliegenden Fällen dürfte eine Ausnahme gerechtfertigt sein," warf Richard ein.

„Ihr wißt nicht, wie eifersüchtig die Bürger über ihre Rechte und Privilegien wachen," fuhr der Erzbischof mit herzlicher Theilnahme fort, „diese Ausnahme würde die ganze Bürgerschaft gegen mich empören."

„Frunsberg ist verhaßt —"

„Wohl, aber sobald ihm Unrecht geschieht, steht Jeder auf seiner Seite. Wir haben einen schweren Stand, Herr Ritter, die Adligen und die Bürger überwachen jeden Schritt, den wir thun."

Richard schüttelte unmuthig den Kopf.

„Das begreife ich nicht," sagte er ungeduldig. „Hier handelt es sich doch darum, eines Menschen Leben zu retten, das muß jedem vernünftigen Bürger einleuchten und das Eindringen zur Nachtzeit hinreichend entschuldigen."

Der Erzbischof zuckte die Achseln.

„Fragt den Levi, auf wessen Seite die Bürger stehen, wenn ich die Rechte eines Raubmörders antaste, den Jeder auf dem Hochgericht sehen möchte," sagte er. „Zudem ist es auch nicht gesagt, daß das Leben der Gefangenen bedroht ist, ich will das Haus bewachen lassen, damit Niemand aus demselben entwischt und morgen mit Tagesanbruch sollen zwei Schöffen und eine Schaar Söldner Euch dahin begleiten. Das ist Alles, was ich thun kann. Gott weiß, wie gern ich Euren Wunsch erfüllen möchte, aber das Unmögliche kann ich nicht möglich machen."

„So werde ich mich gedulden müssen," entgegnete Richard, mühsam seine Erregung bemeisternd, „gebe Gott, daß es morgen nicht zu spät ist."

Der Erzbischof nickte.

„Sollte es zu spät sein, dann Gnade Gott den Schuldigen," sagte er, „ich werde strenges Gericht halten. Kommt morgen früh hierher, so früh Ihr wollt, ich gebe noch jetzt die nöthigen Befehle, damit Ihr morgen sofort das Werk beginnen könnt."

Richard sah ein, daß er alles erreicht hatte, was er erreichen konnte.

Er dankte dem geistlichen Herrn für seine Bereitwilligkeit und schied von ihm mit dem Versprechen, sich am nächsten Morgen frühzeitig einfinden zu wollen.

Auf demselben Wege, auf welchem sie gekommen waren, verließen die Beiden den Palast wieder.

Richard ging in die Herberge; allein konnte er nichts ausrichten, es war vorauszusehen, daß Frundsberg ihm nicht wieder öffnen würde.

Wohl fiel es ihm schwer, sich bis zum Morgen zu gedulden, aber Isabella wußte ja, daß ihr Befreier nahe war, das mußte ihr Muth und Kraft geben, sich zu vertheidigen, wenn Alice von Montfort sie wieder entführen, oder gar sie tödten wollte.

30. Kapitel.

Der Erbfluch des Verbrechens.

Hätte Richard, als er das Haus des Wucherers verließ, um zum Erzbischof zu gehen, einen Blick zur Seite geworfen, so würde

er zwei vermummte Gestalten bemerkt haben, die nicht weit von dem Hause entfernt dicht an der Mauer standen und sich leise miteinander unterhielten.

Es waren dieselben Personen, die mehrere Tage vorher vor dem Palast des Erzbischofs von Köln auf den Augenblick zur Ausführung ihrer verbrecherischen Pläne gewartet hatten, — Rabeneck und der Falkensteiner. Kurz vorher in Mainz angekommen, hatten sie sich unverzüglich auf den Weg zur Wohnung des Wucherers gemacht, und nur dem Umstande, daß der Falkensteiner Waffenlärm und Stimmen zu vernehmen glaubte, verdankte Richard es, daß er ihnen in diesem Hause nicht begegnet war.

„Ihr hört das Gras wachsen," sagte Rabeneck unwirsch, „ich habe nicht Lust, hier länger zu stehen, — entweder, oder!"

„Ihr hört nichts?" fragte der Falkensteiner zögernd.

„Nein. Machen wir ein Ende."

„Aber es wäre gut, wenn wir vorher mit dem Pagen sprechen könnten," warf Hans von Falkenstein ein.

„Dann müssen wir warten bis morgen, und es fragt sich sehr, ob der Bursche so glücklich war, etwas zu entdecken. Frunsberg ist ein schlauer Hund, so leicht überlistet ihn Keiner."

Der Falkensteiner zögerte noch immer, aber Rabeneck redete ihm so lange zu, bis er nachgab.

Der Wucherer stand im Begriff, nach all' diesen Schrecken und Aufregungen zur Ruhe zu gehen, als er plötzlich das laute ungeduldige Pochen vernahm.

Abermals bemächtigte sich seiner Angst und Entsetzen, das dumpfe Pochen klang ihm wie die Posaunen des jüngsten Gerichts, die ihn zur Sühne riefen.

Standen schon die Häscher der Vehme draußen, die ihn holen wollten, um bis zum Tage des Gerichts ihn in den Kerker zu schleppen?

Das Pochen wiederholte sich, ungestümer, ungeduldiger als zuvor.

Gerhard Frunsberg nahm die Lampe und ging zur Hausthüre.

Noch einmal zögerte er, ehe er den Riegel zurückschob, aber wohl wissend, daß er gegen Gewalt nichts ausrichten konnte, öffnete er endlich die Thüre.

Rabeneck und der Falkensteiner traten rasch ein; sie schritten an dem überraschten und über diese nächtliche Störung erzürnten Wucherer vorbei und gingen ohne Aufschub in das Wohngemach.

Hier erwarteten sie den alten Mann, der scheltend ihnen folgte.

„Nur gemach," sagte Rabeneck spottend, als Frunsberg mit

zornigen Worten die Lampe auf den Tisch stellte, „wir werden Euch nicht lange lästig fallen.“

„Gewiß nicht,“ fügte der Falkensteiner hinzu, „wenn Ihr unsern Wünschen nachkommt, verlassen wir Euch sofort wieder.“

„Ihr hättet eine bessere Stunde wählen können,“ grollte der Wucherer. „Mitternacht ist nahe —“

„Wir kennen keine Tageszeit und keine Stunde,“ fiel Rabeneck ihm rauh in's Wort, „unser Handwerk erlaubt uns nicht, Tag und Nacht einzutheilen, wir müssen den Augenblick benutzen, wie er kommt. Schafft Wein, Alter, unsere Kehlen sind trocken.“

„Dazu ist nachher noch Zeit,“ meinte Frunsberg, dessen stechender Blick von dem Einen zum Andern wanderte, „wenn Ihr zudem nicht lange bleiben wollt, so sehe ich nicht ein, weshalb —“

„Schafft Wein, sage ich!“ rief Rabeneck zornig. „Mir fehlte noch, daß Ihr uns Vorschriften machen wolltet! Wenn Ihr in Noth seid, schützen wir Euch, so ist es auch recht und billig, daß Ihr thut, was in Euren Kräften steht, um uns beizustehen.“

Ein tückischer Blitz schoß aus den Augen des Wucherers, aber er kam dennoch der an ihn gerichteten Aufforderung nach.

„Wir müssen ihn zu fangen suchen,“ sagte Rabeneck leise, „er soll uns Bescheid thun, und so lange trinken, bis er den Mond für einen kupfernen Kessel ansieht, dann rücken wir ihm zu Leibe.“

„Was gewinnen wir dadurch?“ fragte der Falkensteiner achselzuckend. „Den alten Mann können wir nüchtern seinem Verbündeten, dem Teufel, zuschicken, er wird uns nicht viel Umstände machen.“

„Das nicht, aber ich hoffe, er gibt im Rausch uns seine Geheimnisse Preis.“

„Wenn Ihr das glaubt, verrechnet Ihr Euch —“

„Man kann nicht wissen — still, er kommt.“

Gerhard Frunsberg kehrte mit einem gefüllten Kruge und mehreren Bechern zurück.

„Zuvörderst sagt mir, wie es hier aussieht,“ nahm der Falkensteiner das Wort, „ich hoffe, die schöne Büßerin hat keinen Grund, bei mir Klage über Euch zu führen.“

„Ich habe ihr wenigstens keine Ursache dazu gegeben,“ erwiderte der Wucherer mürrisch. „Wenn ihr etwas nicht nach Wunsch gegangen ist, so trägt sie die Schuld davon.“

„Wie meint Ihr das?“ fragte der Ritter überrascht, während Rabeneck sich damit beschäftigte, die Becher zu füllen.

Frunsberg zuckte die Achseln.

„Wäret Ihr heute Abend einige Stunden früher gekommen,

so hättet Ihr's mit Euren eigenen Augen sehen können," sagte er. „Ich will nicht ihret- und Euretwegen mein Leben verlieren, deshalb bestehe ich darauf, daß sie mein Haus verläßt, und zwar morgen am Tage."

„He — was bedeutet der Unsinn?" fragte Rabeneck. „Der Teufel werde aus Eurem Geschwätz klug. Hier, trinkt und dann sagt uns mit klaren, deutlichen Worten, was Ihr auf der Seele habt."

Frunsberg schob den Becher zurück.

„Trinkt," fuhr Rabeneck zornig fort, „weshalb verschmäht Ihr den Wein?"

„Ich trinke ihn nie."

„Zum Teufel, ich aber will, daß Ihr uns Bescheid thut, versteht Ihr? Man könnte ja glauben, Euer Wein sei vergiftet, weil Ihr selbst ihn nicht anrühren mögt. Trinkt oder —"

„So ereifert Euch doch nicht," sagte Frunsberg. „Bescheid will ich Euch thun, aber mehr verlangt nicht von mir."

„Und jetzt ersuche ich Euch, zu berichten, was vorgefallen ist," nahm der Falkensteiner das Wort. „Was es auch sei, ich will es wissen, aber faßt Euch kurz."

„Ich kann's in die wenigen Worte zusammenfassen, daß die Büßerin mein Haus verlassen muß," entgegnete Frunsberg, dessen Groll mehr und mehr wuchs.

„Weshalb?" fragte Rabeneck scharf.

„Zuerst ihres Pagen wegen."

„Was habt Ihr gegen ihn?"

„Er ist ein unverschämter, neugieriger Bursche," fuhr der Wucherer auf.

Rabeneck warf seinem Genossen verstohlen einen bedeutsamen Blick zu.

„Neugierig sind sie Alle," erwiderte er, „gebt ihm Eins hinter die Ohren, so wird er diese Untugend ablegen. Oder hat seine Neugier Euch Nachtheil gebracht? Ich wüßte nicht, was der Page in diesem öden, einsamen Neste Besonderes ausspioniren könnte."

„Er ist mir gefolgt bis in die Kellergewölbe, um mich zu belauschen," fuhr Frunsberg fort, „das lasse ich mir in meinem Hause nicht gefallen. Wäre es ihm gelungen, zu erfahren, was er wissen wollte, so hätte ich ihm den Dolch in's Herz gestoßen —"

„Holla, das müssen ja schreckliche Geheimnisse sein!" fiel Falkenstein ihm in die Rede. „Er hat's also nicht erfahren?"

Der Blick des alten Mannes ruhte durchdringend auf dem Fragenden, man konnte in seinem Gesicht lesen, daß der Argwohn in seiner Seele erwachte.

„Nein," erwiderte er mit scharfer Betonung. „Was kümmert es übrigens Euch? Habt Ihr ihn vielleicht gedungen, hier zu spioniren?"

„Ich glaube wahrhaftig, Ihr seid wahnsinnig geworden," spottete Rabeneck. „Was kümmert uns Euer Thun und Treiben? Sollen wir nun auch noch dafür verantwortlich sein, wenn dieser Bursche einmal seine Nase in Eure Töpfe steckt? — Was ist weiter vorgefallen?"

„Dann hat die Vehme mich vorgeladen und zwar nur aus dem Grunde, weil ich Euch Vorschub geleistet habe. Ihr wißt selbst, daß Ihr in keinem guten Rufe steht, jetzt soll ich dafür büßen —"

„Alter Narr, die Vehme hängt Keinen, ehe sie ihn hat!" fiel Rabeneck ihm in's Wort. „Wenn Ihr vorgeladen seid, so wird's wohl nur Eures Wuchers wegen sein, wahrhaftig nicht unsretwegen."

„Das kann ich nicht wissen, ich will mich sicher stellen —"

„Wie Ihr wollt," sagte der Falkensteiner. „Ist das Alles, was Ihr zu berichten habt?"

„Das Andere mag die Büßerin Euch berichten, einen Ritter, den ich als Gast in meinem Hause hatte, wollte sie ermorden."

„Alle Wetter!" fuhr Falkenstein auf. „Wo ist der Ritter?"

„Nach dem Mordanfall hat er das Haus verlassen."

„Wann geschah das?"

„Vor einer Stunde."

„Glaubt Ihr, daß es der war, den Ihr sucht?" fragte Rabeneck seinen Genossen.

„Gewiß war er es, das geht ja aus dem Mordanfall hervor. Zum Teufel, wenn er sie hier gesehen hat, wird er bald zurückkehren, wir müssen uns beeilen."

Rabeneck nickte.

„Was wird der Ritter thun?" fragte Frunsberg geängstet.

„Ich weiß es nicht," erwiderte Falkenstein, „jedenfalls dürfte es Euch unangenehm sein, wenn er uns hier fände."

„Dann beschwöre ich Euch —"

„Gemach. Wir werden gehen, sobald Ihr unsere Bitte erfüllt habt."

„Nennt sie."

„Wir haben Geld nöthig."

„Geld? Ich habe keins."

„Nur tausend Mark."

„Ich habe sie nicht, so wahr —"

„Schwört nicht, wir wissen, daß Ihr sie habt," sagte Rabeneck.

„Bei Gott!"

„Narr, der Ihr seid, denkt Ihr, wir glauben Euren Schwüren? Wir müssen Geld haben, alter Schacherjude, wollt Ihr es nicht freiwillig geben, so —"

„Und wenn Ihr mich todt schlagt, ich kann's nicht," betheuerte Frunsberg. „Fünfzig Mark ist Alles, was ich besitze. Aber die Büßerin hat Geld —"

„Zum Teufel, machen wir ein Ende!" sagte der Falkensteiner. „Er hat Tonnen voll Gold, aber sein Geiz läßt es nicht zu, uns aus der Noth zu helfen."

„Ich frage Euch zum letzten Male, wollt Ihr, oder wollt Ihr nicht?" wandte Rabeneck sich mit gedämpfter Stimme zu dem alten Manne, der bestürzt über den wilden, mordlustigen Blick des Ritters von seinem Sitz emporfuhr.

„Was habt Ihr vor? Ihr seht mich so wild an —"

„Das mag Euch beweisen, daß wir entschlossen sind, Euer Haus nicht ohne das Geld zu verlassen."

„Ritter von Falkenstein, schützt mich vor diesem entsetzlichen Menschen, Ihr habt mir Schutz zugeschworen, Euer Ritterwort —"

„Beschützt wollt Ihr sein," höhnte Rabeneck, „aber ein Opfer zu bringen dem, der Euch beschützt, läßt Eure Habsucht nicht zu. Fahrt zur Hölle, alter Maulwurf, Ihr habt lange genug die Leute geschunden, jetzt mag der Teufel Euch wieder schinden!"

Röchelnd lag der Wucherer auf dem Boden, der Dolch Rabeneck's hatte gut getroffen.

Ein Fluch entrang sich seinen Lippen, ein grauenhafter Fluch über seine Mörder, die ihn noch in seiner Todesstunde verspotteten und verhöhnten.

Mit diesem Fluch hauchte er seine Seele aus.

Rabeneck bemächtigte sich der Schlüssel des Todten, die beiden Raubritter stiegen in das Gewölbe hinunter. Was kümmerte sie der Todte, auf dessen bleiches, verzerrtes Antlitz der Tod jenen Fluch mit unvertilgbarer Schrift nieder geschrieben hatte, dessen geballte Faust noch jetzt den Mördern zu drohen schien?

Ihr ganzes Trachten war jetzt nur dahin gerichtet, sich der Schätze ihres Opfers zu bemächtigen.

Sie öffneten alle Thüren und durchsuchten jeden Raum, aber nirgends fanden sie eine Spur, die ihnen die Existenz eines geheimen Verstecks bewies.

Sie hatten sich den Kauf leichter vorgestellt, und nun sie sich getäuscht sahen, richtete sich ihre Wuth auf den Ermordeten.

Rabeneck wollte den Pagen wecken, um ihn zu fragen, ob und welche Entdeckungen er in den Gewölben gemacht habe, der Falkensteiner rieth davon ab.

„Er wird uns nichts sagen können," meinte er, „wenn es ihm gelungen wäre, das Geheimniß des Wucherers zu erforschen, so würde Frunsberg ihn erwürgt haben. Zudem ist es besser, wenn weder der Page noch seine Herrin erfährt, was wir gethan haben, im Grunde ist's ja ein Meuchelmord —"

„Fällt Euch das erst jetzt ein?" höhnte Rabeneck.

„Ja," erwiderte Falkenstein freimüthig, „und wenn mich auch die That nicht gereut, da Frunsberg ein besseres Ende nicht erwarten durfte, so möchte ich doch nicht gerne darüber geredet haben."

„Bah — mir ist es einerlei, wer und was man darüber spricht. Mich würde es nur ärgern, wenn wir's umsonst gethan hätten."

Nochmals durchwanderten die Beiden alle Räume, sie fanden nicht, was sie suchten.

Daß das geheime Versteck sich hinter den Fässern befinden könne, vermutheten sie nicht, trotzdem sie diesen Fässern und Kisten eine besondere Aufmerksamkeit widmeten.

„Da ist nichts zu machen," sagte der Falkensteiner endlich unmuthig, „wenn wir hier suchen wollen, müssen wir Zeit und Geduld haben. Wer aber bürgt dafür, daß der Ritter von Poitou mit seinen Reisigen nicht schon vor der Thüre steht?"

Rabeneck blickte erschreckt auf, er hatte an diesen Feind nicht mehr gedacht.

„Ihr habt Recht," erwiderte er rasch, „dieser Begegnung müssen wir vor allen Dingen ausweichen. Aber die Schätze verloren zu geben —"

„Haben wir nicht nöthig," fuhr Falkenstein fort. „Wir nehmen die Schlüssel mit und kehren morgen oder sobald die Luft wieder rein ist, hierher zurück, bei Tage kann man besser suchen."

„Und die Büßerin?"

„Sie mag zusehen, wie sie der Gefahr entrinnt, einstweilen sind mir die Schätze Frunsberg's lieber."

Rabeneck verließ ungern das Haus, er hoffte noch immer, das Versteck zu finden, und es bedurfte der wiederholten ernsten Erklärung des Falkensteiners, daß er keine Lust habe, die Rückkehr des Ritters von Poitou zu erwarten, um ihn zu bewegen, seine Nachforschungen einstweilen einzustellen.

Mit dem Vorsatze, am nächsten Tage zurückzukehren und alsdann nicht zu ruhen, bis die Schätze gefunden waren, entfernten die Beiden sich endlich; hätten sie, dem Vorschlage Rabeneck's folgend, den Pagen geweckt, so würden sie schon jetzt ihren Zweck erreicht haben.

Als sie hinaustraten, sahen sie sich einem erzbischöflichen

Söldner gegenüber, der ihnen in barschem Tone befahl, in das Haus zurückzukehren.

Ohne nach dem Grunde dieser Aufforderung zu fragen, den sie sofort erriethen, schlugen die Beiden den Söldner, der sich eines solchen Angriffs nicht versah, nieder und ritten dann rasch von dannen, da sie befürchten mußten, seinen Kameraden in die Hände zu fallen, die voraussichtlich nicht weit entfernt waren.

31. Kapitel.

Der Giftbecher.

Alice hatte den Mordversuch auf Richard im ersten Aufwallen ihres leidenschaftlichen Hasses unternommen, später gereute sie die That, die jetzt unangenehme Folgen für sie haben mußte.

Wußte Richard, daß sie sich in diesem Hause befand, so wußte er auch, wo er seine Geliebte suchen durfte, und es war vorauszusehen, daß der Erzbischof und die Bürger der Stadt Mainz ihm beistanden, wenn er ihnen erklärte, warum es sich handelte.

Fieberhaft erregt wanderte Alice von Montfort in ihrem Gemache auf und ab.

Hierauf mußte ein Entschluß gefaßt werden, und es war schwer, einen Weg zu finden, auf welchem man den drohenden Gefahren vorbeugen konnte.

Flucht? — Sie war unmöglich, denn es unterlag keinem Zweifel, daß Richard das Haus scharf bewachen ließ und Alice hatte außerdem den Widerstand ihrer Gefangenen zu fürchten.

Sie war allein mit ihr und sie konnte nicht hoffen, daß es ihr gelingen werde, durch eine List sie zu täuschen.

Georg konnte ihr auch keinen wesentlichen Beistand leisten, er war zu schwach dazu und auch zu unerfahren in solchen Dingen.

Davon mußte Alice absehen, die Flucht war nicht mehr zu ermöglichen.

Aber triumphiren sollte Richard nicht über sie, das Schicksal, welches sie selbst traf, war ihr gleichgültig, wenn nur Isabella Brandon vernichtet wurde.

Der Tod dieses Mädchens mußte das Herz Richards treffen, er ließ ihn das Loos erkennen, welches ihn erwartete, wenn er in die Gewalt seiner Feindin fiel.

Alice blieb stehen; auf den Sims des Kamins gestützt, blickte sie nachdenklich auf den Fußboden.

Eine düstere Entschlossenheit prägte sich in ihrem schönen Gesicht aus, in diesem Antlitz, welches jetzt einen dämonisch boshaften Ausdruck trug.

Die kleinen Hände ballten sich, um die festgeschlossenen Lippen lag ein Zug erbarmungsloser Grausamkeit.

„Sie muß sterben!" sagte sie leise. „Er darf sie lebend nicht wiederfinden. Erst sie, dann er! Ha, wie er auffahren wird in wildem Schmerz, wenn er statt der Lebenden die Leiche findet! — Und ich? Gleichviel, mögen sie mich in den Kerker werfen, mögen sie mich foltern, ich werde nichts gestehen. Welche Strafe kann mich treffen, wenn kein Beweis gegen mich vorliegt? Sie müssen mich wieder hinaus lassen und dann — stolzer Mann, Du hast über die schwache Hand des Weibes gespottet, Du sollst sie fühlen!"

Alice von Montfort öffnete das Kästchen, welches auf dem Tische stand und nahm aus demselben ein kleines Fläschchen.

Sie zog den Stopfen heraus, ein durchdringender, würziger Duft verbreitete sich sofort durch das ganze Gemach.

Neben dem Kästchen stand ein mit Wein gefüllter Krug, den Georg beim Nachtessen nur zur Hälfte geleert hatte, in diesen Krug goß Alice einige Tropfen der Essenz, dann legte sie das Fläschchen wieder behutsam an seinen frühern Ort.

Der Tag war inzwischen angebrochen, die Morgendämmerung verscheuchte die Schatten der Nacht.

Alice trat ans Fenster und blickte hinaus, ein Zug boshaften Hohns glitt über ihr Gesicht, als ihr Blick auf den Söldner fiel, der vor dem Hause stand.

Sie wußte, weshalb die Wache vor dem Hause stand, der Zweck sollte vereitelt werden, sie hatte es sich zugeschworen.

Sie nahm den Krug und einen Becher und ging hinunter.

Isabella hatte in dieser Nacht ebenfalls kein Auge geschlossen, ihre Aufregung, ihr Schwanken zwischen Furcht und Hoffnung, ihre Sehnsucht nach der Freiheit hielten ihr den Schlaf fern.

Als der erste schwache Dämmerschein des anbrechenden Tages in ihren Kerker fiel, hätte sie laut aufjauchzen mögen, nun war ja der Augenblick ihrer Befreiung nahe!

Sie vertraute so sehr auf diese Befreiung, daß sie ihre Kerkermeisterin ganz vergaß.

Sie ahnte nicht, daß Alice schon unterrichtet war, sie wußte nur, daß ihr Geliebter sich in das Haus hineingeschlichen und sie gefunden hatte, daß er in der Morgendämmerung kommen wollte, um sie zu befreien.

Da vernahm sie plötzlich das Klirren der Schlüssel, das schwache Knarren der Riegel, bestürzt fuhr sie aus ihrem Brüten empor.

Vor ihr stand Alice von Montfort.

War es Täuschung oder Wirklichkeit, Isabella glaubte in den Zügen ihrer Freundin Wohlwollen und herzliche Theilnahme zu lesen.

Wie vertrug sich das mit dem glühenden Haß, den sie noch am Tage zuvor gegen sie gehegt hatte.

„Der Augenblick ist nahe, der Euch entschädigen soll für Euer Leiden," sagte Alice, und ein freundliches Lächeln umspielte ihre Lippen, „Euer Befreier war in vergangener Nacht hier, er wird sogleich erscheinen, um Euch zu holen."

Isabella fand kein Wort für ihr Erstaunen; was hatte ihre Feindin so plötzlich umgewandelt?"

Durfte sie ihr vertrauen? War diese Freundlichkeit nicht eine Maske, die sie täuschen und in eine neue Falle locken sollte?

„Ich will in's Kloster gehen," fuhr Alice fort, und es lag etwas Schwermüthiges in dem Tone ihrer Stimme, etwas, was ein reines, unerfahrenes Herz täuschen und zum Mitleid bewegen konnte. „Fragt nicht, was mich so plötzlich umgewandelt habe, ich weiß es selbst nicht. Graf Richard begegnete mir, ein Zufall führte mich mit ihm zusammen, ich fühlte, daß der Haß in meiner Seele erloschen war, wenngleich ich auch meinen Groll gegen ihn noch immer nicht ganz unterdrücken konnte. Er wollte mich hart anfahren, ich bot ihm Versöhnung an."

„Das hättet Ihr gethan?" fragte Isabella zweifelnd.

„Ich that's," widerholte Alice. „Wir bedürfen alle der Verzeihung, Isabella, kein Mensch ist so rein, so tugendhaft, daß er vor Gott bestehen könnte! Euer Geliebter nahm die Hand, die ich ihm bot, an, ich sollte ihn ohne Verzug zu Euch führen."

„Und weshalb thatet Ihr's nicht?"

„Ich schämte mich deß, so sollte er Euch nicht wiederfinden. Ich bat ihn, sich einige Stunden zu gedulden, er wird sogleich kommen."

„Wenn Ihr es gethan habt, so danke ich Euch von ganzem Herzen dafür," sagte Isabella, die ihrem Mißtrauen noch immer nicht gebieten konnte. „Gern verzeihe ich Euch die Angst und den Kummer, die Ihr mir bereitet habt, und der aufrichtige Wunsch, daß Ihr dort Ruhe und Frieden finden mögt, wird Euch in's Kloster begleiten."

Alice füllte aus dem Kruge, den sie mitgebracht hatte, den Becher.

„Ich werde für Euer Glück beten," sagte sie, „und es soll mich freuen, wenn ich vernehme, daß es Euch wohl ergeht. Nehmt diesen Becher als ein Zeichen der Versöhnung, trinkt, der Wein wird Euch stärken und erquicken."

Einer unwillkürlichen Regung ihres Mißtrauens nachgebend, trat Isabella einen Schritt zurück.

„Laßt das," sagte sie, „die Freude hat mich genugsam gestärkt."

„So verschmäht Ihr die Gabe, deren Annahme mir ein Zeichen der Versöhnung sein sollte?" fragte Alice in gekränktem, aber dennoch sanftem Tone, „Ihr thut mir weh, Bella, weher, als ich Euch je gethan habe."

„So trink Ihr zuerst."

Die Worte entschlüpften den Lippen Isabella's ohne ihren Willen, erst als sie gesprochen waren, fühlte das Mädchen, wie tief sie kränken mußten.

Aber nur ein ernster Vorwurf und eine tiefe Traurigkeit spiegelten sich in dem Blick Alice's.

„Ihr mißtraut mir," erwiderte sie, „und ich — Isabella, Ihr habt mir mit diesen Worten Alles vergolten, was ich Euch angethan habe. Könnt Ihr wirklich glauben, daß ich Euch den Giftbecher reichen wolle? Wenn ich das wollte, weshalb stieß ich Euch nicht schon am ersten Tage den Dolch in's Herz?"

„Verzeiht mir, wenn ich Euch Unrecht thue," sagte Isabella, bestochen durch die Aufrichtigkeit, die sich in den Zügen, Worten und Blicken ihrer Feindin spiegelte, „aber ich kann mir noch immer nicht erklären, wie es möglich ist, daß Ihr so plötzlich ganz umgewandelt seid. Ich meine, der Haß erlöscht nur dann, wenn er Befriedigung habe, und nun sagt mir —"

„Habe ich Euch nicht gesagt, ich selbst wisse nicht, wie das gekommen sei?" fiel Alice ihr in's Wort. „Nehmt zum Zeichen der Versöhnung den Becher, bände mich nicht ein Gelübde, den Wein zu verschmähen, so würde ich Euch beweisen, wie ungerecht Euer Argwohn ist."

„So gebt her," sagte Isabella entschlossen.

Sie nahm den Becher und setzte ihn an die Lippen, lauernd ruhte der Blick Alice's auf ihr.

Die Gluth des Hasses in ihrer ganzen Fülle loderte jäh in ihren dunklen Augen auf, gleich dem Wetterleuchten in gewitterschwüler Sommernacht, als sie sah, daß Isabella hastig den Becher leerte.

Ein lautes, ungestümes Pochen ließ sich in diesem Augenblick vernehmen, diesem Pochen folgte plötzlich ein Stoß, der die Mauern des Hauses erschütterte.

„Was ist das?" fragte Isabella bestürzt. „Was bedeutet dieser Lärm?"

„Die Ankunft Eures Geliebten," höhnte Alice, „er kommt zu spät."

„Mein Gott —“

„Verliert die Augenblicke nicht mit leeren, nutzlosen Worten, sie sind gezählt. Ihr wart eine Thörin, daß Ihr glauben konntet, mein Haß —“

„So war es doch ein Giftbecher?“ rief Isabella entsetzt.

„Schließt die Rechnung mit dem Leben ab,“ erwiderte Alice mit schneidender Kälte, „der Retter kommt zu spät.“

Isabella stürzte sich auf die Giftmischerin, Alice stieß sie zurück.

„Werdet nicht wild,“ sagte sie spottend, „wie ein Kampf zwischen Euch und mir auch enden möchte, Euer Leben wird er nicht retten.“

„Aber der Mord wird an Euch gerächt werden!“

Alice zuckte gelassen die Achseln.

Schon fühlte Isabella die Wirkung des Giftes, und noch immer hörte man die wuchtigen Stöße gegen die Thüre.

Endlich bekundete ein dumpfes Krachen, daß sie erbrochen war, an der Spitze der erzbischöflichen Söldner, begleitet von zwei Schöffen, drang Richard in das Haus ein.

Er befahl, die Treppe und die Thüren zu besetzen und scharf zu bewachen, dann eilte er hinunter, um Isabella zu befreien.

Er pochte an, Niemand antwortete, in seiner Seele tauchte die Besorgniß auf, daß es abermals seiner Feindin gelungen sei, Isabella dem Bereiche seines Armes zu entführen.

Trotzdem gab er den Söldnern Befehl, die Thüre zu sprengen.

Mit Aexten, schweren Hämmern und Brecheisen ward die mühsame Arbeit begonnen und während draußen Richard die Söldner anfeuerte und selbst mit Hand anlegte, betrachtete drinnen Alice mit tückischer Freude das Ende ihres Opfers.

Da flog die Thüre krachend auf, mit gezücktem Schwert stürmte Richard in das Gemach.

Ein einziger Blick genügte ihm, zu erkennen, was hier vorgefallen war.

Eine namenlose Wuth bemächtigte sich seiner, er wollte sich auf die Giftmischerin stürzen, um sie zu durchbohren, Alice aber wich ihm aus und flüchtete sich hinter die Söldner.

Sie entging seiner Rache nicht, er befahl den Söldnern, sie zu fesseln.

Inzwischen hatte einer der Schöffen in den oberen Räumen auch die Leiche des Wucherers gefunden, und als man nur Alice von Montfort, die schöne Büßerin, in dem Hause fand, so beschuldigte man sie auch dieses Mordes.

Alice ließ Alles ruhig über sich ergehen, mit teuflischer Bosheit blickte sie hinunter auf ihr Opfer, welches in den Armen Richard's nur noch schwach athmete.

Sie hatte ihn tief in's Herz getroffen, was kümmerte sie jetzt noch ihr eigenes Schicksal!

Die Söldner führten sie hinweg, sie ging mit der Ueberzeugung, daß Isabella Brandon aus der Liste der Lebenden gestrichen sei.

Bald sah Richard sich mit der sterbenden Geliebten allein, vor der Thüre des Gemachs erwartete ihn sein treuer Knappe.

Umsonst rief er sie mit den süßesten Namen, die schönen Augen Bella's öffneten sich nicht mehr.

Der Puls schlug noch matt, ihr Athem wurde mit jeder Sekunde schwächer.

Da erinnerte Richard in seinem Schmerz und seiner Verzweiflung sich plötzlich der beiden Fläschchen, welche der Doctor Milano ihm gegeben hatte.

Er führte sie seit jenem Tage stets bei sich, jetzt war vielleicht der Augenblick gekommen, der die berühmte Wirkung der Essenz erproben sollte.

Vielleicht! Es lag ja in der Wahrscheinlichkeit, daß es schon zu spät war, die Lebensgeister wieder zu wecken, die tödtliche Wirkung des Giftes zu vernichten.

Große Hoffnungen konnte Richard nicht hegen, aber es war doch ein Hoffnungsstern, der mit seinem schwachen Licht noch einmal die dunkle Nacht durchdrang.

Richard träufelte einige Tropfen auf die Lippen Isabella's, die in seinen Armen, an seiner Brust ruhte.

War es Täuschung oder Wirklichkeit, — ein sanftes Roth ergoß sich über die bleichen Wangen, die Augenlider hoben sich, der Pulsschlag wurde stärker.

Es war eine überraschende Wirkung, wie Richard sie nicht geahnt, geschweige denn erwartet hatte.

Das Leben kehrte mehr und mehr zurück, mit ihrem früheren Glanze blickten die schönen Augen ihn wieder an, und eine Fülle der innigsten Liebe spiegelte sich in diesem Blick.

So verstrich eine halbe Stunde, Isabella fühlte sich jetzt kräftig genug, allein den Kerker zu verlassen.

Sie hatte dem Geliebten berichtet, was kurz vor seiner Ankunft geschehen war, und Richard gelobte sich, Rache zu nehmen.

Bella fragte ihn, wohin er sie zu bringen gedenke, sie bat ihn, mit ihr nach England zurückzukehren.

Richard lehnte diesen Vorschlag ab, seitdem er die Rose vom Rheingau gesehen hatte, war sein Herz getheilt, er liebte Beide, Beatrix von Falkenstein und Isabella Brandon. Zudem mußte er stets der Prophezeihung der alten Bettlerin gedenken, wenn das Geschick ihn bestimmt hatte, eine Königskrone zu tragen, so konnte er sie nur in Deutschland finden.

Er erwiderte der Geliebten, daß er sie nach Cöln zu Beatrix von Falkenstein bringen wolle, dort sei sie vor allen Verfolgungen sicher.

Isabella folgte ungern, sie wußte, daß Beatrix ihr die Liebe des theuren Mannes schon zum Theil geraubt hatte, ihr bangte davor, daß in seiner Seele die Liebe zu ihr ganz erlöschen könne.

Aber verlassen wollte sie ihn nicht, sie war entschlossen, alles Ungemach, alle Gefahren mit ihm zu theilen und nicht ohne ihn heimzukehren.

Das sagte sie ihm mit einer so festen und ruhigen Entschlossenheit, daß Richard nichts dagegen einzuwenden vermochte, und im Grunde war es ihm auch lieb, wenn Bella in seiner Nähe blieb, mußte er sich doch gestehen, daß es ihm selbst schmerzlich sein würde, sich von ihr trennen zu müssen.

32. Kapitel.

Die Macht der Liebe.

Alice von Montfort fand erst im Kerker Zeit und Gelegenheit, über die Zukunft nachzudenken, und sie entdeckte nun bei ruhigem Nachdenken, daß sie sich selbst die Grube gegraben hatte.

Man klagte sie nicht nur der Ermordung ihrer Gefangenen, sondern auch der des Wucherers Frunsberg an und sie sah sehr wohl ein, daß der Schein ganz entschieden gegen sie sprach.

Ohne Freund, ohne irgend einen Bekannten, ganz der Gnade ihrer Richter anheimgegeben, mußte sie gewärtigen, daß man auf der Folter ihr ein Geständniß auspressen und auf Grund desselben sie zum Tode verurtheilen würde.

Was hatte sie durch die Ermordung Isabella's gewonnen? Ihr Gelübde war unerfüllt, der Tod Hubert de Bourgh's ungerächt! —

Mit wachsender Angst erwartete Alice das erste Verhör, schon in diesem konnte die Folter zur Anwendung kommen, und so stark und muthig Alice auch war, fühlte sie doch, daß unter den entsetzlichen Martern der Folter der Muth sie verlassen würde.

Und doch besaß Alice von Montfort einen Freund, an den sie nicht dachte, weil sie glaubte, sich von seinem Beistande nichts versprechen zu dürfen.

Nicht den Ritter von Falkenstein, der bei all' seiner Verwegenheit doch nicht den Muth besaß, mit der Behörde einer großen Stadt anzubinden, sondern Georg, ihren Pagen, der noch immer mit leidenschaftlicher Liebe an ihr hing, trotzdem er wissen mußte, daß diese Liebe niemals Erhörung finden würde.

Georg hatte sich bei der Haussuchung verborgen, er hörte, daß der Schöffe befahl, Jeden zu verhaften, den man in dem Hause finden würde und es war ihm sofort klar, daß er seiner Herrin nur dann nutzen konnte, wenn er frei war.

So war er den Nachforschungen der Söldner entgangen und als diese das Haus verlassen hatten, wagte er sich aus seinem Versteck hervor.

Er eilte an's Fenster und sah, daß seine Herrin mit Ketten belastet davongeführt wurde; in diesem Augenblick reifte in seiner Seele der Entschluß, sie zu befreien, sollte er auch sein Leben dafür hingeben müssen.

Er wollte hinuntergehen und das Haus verlassen, um zu erforschen, wohin Alice geführt wurde, aber er vernahm auf der Treppe noch das Klirren von Waffen, das Oeffnen und Zuschlagen der Thüren, er mußte warten, bis der Letzte das Haus verlassen hatte.

So verstrich eine ganze Stunde, und als nun Georg das Haus verlassen zu können glaubte, kamen die Stadtknechte, um die Leiche Frunsberg's zu holen.

Darüber wurde es Mittag.

Die Luft war jetzt endlich rein. Georg ging hinunter.

Als er die Hausthüre öffnete, sah er sich einer reichgekleideten, schönen Dame gegenüber, die im Begriff stand, anzuklopfen.

Sie trat rasch, den Pagen nur eines flüchtigen Blickes würdigend, in das Haus.

„Hier wohnt Gerhard Frunsberg," sagte sie, „und ich irre wohl nicht, wenn ich vermuthe, daß Ihr der Page der Dame seid, die er in das Haus aufgenommen hat. Führt mich zu ihr."

Erstaunt, überrascht blickte Georg zu der schönen Frau auf, die in einem Tone mit ihm redete, als ob sie ihrer Sache ganz sicher und zu befehlen gewohnt sei.

„Ich weiß nicht, ob Ihr die Geheimnisse Eurer Herrin kennt," fuhr sie fort, „wenn dies der Fall ist, so genügt Euch wohl die Erklärung, daß ich die Todfeindin des Ritters bin, der sie verfolgt. Sagt das Eurer Herrin —"

„Ihr kommt zu spät, schöne Frau," erwiderte Georg, den die letzten Worte nur noch mehr verwirrten, „meine Herrin ist heute Morgen in's Gefängniß geschleppt worden."

„In's Gefängniß?" fragte Maria von Habsburg bestürzt.

„Weshalb?"

Georg zuckte die Achseln, er wußte nicht, ob er den Grund der Verhaftung dieser Dame verrathen durfte.

„Ihr hintergeht mich," sagte Maria mißtrauisch. „Ich weiß, daß Eure Herrin Ursache hat, ihren Aufenthaltsort geheim zu halten, aber ich erklärte Euch nochmals, daß der gemeinsame Haß mich eng mit ihr befreundet."

„Ich sage Euch die Wahrheit," entgegnete Georg ruhig. „Wenn Euch daran gelegen ist, meine Herrin zu sehen und mit ihr zu reden, so helft mir, sie zu befreien."

Maria von Habsburg trat zurück, es lag so viel Schmerz in den Worten und Zügen des Jünglings, daß ihr Mißtrauen jede Stütze verlieren mußte.

„Folgt mir," sagte sie nach einer Pause des Nachdenkens, „wir wollen in der Herberge darüber berathen."

Georg kam der Aufforderung nach, er fand keinen Grund, dieser Dame zu mißtrauen, deren Beistand ihm nur wünschenswerth sein konnte.

Maria von Habsburg ließ sich in der Herberge alles Vorgefallene berichten, und ein gewaltiger Zorn spiegelte sich in ihrem schönen Gesicht, als sie vernahm, daß der Ritter ihr schon zuvorgekommen war.

Sie hatte gehofft, vor ihm Mainz zu erreichen, hier, mit Alice von Montfort verbündet, wollte sie ihn erwarten, um ihn zu vernichten.

Von dem, was zwischen Alice und Isabella kurz vor der Ankunft Richards vorgefallen war, wußte Georg nichts, Maria von Habsburg mußte also annehmen, daß es dem Ritter gelungen war, seinen Zweck, die Befreiung der gefangenen Geliebten, zu erreichen.

„Gerne wollte ich Euch in der Ausführung Eures Vorhabens beistehen," sagte sie, „aber was vermag ich, ein schwaches Weib, über Mauern, Schlösser und Riegel? Auch für Euch ist diese Aufgabe zu schwer, Ihr werdet sie nicht ausführen können."

„Dem Muthigen hilft Gott," entgegnete Georg muthig, „ich würde es mir nimmer verzeihen können, wenn ich meine Herrin in dieser Gefahr im Stich gelassen hätte."

„Habt Ihr denn gar keine Freunde und Bekannte in dieser Stadt?"

Maria von Habsburg schüttelte sinnend das Köpfchen.

„Wohl habe ich Bekannte hier," sagte sie, „aber ich darf sie nicht aufsuchen, weil ich eine Geächtete bin."

„Wer wird Euch verrathen?"

„Unter den Freunden kann man in den meisten Fällen den

Verräther eher suchen als unter den Feinden. Einer wohnt hier, auf dessen Treue und Verschwiegenheit ich trauen darf, aber er kann uns nicht beistehen, und er wird es auch nicht thun, er hat nicht den Muth dazu."

„Wenn er uns nur sagen kann, wohin die Gefangene gebracht worden ist, das Andere will ich allein übernehmen."

„Ihr allein!" spottete Maria, „ein schwacher Knabe —"

„Erlaubt, ich zähle achtzehn Jahre und weiß das Schwert zu führen."

Maria zuckte die Achseln.

„Ich will das Meinige thun," erwiderte sie, „ich will hingehen und zu erforschen suchen, wo Alice von Montfort sich befindet, mehr kann ich nicht thun."

„Es genügt."

„Nun wohl, so erwartet mich hier. Geht hinunter in die Gaststube, vielleicht hört Ihr dort etwas, was auf eine Spur führt."

Georg folgte diesem Rathe.

Er fand in der Gaststube zwei erzbischöfliche Söldner, welche ihr Mittagsbrod verzehrten und einen Knaben, der in seinem Alter stand und kurz vorher von draußen in die Stadt gekommen zu sein schien.

Der junge Bursche war damit beschäftigt, seine Kleider vom Schmutz der Landstraße zu reinigen.

Georg hatte sich kaum niedergelassen und Wein gefordert, als einer der Söldner den Burschen aufforderte, mit ihnen zu würfeln.

Der Angeredete lehnte es ab.

„Ich verstehe nichts davon," sagte er, „und mein Pathe würde es auch nicht gerne sehen."

„Was scheert Dich Dein Pathe?" erwiderte der Söldner mit rohem Lachen. „Bist alt genug geworden, um ohne Deinen Pathen den Weg durch die Welt zu finden."

Der Bursche schüttelte den Kopf und schwieg.

„Wer ist denn eigentlich Dein Pathe, der Dich so streng unter der Zuchtruthe hat?" fragte der zweite Söldner. „Wohl ein vornehmer Herr —"

„Wenn er es wäre!" seufzte der Bursche, der eine verlegene Schüchternheit nicht verbergen konnte. „Dann würde ich auch einmal ein hoher Herr, denn mein Pathe hatte mich lieb —"

Ein lautes, höhnisches Lachen unterbrach diesen Stoßseufzer.

„Was der Bengel sich einbildet!" spottete einer der Beiden. „Der und ein vornehmer Herr! Junge, das kannst Du nur werden, wenn Du Kriegsdienst nimmst, aber auch dazu bist Du zu dumm, wie es scheint!"

„Du lieber Gott, ich wollte ja gerne ein Kriegsknecht werden,“ fuhr der junge Mensch fort, „aber mein Pathe will's nicht haben!“

„So schlage doch das Gewitter diesen Pathen in den Erdboden hinein!“ rief ein Söldner zornig. „Was kümmert's ihn, was Du werden willst? Mach's wie ich, bin auch meinem Alten davongelaufen und hab's bis heute noch nicht bereut. Was sollst Du denn werden, — he?“

„Kerkermeister.“

„Alle Wetter, Blitz und Hagel, und dazu sagst Du Amen?“

„Ich muß wohl.“

„Zum Teufel, den wollte ich sehen, der mich dazu zwingen könnte!“

„Es ist ein schönes Amt, wie mein Pathe sagt.“

„Oho, Dein Pathe ist wohl selbst Kerkermeister?“

„Ja.“

„Na, Bürschchen, dann sorge, daß Du hin kommst, das schöne Amt könnte davon laufen.“

Georg war aufmerksam geworden und dem Burschen, anscheinend ohne irgend eine bestimmte Absicht, näher getreten.

„Laß' Dich nicht von diesen rohen Gesellen verspotten,“ sagte er leise, „das Amt eines Kerkermeisters ist besser und ehrenvoller, als das eines solchen Söldners. Komm mit mir in mein Gemach, ich kann Dir manchen guten Rath geben.“

Der Bursche blickte mit seinen dummehrlichen Augen den Pagen eine Weile an, dann nickte er zum Zeichen, daß er die Einladung annehme.

Georg führte ihn in das Gemach Maria's und beauftragte den Wirth, Wein zu bringen.

„Wo ist Dein Pathe Kerkermeister?“ fragte er, nachdem er den Becher gefüllt und seinen Gast genöthigt hatte, ihm Bescheid zu thun.

„Im Gefängniß des Herrn Erzbischofs,“ entgegnete der Bursche, „er hat das Amt schon seit dreißig Jahren.“

„Wohl ein recht grimmiger Mann?“

„Ich weiß es nicht, seitdem er mich über die Taufe hielt, hat er uns nicht mehr besucht.“

„So, so, Du kennst ihn gar nicht?“

„Nein.“

„Dann kennt er also auch Dich nicht?“

Der Bursche schüttelte verneinend den Kopf.

In der Seele Georg's war bereits ein Plan gereift, nur wußte er noch nicht, ob und wie er ihn ausführen konnte.

„Und nun hat er Dir sein Amt angeboten?“ fragte er.

„Ja, er hat uns einen Boten geschickt, ich solle zu ihm kommen

und ihn in seinem schweren Amte unterstützen, damit ich es nachher übernehmen könne."

„Sagte das der Bote Dir selbst?"

„Ich habe ihn nicht gesehen, er blieb nur kurze Zeit im Hause meines Vaters und ich war an dem Tage bei dem Vieh auf dem Felde."

In diesem Augenblick trat Maria ein.

Der Gast Georg's stutzte, als er die schöne, reichgekleidete Dame sah, auch Maria war überrascht, in ihrem Gemach diesen Burschen zu finden.

Wenige Worte genügten, Maria über den Zweck dieser Bewirthung aufzuklären und auch der Bursche verlor seine Befangenheit, als die Dame einige freundliche Worte mit ihm wechselte und ihn aufforderte, den Becher recht fleißig zu leeren.

Er wurde immer gesprächiger, nachdem er seinen ganzen Lebenslauf berichtet hatte, erging er sich in seinen Luftschlössern, die er auf die Zukunft baute.

Er sah nicht, daß Maria ein Fläschchen öffnete und in seinen Becher einige Tropfen fallen ließ, der Geist des Weines, den er bisher noch nicht kennen gelernt hatte, war ihm in den Kopf gestiegen und hatte seine ohnehin schwachen Begriffe nur noch mehr geschwächt und verwirrt.

„Habt Ihr etwas erfahren?" fragte der Page leise, indem er sich den Anschein gab, als lausche er aufmerksam den Mittheilungen seines Gastes.

Maria nickte.

„Aber weshalb hast Du Deinen Pathen nicht sofort aufgesucht?" fragte sie den Burschen, ohne dem Pagen eine Antwort zu geben.

„Ja so," sagte der Befragte mit schwerer Zunge, „ich hatte es ganz vergessen. Wollte nur meine Kleider reinigen, weil ich — aber — zum Henker, geht denn Alles rund mit mir? Haltet doch den Tisch fest — ich weiß wahrhaftig nicht —"

Er sank auf seinen Sitz zurück, seine Augen schlossen sich, willenlos fiel das Haupt vornüber auf die Brust.

„Er hat genug," sagte Maria rasch, „vor Morgen früh wird er nicht erwachen. Wißt Ihr auch, daß der Zufall Euch ganz besonders gewogen ist? Alice von Montfort ist in das Gefängniß des Erzbischofs gebracht worden, um Mitternacht soll sie das erste Verhör bestehen. Mehr konnte ich nicht erfahren, aber wenn Ihr den Muth habt, die Rolle des Burschen zu übernehmen, so —"

„Das war meine Absicht schon, als ich erfuhr, daß er einen Kerkermeister seinen Pathen nannte," unterbrach Georg sie entschlossen. „Seid so gut und entfernt Euch einen Augenblick, ich

will die Kleider mit ihm tauschen und dann den Weg antreten. Zeit haben wir nicht zu verlieren, die Schöffen und Richter sind überall rasch mit der Folter bei der Hand."

Nach einer halben Stunde war der Tausch bewerkstelligt, die Kleider paßten dem Pagen vortrefflich.

Als er einen Blick auf sich hinunter warf, mußte er selbst lächeln.

„Wahrhaftig," sagte er, „ich möchte jetzt selbst glauben, daß ich nie etwas Anderes gethan, als das Vieh gehütet habe. Wenn nur der alte Grimmbart nicht in meinem Gesicht die Familienähnlichkeit mit den Eltern dieses einfältigen Tölpels vermißt. Seid so gut und gebt mir etwas aus dem Fläschchen, es scheint ein vortreffliches Mittel zu sein, um Einem Augen und Mund zu schließen. Ihr erwartet mich also hier?"

„Gewiß," erwiderte Maria, während sie die Bitte Georg's erfüllte, „seid Ihr morgen früh nicht zurück, so setze ich allein meinen Weg fort, damit der Ritter mir nicht entwischt. Nun geht und seht Euch vor, daß Ihr nicht aus der Rolle fallt, alte Leute sind mißtrauisch." —

Georg trat den Weg zum erzbischöflichen Gefängniß mit dem festen Vertrauen an, daß er den alten Kerkermeister täuschen und überlisten werde, er war seines Triumphes bereits so gewiß, daß er nicht die geringsten Besorgnisse hegte.

Mit dieser Zuversicht pochte er am Thore des Gefängnisses an, gleich darauf stand er dem Kerkermeister gegenüber.

Gerade so hatte er sich ihn vorgestellt, eine lange, ausgedörrte Gestalt mit struppigem Bart, finsterem Blick und unsauberer Kleidung.

„Grüß' Gott, Pathe," sagte er, ihm die Hand reichend, „da bin ich und will fortan Euch eine treue Stütze sein."

Der Kerkermeister musterte ihn vom Scheitel bis zur Fußsohle, dann schüttelte er mißmuthig den Kopf.

„Ein zartes, schwaches Bürschchen," brummte er verdrießlich, „ich wollte, Du wärst daheim geblieben."

Dieser Empfang entsprach den Erwartungen Georg's nicht, aber er ließ sich durch ihn nicht abschrecken.

„Weshalb das?" fragte er, während er die Mütze hinwarf und sein Bündel öffnete. „Fürchtet Ihr, ich sei zu schwach? Es sieht Mancher aus wie ein Zwerg, der die Kräfte eines Riesen hat. Da schickt Euch mein Vater einen fetten Hahn, den meine Mutter geschlachtet hat —"

„Deine Mutter?" fiel der alte Mann ihm in's Wort. „Seit wann ist denn sie von den Todten auferstanden?"

„He, wißt Ihr denn nicht, daß mein Vater wieder geheirathet

hat?" fuhr Georg mit bewundernswerther Geistesgegenwart fort. „Nicht? Das wißt Ihr nicht?"

„Kein Sterbenswörtchen."

„Dann hat er's ganz vergessen. Vor vier Wochen ist die Stiefmutter in's Haus gekommen."

„So, so," polterte der Alte, „der Narr hätte Gescheidteres thun können. Na, lege den Hahn nur hin, wir werden schon bald wissen, ob ich Dich hier gebrauchen kann. Setz Dich, dort ist Wasser, hier ist Brod, iß und trink'; wirst müde sein?"

„Gar nicht, Pathe," sagte Georg redselig, „unsereins ist das Marschiren und Arbeiten gewohnt. Wie viele Gefangene habt Ihr denn eigentlich?"

„Gegenwärtig acht."

„Und die müßt Ihr allein pflegen?"

„Wer soll's sonst thun? Viele Umstände machen sie mir nicht."

„Glaub's gerne. Sind wohl alle schwere Verbrecher?"

Der Kerkermeister nickte, er betrachtete noch immer fast unverwandt seinen Pathen, dessen äußere Erscheinung seinen Erwartungen nicht zu entsprechen schien.

Georg musterte nun auch das Gemach, in welchem er sich befand.

Er sah, daß die Mauern sehr dick, die Thüren, die Schlösser und Riegel stark und fest waren.

Er sah auch die Schlüssel, welche die Thüren der einzelnen Kerker öffneten, sie lagen, durch einen eisernen Ring zusammengehalten, vor ihm auf dem Tische.

„Ihr habt doch wohl nur Männer in diesem Hause?" fragte er nach einer Weile.

Der Alte zuckte mit einer Miene der Geringschätzung die Achseln.

„Es kommen dann und wann auch Frauen," erwiderte er, „aber solcher Besuch ist Gottlob selten."

„Ihr sagt: „Gottlob?"

„Ja, die Frauen machen Einem viel zu schaffen, ich rathe Dir, Dich vor ihnen zu hüten."

„Pah — mich besticht keine!"

„Ich will's hoffen, denn das sage ich Dir schon jetzt, wenn ich mit Dir unzufrieden bin, oder wenn Du mir dumme Streiche machst, setze ich Dich vor die Thüre. Nimm Dich in Acht, wirst einmal ein schönes Amt erhalten, wenn Du klug und folgsam bist."

„Werdet schon zufrieden mit mir sein," erwiderte Georg treuherzig." Habt Ihr vielleicht —"

„Was soll ich haben?" fuhr der Kerkermeister barsch auf. „Frag' nicht so viel, wirst nachher selbst sehen, wen ich hier habe und was Du zu thun hast."

Damit ging der Alte hinaus und Georg fand jetzt Muße, über seine Pläne nachzudenken.

Es war doch nicht so leicht, wie er sich vorgestellt hatte, diesen Mann zu überlisten, der ihm von vornherein ein offenes Mißtrauen entgegentrug.

Aber er hatte doch schon viel gewonnen, er mußte nur vorsichtig zu Werke gehen und vor jeder Uebereilung sich hüten.

Der Kerkermeister kehrte bald zurück, er nahm die Schlüssel und forderte Georg auf, ihm zu folgen.

„Ich werde Dir nun zeigen, was Du dreimal täglich, Morgens, Mittags und Abends, zu thun hast," sagte er, „gib Acht und präge es Deinem Gedächtnisse ein, ich verlange pünktliche Erfüllung Deiner Pflichten."

Dem Pagen pochte das Herz stürmisch, die Besorgniß, daß Alice sich und ihn verrathen könne, bereitete ihm große Unruhe.

Der alte Mann öffnete eine Zelle nach der andern, Georg mußte jedem Gefangenen ein Stück Brod hineinbringen und den Wasserkrug desselben füllen.

Sieben waren schon geöffnet, jetzt standen sie vor der achten Thüre.

„Sieh Dir das schöne Weib an, aber sprich nicht mit ihr," sagte der Kerkermeister, „sie trägt das rauhe Gewand einer Büßerin, aber sie denkt nicht daran, Buße zu thun. Sie ist eine Mörderin, eine Giftmischerin, ihr schöner Leib wird auf's Rad geflochten und von den Raben zerfleischt werden."

„Wenn sie eine so große Verbrecherin ist, so geschieht ihr Recht," erwiderte Georg ruhig, „der Leib den Raben und die Seele dem Teufel."

Er trat ein. Alice saß auf ihrem harten Lager und schaute, in Brüten versunken, vor sich hin.

Sie beachtete den Eintretenden nicht, sie blickte nicht einmal auf, als er das Brod neben sie legte.

Gern hätte Georg ihr einige Worte zugeflüstert, aber er durfte es nicht wagen, wußte er doch, daß der Alte ihn scharf beobachtete.

Die Beiden kehrten jetzt in das Gemach des Kerkermeisters zurück.

Soweit war Alles vortrefflich, aber es gab noch manches Hinderniß zu beseitigen, wenn die Flucht gelingen sollte.

Der Wohnung des Kerkermeisters gegenüber lag die Wachtstube, hier hielten sechs erzbischöfliche Söldner unausgesetzt ihr Augenmerk auf Alles gerichtet, was in dem Hause vorfiel.

Es war zu erwarten, daß die Wache zur Nachtzeit verdoppelt wurde, also mußte auch sie getäuscht werden und dies war der Punkt, über den Georg jetzt ernstlich nachsann.

Aber je länger er darüber grübelte, desto weniger wollte es ihm gelingen, den Weg zu finden, auf welchem er seinen Zweck erreichen konnte, er sah endlich ein, daß er die Ueberwindung der Schwierigkeit dem Augenblick überlassen mußte.

„He, worüber denkst Du nach?“ schreckte die rauhe Stimme des Alten ihn plötzlich aus seinem Nachdenken empor. „Hat das schöne Gesicht der Giftmischerin Dir's angethan?“

„Nein, Pathe,“ erwiderte Georg ruhig, „ich dachte an meinen Vater, der nun die schwere Arbeit allein verrichten muß.“

„Oho, hast Du's schon satt hier?“ fuhr der Kerkermeister auf. „Ein lustiges Leben ist es nicht, aber man hat sein Bestehen dabei und wird nicht unter die Füße getreten, wie der Bauer.“

Georg nickte gedankenvoll.

„Das habe ich mir auch gesagt,“ fuhr er fort, „und mir ist der Tausch ganz recht. Aber habt Ihr denn auch in der Nacht Ruhe?“

„Na, versteht sich!“ lachte der Alte. „Wenn ich meine Vögel gefüttert habe, kann ich mich auf's Ohr legen.“

„Aber Ihr müßt aus dem Nest heraus, wenn in der Nacht einer von Euren Vögeln geholt wird?“

„Bewahre, dafür ist die Wache da.“

„So, sie hat also in der Nacht die Schlüssel?“

„Ja, bevor ich mich hinlege, bringe ich die Schlüssel in die Wachtstube, was in der Nacht vorfällt, kümmert mich nicht, es müßte denn etwas ganz Außergewöhnliches sein.“

Der Alte hatte bei den letzten Worten einen gefüllten Krug und zwei Becher auf den Tisch gestellt, Georg übernahm das Schenken, und er wußte in dem Schatten, den der Krug warf, den Schlaftrunk so geschickt zu brauen, daß der Kerkermeister nichts davon bemerkte.

Der Alte leerte den ersten Becher auf einen Zug und setzte dann die Unterhaltung in seiner mürrischen Weise fort.

Aber es währte nicht lange, so stellten schon die ersten Vorboten der Wirkung des Schlaftrunks sich ein.

Die Zunge wurde ihm schwer, die Augenlieder senkten sich, und sehr auch der alte Mann gegen den Schlaf ankämpfte, der ihn immer fester und fester umstrickte, gelang es ihm doch nicht, ihn zu besiegen.

Ein Glück für Georg war es, daß er keinen Verdacht schöpfte, hätte er die Wache alarmirt, so wäre der ganze Plan gescheitert.

Georg gab sich den Anschein, als bemerke er die so plötzlich sich einstellende Schlafsucht nicht, er plauderte lustig weiter, bis das Haupt des Alten schwer auf die Brust hinuntersank und das laute Schnarchen den sicheren Erfolg bewies.

Jetzt erhob der Page sich.

Er nahm die Schlüssel und schlich sich hinaus.

Bald hatte er die Zelle, in der Alice von Montfort sich befand, erreicht, er öffnete die Thüre so geräuschlos, als es ihm möglich war und trat ein.

„Ich bin's, Georg, Euer Page," flüsterte er, „verhaltet Euch ruhig, der leiseste Laut kann uns verrathen."

„Gott sei Dank," sagte Alice aufathmend, „ich werde Euch nie vergessen, daß Ihr dies für mich gewagt habt."

„Still, still," fuhr Georg fort, „wenn Ihr auch meine Liebe verschmäht habt, sie hat darum von ihrer Gluth und Kraft nichts verloren. Hier ist der Mantel des Kerkermeisters, hängt ihn um und folgt mir. Was uns auch begegnen mag, redet kein Wort, am Besten ist es, wenn Ihr Euch den Anschein gebt, als ob Ihr einen kleinen Rausch hättet, das kann uns die Flucht nur erleichtern. Gebt Acht, ich werde das Thor für einen kurzen Augenblick öffnen, benutzt ihn und eilt hinaus, wenige Minuten später folge ich Euch."

Langsam und vorsichtig durchwanderten die Beiden die dunklen Gänge, sie erreichten ungefährdet das Thor.

Hier aber stießen sie auf einen Söldner, der im Begriff stand, in die Wohnung des Kerkermeisters zu gehen, um die Schlüssel zu holen.

Als dieser die Beiden sah, blieb er stehen.

„Holla, alte Eule, es ist Zeit," sagte er. „Habt wohl wieder hinter dem Becher gesessen?"

„Still," flüsterte Georg, „mein Pathe ist nicht gut gelaunt, er hat einen Rausch, geht hinein, ich werde Euch die Schlüssel sogleich bringen."

„So? Einen Rausch?" höhnte der Söldner, „das ist in der letzten Zeit oft vorgekommen, wenn's der Herr Erzbischof erfährt —"

„Um's Gottes willen, ärgert ihn nicht," unterbrach Georg ihn ängstlich, „morgen könnt Ihr Euch über ihn lustig machen, heute gäb's Mord und Todtschlag."

Georg schob leise die Riegel zurück; er öffnete das Thor, Alice schlüpfte hinaus.

Das Thor blieb offen, so geräuschvoll auch der Page die Riegel vorschob und die Feder des Schlosses spielen ließ.

Er brachte die Schlüssel in die Wachtstube und bat den Anführer der Wache, von dem Vergehen seines Pathen keine Anzeige zu machen, der alte Mann habe aus Freude über die Ankunft seines Gehülfen und künftigen Amtsnachfolgers etwas zu viel getrunken.

Die Söldner erlaubten sich einige beißende Bemerkungen, aber

Georg hatte seinen Zweck erreicht, sie ließen ihn gehen ohne Argwohn zu hegen.

Gleich darauf verließ auch der Page das Gefängniß, er fand Alice in einiger Entfernung vor dem düstern Hause seiner harrend und führte sie in die Herberge, in welcher Maria von Habsburg sie erwartete.

Die beiden Frauen hatten sich rasch über ihre Absichten geeinigt. Nachdem Maria der Büßerin erklärt hatte, daß sie nicht ruhen werde, bis sie an dem Ritter von Poitou sich gerächt habe, war Alice sofort bereit, einen festen Bund mit ihr zu schließen.

Sie theilte ihr mit, daß sie die Geliebte des Ritters getödtet habe, und Maria von Habsburg billigte den Mord, der die Liebe Georg's zu seiner Herrin gewaltig erschütterte.

Man berieth nun, wohin man sich wenden wolle, um den Ritter zu suchen.

Alice vermuthete, daß er noch in Mainz sei, und dieser Vermuthung konnte Maria nur beipflichten, da man ja annehmen mußte, daß er die Stadt vor der Beerdigung seiner Geliebten nicht verlassen werde.

Nach langer Berathung beschlossen die Beiden, in das Haus Frunsbergs zurückzukehren und dort zu bleiben, bis Georg die nöthigen Nachforschungen angestellt und etwas Sicheres erfahren hatte.

Die Rückkehr in jenes Haus hatte noch einen andern Grund, als die Hoffnung, in demselben ein sicheres Versteck vor den Häschern des Erzbischofs zu finden. Die beiden Frauen wollten die Schätze des Wucheres suchen und sich ihrer bemächtigen, das Gold Frunsberg's bot ihnen gewaltige Hülfsmittel bei der Ausführung ihrer finstern Pläne.

Fand Georg den Ritter in Mainz nicht, so wollte man nach einigen Tagen gen Köln ziehen, inzwischen konnte der Page für Pferde sorgen.

Noch in derselben Nacht verließen die Drei die Herberge, in welcher der Pathe des Kerkermeisters in tiefem Schlaf befangen zurückblieb.

33. Kapitel.

Ritterliche Meuchelmörder.

Rabeneck und der Falkensteiner hatten am Tage nach der Ermordung Frunsberg's in das Haus des letzteren zurückkehren

wollen, aber sie fanden vor demselben eine Wache und in ihm die Söldner und Schöffen des Erzbischofs. Und nicht allein dies, sie hörten auch, daß ihre Anwesenheit in der Stadt Mainz ruchbar geworden war und man allenthalben auf sie fahndete, um ihnen wegen ihrer mannichfachen Gewaltthaten und Raubzüge den Prozeß zu machen.

Unter diesen Umständen hielten sie es für rathsam, die Stadt für einige Tage zu verlassen, um den ersten Nachforschungen auszuweichen.

Sie beschlossen, mit ihren beiden Knappen einen Raubzug zu machen und in den umliegenden Ortschaften zu sengen und zu plündern. Die Schätze Frunsberg's lagen ja in ihrem Versteck sicher, sie konnten auch später noch gehoben werden.

In ihrer ritterlichen Rüstung, geharnischt und gut bewaffnet, eilten sie hinaus mit hinuntergelassenem Visir, und die Thorwache ahnte nicht, daß diese beiden stattlichen Ritter die verfolgten Wegelagerer sein könnten.

Schon im ersten Dorfe machten sie Halt, sie kehrten in die Schenke ein und forderten Wein.

Der Wirth erkannte sie, seine Bestürzung verrieth ihnen, daß sie in diesem Hause nur so lang sicher seien, als die Macht auf ihrer Seite war; gelang es dem Wirth, hinter ihren Rücken in die Stadt zu schicken und ihre Anwesenheit in seinem Hause zu verrathen, so waren sie verloren.

Dem mußte vorgebeugt werden. Rabeneck befahl sofort den Knappen, den Wirth zu binden.

„Es ist nicht immer gut, wenn man mit aller Welt bekannt ist," höhnte er, „Euch wäre besser, Ihr hättet uns nie zuvor gesehen, denn bei dem geringsten Zeichen von Verrath stoßen wir Euch nieder. Ihr werdet uns genau sagen, wer der reichste Bauer in diesem Dorfe ist —"

„Edler Herr, das Dorf ist Eigenthum der Stadt Mainz," wagte der Wirth einzuschalten, „was Ihr auch thun mögt, überwerft Euch nicht mit der mächtigen Stadt —"

„Halt' das Maul, Schuft!" rief Rabeneck zornig. „He, Ihr Knappen, gebt ihm Einige mit der flachen Klinge über den breiten Rücken, der Fettwanst soll erfahren, daß wir uns keine Vorschriften von ihm machen lassen."

„Holla, Rabeneck, kommt hierher," rief der Falkensteiner, der am Fenster stand, „seht einmal hinunter, ist das nicht der Ritter von Poitou?"

Rabeneck war rasch hinzugetreten, er warf durch das geöffnete Fenster einen Blick auf die Landstraße.

„Beim heiligen Georg, der kommt wie gerufen," sagte er. „Kennt Ihr die Dame, die ihn begleitet?"

„Zum Teufel, kennt Ihr sie nicht mehr?“ Ihr habt ein kurzes Gedächtniß —“

„Blitz und Hagel, ja, ich kenne sie. Hei, die schöne Büßerin wird sich freuen, wenn sie hört, daß das Frauenzimmer wieder in unsrer Gewalt ist!“

„Was scheert uns das Mädchen,“ erwiderte Falkenstein, „ich mag die Last nicht mehr auf mich nehmen. Aber ihm wollen wir einen Denkzettel geben — vorwärts, die Pferde!“

Die Knappen eilten hinaus.

„Er reitet weiter,“ fuhr der Falkensteiner fort, „scheint noch nicht Rast machen zu wollen, wir werden ihn schon einholen.“

„Er kann in der Hölle Rast machen,“ rief Rabeneck. „Eigentlich sollten wir uns nicht mehr um ihn bekümmern, er hat uns —“

„Tod und Teufel, ich meine doch, wir hätten eine ziemliche Rechnung mit ihm zu ordnen, Euer Schloß hat er erstürmt, meine Veste hat er —“

„Ja, ja, nur vorwärts,“ drängte Rabeneck, „es schadet nichts, wenn wir diesem Tugendspiegel den Athem ausblasen. Aber ob Ihr Nutzen davon haben werdet, ist eine andere Frage, die Dame, deren Dank Ihr dadurch verdienen wollt, sitzt im Kerker.“

Der Falkensteiner zuckte gleichmüthig die Achseln, als ob er sagen wolle, ihn kümmere das nicht, Alice von Montfort möge zusehen, wie sie der Gefahr entrinne.

Die Wegelagerer schwangen sich in den Sattel, sie sahen die beiden Bürger nicht, welche vor der Thüre der Schenke standen und sich leise mit einander unterhielten.

„Er ist es,“ sagte einer von diesen, „Hermann von Rabeneck, folgen wir ihnen.“

Die Ritter sprengten rasch von dannen, sie schlugen dieselbe Richtung ein, in der kurz vorher Richard und Isabella Brandon das Dorf durchritten hatten.

Ungefähr eine Viertelstunde von dem Dorfe entfernt, sahen sie in geringer Entfernung vor sich die, welche sie verfolgten.

Richard unterhielt sich mit seiner Begleiterin über die deutschen Zustände, die ihnen, den Engländern, reichen Stoff zum Nachdenken und zu einer vernichtenden Kritik gaben.

Da erscholl plötzlich hinter ihnen der laute Ruf: „Halt!“ Ueberrascht warf Richard sein Pferd herum, mit eingelegter Lanze rannte Rabeneck bereits gegen ihn an, während die Knappen mit gezogenen Schwertern Thomas überfielen.

Dieser Ueberfall kam so plötzlich, so unerwartet, daß weder Richard noch Thomas Zeit fanden, die nöthigen Vorbereitungen zur Vertheidigung zu treffen.

„Rette die Dame!“ rief Richard seinem Knappen zu. „Ich hoffe, allein mit diesen Strolchen fertig zu werden.“

Dem Stoß ausweichend, warf er sich mit geschwungenem Schwert auf die Knappen, die ihm am nächsten waren. Einer von ihnen sank aus dem Sattel, der andere ergriff die Flucht.

Noch einmal befahl Richard seinem Knappen, Isabella zu retten und mit innerem Widerstreben gehorchte Thomas.

Er ergriff die Zügel des Rosses, welches Isabella trug und floh mit ihm in das nahe Gebüsch.

Richard kämpfte mit dem Falkensteiner, aber er traute seiner Kraft und seiner Gewandtheit zu viel zu.

Kaum hatte der entflohene Knappe bemerkt, daß der Ritter ganz allein gegen die Wegelagerer focht, als er zurückkehrte und sich am Kampfe betheiligte.

Von allen Seiten zugleich angegriffen, konnte Richard nicht hoffen, den Sieg über die Uebermacht zu erhalten.

Er streckte den Knappen nieder, aber die Eisenpanzer der beiden Wegelagerer machten jeden Hieb unschädlich, während er selbst nicht durch einen Harnisch geschützt war.

Hans von Falkenstein wich und wankte nicht, Rabeneck ersah den günstigen Augenblick, in welchem Richard ihm den Rücken wandte und rannte nun von dieser Seite gegen ihn an.

Mit todesverachtendem Heldenmuth vertheidigte Richard sich gegen die beiden Gegner, da traf plötzlich ein Hieb Rabeneck's sein Haupt, das Schwert in der krampfhaft geballten Faust sank er aus dem Sattel.

„Er hat genug,“ sagte Rabeneck höhnisch, „laß ihn liegen, wir wollen nun sehen, wohin das Täubchen sich geflüchtet hat.“

Der Falkensteiner war abgestiegen, er beugte sich über den leblosen Körper seines Gegners.

„Wenn ich wüßte, daß noch ein Funken Leben in ihm wäre, würde ich ihm mein Schwert in's Herz stoßen,“ sagte er, „aber ich glaube selbst, daß er genug hat.“

„Todt wie eine Maus,“ erwiderte Rabeneck, „aber wenn Ihr ein Uebriges thun wollt, schaden kann's nicht. Mich ärgert's, daß er unsere Knappen erschlagen hat, die armen Schelme haben's wahrlich nicht verdient. Wollt Ihr mit, sonst thue ich's allein?“

„Was?“

„Ei, die schöne Taube suchen. Nach solcher Arbeit ruht es sich süß in der Liebe Armen.“

„Ich danke,“ erwiderte Hans von Falkenstein. „Mit dem Knappen könnt Ihr allein fertig werden, ich will in's Dorf zurückkehren und uns vor Verrath schützen. In der Schenke findet Ihr mich, bleibt Ihr zu lange, so treffen wir uns in Mainz.“

Rakeneck hörte die letzten Worte nicht mehr, er gab seinem Roß die Sporen und sprengte auf das Gebüsch zu.

Durch dieses sehr dichte Gebüsch führte nur eine Straße, die Hufspuren in dem aufgelockerten Boden bewiesen, daß die Flüchtlinge sie verfolgt hatten.

Das erleichterte dem Raubritter die Verfolgung, wenn er auch in der ersten Stunde nichts von ihnen bemerkte, so hoffte er dennoch, sie zu erreichen.

Sich ganz den Begierden seiner wilden Leidenschaften überlassend, spornte er sein Roß an, sobald es ermattete, er gönnte sich keine Ruhe; Isabella, deren Schönheit ihn schon früher bestochen hatte, sollte sein werden.

Da endlich sah er in der Ferne die Beiden, bald darauf hatte er sie erreicht.

Ohne sich auf einen Kampf mit Thomas einzulassen, eilte er scharf an Isabella vorbei, dann warf er sein Pferd herum, umschlang mit seinen Armen das geängstigte Mädchen und hob es mit einem gewaltigen Ruck vor sich auf den Sattel.

Das Thier Isabella's scheute und lief, seine letzten Kräfte aufbietend, mit rasender Eile querfeldein, bis es erschöpft zusammenbrach, und als Thomas sich soweit von seiner ersten Bestürzung erholt hatte, daß er die verwegene That des Raubritters in ihrem ganzen Umfange erkennen konnte, war Rabeneck mit seiner Beute längst verschwunden.

Er erinnerte sich nur noch der letzten Worte, die der Wegelagerer ihm zugerufen hatte, sie enthielten die Botschaft, daß sein Herr erschlagen sei.

Thomas konnte das nicht glauben, und wenn es dennoch die Wahrheit war, so hielt er es für seine Pflicht, die Leiche seines Herrn zu suchen und nach England zu bringen.

Er ritt langsam zurück, und der Abend dämmerte schon, als er den Kampfplatz erreichte.

Da lag sein Herr am Wege und sein treues Roß stand mit gesenktem Haupte neben ihm.

Mit einem Schrei des Schmerzes und der Verzweiflung warf Thomas sich über die Leiche, er fluchte den Mördern, unter deren Streichen der edle Ritter gefallen war.

In seinem Schmerz bemerkte er nicht, daß aus dem Graben, der sich neben der Straße befand, ein alter Mann mit schneeweißem Haar und Bart sich erhob und hinter ihn trat.

Es war Levi, der Seelenverkäufer von Frankfurt. Er legte leicht seine Hand auf die Schulter des trauernden Knappen und fragte ihn, weshalb er in der schweren Stunde seinen Herrn verlassen habe.

„Glaubt Ihr, ich würde es gethan haben, wenn mein Herr es mir nicht geboten hätte?“ fuhr Thomas zornig über den Vorwurf, der in dieser Frage lag, auf. „Nun ist das Mädchen dennoch in der Gewalt des Raubritters, besser wäre es gewesen, sie hätte allein die Flucht ergriffen und ich —“

„Das hättet Ihr früher bedenken sollen, nun ist es zu spät,“ unterbrach der Jude ihn. „Rabeneck wird seiner Strafe nicht entrinnen, die Häscher des heimlichen Gerichts sind ihm auf der Ferse, das mag Euch trösten.“

„Ein schöner Trost!“ sagte Thomas erbittert. „Ein besserer Trost wäre es für mich, wenn ich die Meuchelmörder in Stücke hauen könnte. Waret Ihr zugegen, als er erschlagen wurde?“

„Nein. Mein Weg führte mich hierher, ich will nach Mainz zurück.“

Thomas beugte sich wieder über seinen Herrn, um die Todeswunde zu suchen.

Er fand keine Verletzung und als er nun das Wamms öffnete, war es ihm plötzlich, als ob der Athem seines Herrn leicht seine Wangen streife.

Er theilte diese Entdeckung dem Juden mit, Levi holte ein Fläschchen hervor und wusch mit der Flüssigkeit, die es enthielt, Stirne und Schläfen des Ritters.

Der Athem begann rascher und stärker zu werden, das Leben kehrte allmählig zurück.

Endlich öffnete Richard die Augen.

Er konnte sich auf das, was mit ihm vorgegangen war, nicht besinnen, Thomas mußte es ihm berichten.

Unverzüglich wollte er jetzt den Wegelagerer aufsuchen und verfolgen, aber er fühlte sich zu schwach dazu, er war nicht einmal im Stande, sich in den Sattel zu schwingen.

„Das ist etwas mehr, als eine Betäubung,“ sagte Levi, bedenklich das Haupt schüttelnd. „Ihr müßt vor allen Dingen Ruhe und eine gute Pflege haben. Wären wir in Frankfurt, wie gerne wollte ich Euch in mein Haus aufnehmen, aber Ihr seid nicht im Stande, den Weg dahin zu machen, wir müssen in der Nähe ein Obdach suchen. Bleibt Ihr bei Eurem Herrn, ich will in's Dorf gehen und mit dem Wirth reden.“

Richard mußte diesem Rath und Vorschlag beistimmen, er fühlte sich wirklich zu sehr entkräftet, und der gewaltige Schmerz in seinem Kopfe ließ ihn befürchten, daß eine ernste Krankheit im Anzuge war.

Der Hieb, der seinen Schädel getroffen hatte und dessen Wucht glücklicherweise durch das Polster des Baretts einigermaßen geschwächt worden war, mußte das Gehirn erschüttert haben und die Befürchtung lag nahe, daß einzelne innere Theile verletzt waren.

So gerne er auch sofort die Verfolgung des Raubritters aufgenommen hätte, sah er doch selbst ein, daß er nicht daran denken durfte und daß mehrere Tage verstreichen würden, ehe er wieder im Sattel sitzen konnte.

Levi wanderte in das Dorf und das Erste, was er erblickte, war das Pferd des Falkensteiners, welches angebunden vor der Schenke stand.

Trotzdem ging der Jude hinein.

Er hörte den Wegelagerer fluchen und schelten und der Wirth sagte ihm, der Ritter sei wüthend darüber, daß sein Waffengefährte sich noch nicht wieder eingefunden habe.

Ein bedeutsames Lächeln glitt verstohlen über das Gesicht des Juden, er glaubte zu wissen, weshalb Hermann von Rabeneck nicht zurückkehrte.

Er theilte dem Wirth seinen Wunsch mit, er bat ihn, einem Verwundeten für einige Tage Obdach und Pflege zu geben und versprach ihm dafür fürstliche Zahlung.

Der Wirth erklärte sich dazu bereit, er gelobte auch, die Anwesenheit dieses Gastes in seiner Herberge geheim zu halten und ihn so sorgsam zu pflegen, als ob er sein eigener Bruder wäre.

Inzwischen wetterte und tobte der Falkensteiner im anstoßenden Gemach unaufhörlich weiter, endlich trat er heraus.

„Gebt mir noch einen Humpen," befahl er dem Wirth, „ich habe keine Lust, länger zu warten. Wenn der Ritter kommt, sagt ihm, ich habe die Geduld verloren und sei fortgeritten. Was thut der Jude hier?"

Levi trat scheu zurück, er kannte diesen Blick, dem in der Regel ein Wuthausbruch folgte.

„Ein armer Schacherjude," sagte der Wirth, während er seinem ungebetenen Gast den Humpen reichte, „er kommt dann und wann in's Dorf, um Glasperlen zu verkaufen."

Der Falkensteiner leerte den Humpen auf einen Zug, dann trat er rasch auf den Juden zu und im nächsten Augenblick traf das Gesicht Levi's ein Faustschlag, daß der alte Mann vor Schmerz laut aufschrie.

Der Ritter lachte laut und roh auf und ging, ohne sich weiter um den Mißhandelten zu bekümmern, hinaus.

Einen Augenblick später hörte man den Hufschlag seines Rosses und jetzt athmete der Wirth auf, als ob ihm eine schwere Last von der Seele genommen sei.

„Daß er den Hals bräche!" sagte er. „Dieses adlige Raubgesindel nährt sich von unserm Schweiß und Blut und behandelt uns wie die Hunde!"

Levi wischte mit seinem Gewand das Blut aus dem Gesicht und stöhnte dabei tief auf.

„Das Maaß ist längst voll gewesen," erwiderte er, „aber so lange der Bürger und der Bauer sich treten läßt, wird er getreten. Wir erleben's nicht, aber es wird eine Zeit kommen, in der die Bauern furchtbares Gericht halten werden, das kann nicht ausbleiben. Bereitet das Gemach, ich gehe, um den Verwundeten zu holen.

34. Kapitel.

Die Boten des heimlichen Gerichts.

Trotzdem Isabella wußte, daß ihre Bemühungen vergeblich waren, versuchte sie dennoch, sich aus den Armen des Raubritters zu befreien.

Das Einzige, was sie dadurch erzielte, war der höhnende Spott Rabeneck's, der seine Beute fest umschlungen hielt, und sich bei allen Mächten des Himmels und der Hölle verschwor, daß sie sein bleiben solle.

Isabella hatte seit ihrer Abreise aus England von der deutschen Sprache so viel gelernt, daß sie Alles, was geredet wurde, verstehen und zur Noth auch selbst sich verständlich machen konnte, aber wenn auch dies nicht der Fall gewesen wäre, hätte sie doch über die Absichten des Ritters nicht im Zweifel sein können, da dieselben sich in seinen Blicken deutlich kund gaben.

Es war seine Absicht, zu seinem Genossen zurückzukehren und in der Dorfschenke zu übernachten.

Sein ermattetes Roß ging gemächlich vorwärts und Rabeneck ließ es gehen, wie es ihm beliebte, es war ihm gleichgültig, ob er eine Stunde früher oder später die Schenke erreichte.

Sein Weg führte ihn an dem Kampfplatze vorbei, mit einem teuflisch boshaften Lachen machte er Isabella auf den Erschlagenen aufmerksam.

Das Mädchen erkannte den Geliebten schon an der Kleidung, ein namenloser Schmerz durchzuckte ihre Seele.

Und diesem Schmerz in Worten Luft zu machen, durfte sie nicht wagen, Rabeneck würde durch seinen beißenden Hohn ihn nur noch gestachelt haben.

Sie waren kaum noch einen Steinwurf von dem Dorfe entfernt, als plötzlich das Pferd des Ritters strauchelte.

Mit einem rohen Fluch zog Rabeneck die Zügel an, das Thier stand, aber es zitterte am ganzen Leibe.

Der Ritter schlug es, er stieß ihm die Sporen in die Weichen, hochauf bäumte es sich, aber es wollte nicht mehr von der Stelle.

Das war dem Wegelagerer noch nicht vorgekommen, er sah sich genöthigt, abzusteigen, denn was er auch thun mochte, es gelang ihm nicht, das Thier zu beruhigen.

Kaum hatte er den Fuß aus dem Steigbügel, als er eine eisenfeste Faust im Nacken fühlte, zwei Arme umschlangen ihn so fest, daß er kein Glied bewegen konnte.

„Holla, was soll das!" rief er wüthend, während er vergeblich versuchte, seine Arme zu befreien. „Wer Ihr auch sein mögt, das Leben scheint für Euch keinen Werth zu haben."

Keine Antwort erfolgte, aber Rabeneck fühlte, daß ihm die Hände auf dem Rücken zusammen geschnürt waren, während die Arme ihn noch fester umstrickten.

Er knirschte mit den Zähnen vor Wuth, mußte er doch jetzt auch sehen, daß Isabella aus dem Sattel gehoben wurde, daß sie, eine Seitenstraße einschlagend, rasch davonging. Seine ganze Kraft aufbietend, versuchte er noch einmal, durch einen gewaltigen Ruck sich los zu reißen und die Gegner abzuschütteln, der Versuch mißlang.

„Ritter von Rabeneck, Ihr seid dem Gericht verfallen", sagte eine tiefe Stimme. „Weshalb erschient Ihr nicht, als Ihr vorgeladen ward?"

„Geht zum Teufel, unheimliches Gesindel!" schrie der Ritter, dessen Leib ein jäher Schreck durchfuhr. „Was habt Ihr mit mir, was habe ich mit Euch zu schaffen?"

„Das werdet Ihr erfahren, wenn wir an Ort und Stelle sind", erwiderte die Stimme. „Wir sind nur die Boten des Gerichts und nicht berufen, ein Urtheil zu fällen. So, jetzt seid Ihr fest, Ihr werdet uns nicht entrinnen."

Die Arme, welche den Wegelagerer umschlungen hatten, lösten sich, aber nur, um ihn auf's Neue zu umschlingen und in den Sattel zu heben.

Jetzt wurden auch seine Füße gefesselt und Rabeneck mußte aus all' den Vorkehrungen, welche man traf, erkennen, daß es um ihn geschehen war, wenn es ihm nicht gelang, zu entfliehen.

Seiner Gegner waren nur zwei, dieselben Bürger, welche ihm von der Dorfschenke aus gefolgt waren.

Große, robuste Gestalten von kräftigem Körperbau mit sehnigen Armen, deren Kraft Rabeneck schon gefühlt hatte, und Zügen, in

denen eine kühne Entschlossenheit sich ausdrückte, waren sie wohl im Stande, ihren Gefangenen zu hüten, dem die Stricke, mit denen er gefesselt war, tief in's Fleisch einschnitten.

Die Boten der heiligen Vehme bestiegen nun auch ihre Pferde, die seitwärts neben der Straße standen, sie nahmen den Gefangenen in ihre Mitte und ergriffen die Zügel seines ermatteten Rosses.

„Hofft nicht, daß es Euch gelingen werde, uns zu entfliehen", nahm einer der Boten in ernstem, eindringlichen Tone das Wort, „wir sind ermächtigt, Euch sofort aufzuknüpfen, wenn Ihr den Versuch dazu macht."

„Mörder!" knirschte Rabeneck in ohnmächtiger Wuth.

„Denkt über Eure Thaten nach", fuhr der Bote fort, „wir sind keine Mörder, sondern Richter, die nach Recht und Gesetz urtheilen. Hofft auch nicht, während der Reise Hülfe zu finden, Jeder weiß, welche Strafe den trifft, der einem von der Vehme Geächteten Beistand leistet."

„Dennoch werde ich Alles versuchen, um mich aus Eurer Gewalt zu befreien", erwiderte der Gefangene, den die Wuth zu ersticken drohte, „dann aber hütet Euch vor mir, ohne Gnade und Barmherzigkeit werde ich Euch zusammenhauen."

Der Bote, der ihn gewarnt hatte, gab seinem Gefährten ein Zeichen.

„Fort!" sagte er und die Pferde rannten mit ihren Reitern in die anbrechende Nacht hinaus. —

Isabella Brandon hatte sich von dem Schauplatze entfernt, ohne zu wissen, wohin sie sich wenden sollte.

Nur der eine Wunsch beseelte sie, dem Bereich ihrer Feinde zu entfliehen, wo die Flucht endete, war ihr gleichgültig.

Die Furcht vor ihren Feinden, vor Alice von Montfort und den beiden Raubrittern ließ ihr keine Ruhe, sie fürchtete jeden Augenblick Hufschlag hinter sich zu hören und mit geflügelter Hast setzte sie ihren Weg fort, nicht achtend des steinigen Weges, der ihren zarten Füßen empfindsame Schmerzen bereitete, noch der Dorngestrüppe, an denen ihr Gewand zerriß.

Endlich nach langem Wandern nahm ein Wald sie auf, sie verließ die Straße und eilte in das Gebüsch hinein, um sich zu verbergen und in geschütztem Versteck ein Obdoch für die Nacht zu suchen.

Erst jetzt, als sie unter einem Baume erschöpft auf dem Moosteppich niedersank, dachte sie ernstlich über ihre Lage nach.

Richard war todt; ihr blieb jetzt nichts mehr übrig, als nach England zu ihrem Vater zurückzukehren und dort geduldig auszuharren, bis der Gram und die Trauer ihr Herz brachen und sie im Tode mit dem Geliebten wieder vereinten.

Wohl trieb es sie hin zu der theuren Leiche, aber sie durfte nicht hoffen, die Stätte wiederzufinden, und selbst, wenn sie nach langem Wandern und Suchen sie fand, so mußte sie erwarten, daß die Leiche längst gefunden und beerdigt war.

Das arme Mädchen fand keinen Trost für den gewaltigen Schmerz, der ihre Seele folterte, sie hätte diesen Trost vielleicht in dem Entschluß gefunden, Rache zu nehmen an den Mördern des Geliebten, aber zu solchem Entschluß fehlte ihr Alles, was dazu befähigte, ihn zu fassen und auszuführen.

Nach Mainz durfte sie nicht zurück, dort war Alice von Montfort, dort waren die Wegelagerer, und nach Köln mochte sie auch nicht gehen, obschon sie wußte, daß Beatrix sie mit offenen Armen empfangen würde.

Sie war ja auch dort nicht sicher vor den Verfolgungen ihrer Feinde, und was sollte sie auch dort?

Sie gedachte ihres Vaters, der sich ihretwegen grämte und härmte, dem sie durch ihre Rückkehr eine Freude bereitete.

Sie liebte den alten Mann, sie hatte jetzt nur noch ihn allein, sie mußte sich an ihn anklammern mit der ganzen Gluth und Kraft ihrer Seele.

Zu ihm wollte sie zurück, fort aus Deutschland, an welches für sie nur traurige Erinnerungen sich knüpften.

So verstrich die Nacht, Isabella fand keinen Schlaf, keine Ruhe.

Als der Morgen dämmerte, erhob sie sich, um auf's Geradewohl ihren Weg fortzusetzen.

Sie hoffte, nach kurzer Wanderung eine Hütte zu finden, in der sie einige Stunden ruhen und sich nach dem Wege, den sie einschlagen mußte, erkundigen könnte.

Da sah sie plötzlich, als sie aus dem Dickicht in die freiere Waldung hinaus trat, vor sich die Hütte eines Einsiedlers, sie ging hinein, im Stillen Gott dankend, daß er ihren Wunsch so bald erhört hatte.

Der fromme Greis empfing sie mit freundlichen, liebevollen Worten, er fragte nicht, was sie zu ihm führe, er erkannte sofort, daß ein gewaltiger Kummer ihre Seele bedrückte.

Erschöpft sank Isabella auf die Bank nieder, erst jetzt, bei den theilnehmenden, herzlichen Worten des Einsiedlers, brach ihr Schmerz sich in einem Thränenstrom Bahn.

Der Greis bot ihr Milch, Brod und Früchte an, er bereitete ihr ein Lager von Moos und dürrem Laub und bat sie, auszuruhen.

Mit herzlichem Danke nahm Isabella die Gastfreundschaft des Einsiedlers an, und nachdem sie durch kurzen Schlaf den

Körper erfrischt hatte, theilte sie dem Greis alle ihre Erlebnisse mit.

Der Einsiedler schüttelte, als sie schwieg, bedenklich das Haupt.

„Wie Ihr's auch betrachten mögt", sagte er, „Euren Geliebten hat Gottes Strafe für den Mord getroffen."

„So nennt auch Ihr den Zweikampf Mord?" fragte Isabella bestürzt.

„Gewiß, zumal, wenn der Gegner durch Spott, Hohn und Kränkungen gereizt und gezwungen wird, zur Waffe zu greifen. Was aber wollt Ihr nun in England? Eurem Vater die letzten Tage seines Lebens verbittern durch Eure Klagen und Euer Jammern? Ihr sagt, Ihr liebet ihn, Ihr wollt ihm fortan eine Stütze sein. Werdet Ihr es ihm sein können? Euer Schmerz wird ihn betrüben —"

„Ich muß hin —"

„Ihr müßt? Glaubt Ihr, daß Ihr England erreichen werdet? Habt Ihr die Mittel, den weiten Weg zurückzulegen?"

„Ich werde mitleidige Seelen finden, die mich aufnehmen, wenn ich nicht weiter kann —"

„Armes Kind, wie wenig kennt Ihr die Menschen! Habsüchtige Egoisten sind sie alle; was sie thun, das thun sie ihres eignen Vortheils wegen, nicht um Gotteslohn zu verdienen. Bedenkt die Gefahren, von denen Ihr umringt sein werdet. Ihr seid schön und Schönheit bringt Gefahr. Nein, nein, Ihr werdet England nicht erreichen, an jeder Straße lauern die Raben und Falken und wenn sie kein edleres Wild jagen können, so zerfleischen sie die Taube."

Rathlos blickte Isabella zu dem alten Manne auf, es lag Wahrheit in seinen Worten, sie konnte es nicht leugnen.

„Der Himmel hat Euch eine schwere Prüfung auferlegt", fuhr er nach einer Pause fort, „tragt sie demüthig und geduldig, seid eine fromme, bescheidene Magd, so werdet Ihr Gott wohlgefällig sein und dereinst mit Eurem Geliebten wieder vereint werden."

„Ich will es", sagte Isabella leise, „ich will nicht murren und klagen, es ist ja Gottes Wille."

„Und er hat Euch durch diese Prüfung den Weg gezeigt, den Ihr wandern müßt. Nicht bei Eurem Vater, nicht im Geräusch der Welt findet Ihr Ruhe und Vergessenheit, in der Einsamkeit der Klosterzelle müßt Ihr sie suchen, dort müßt Ihr Euch vorbereiten auf die einstige Wiedervereinigung.

Isabella war erschreckt zusammengefahren, sie fürchtete die stille, abgeschlossene Einsamkeit des Klosters.

„Nun Ihr den irdischen Bräutigam verloren habt, weiht Eure

Seele und Euren Leib dem himmlischen, werdet eine Braut des Gekreuzigten, so seid Ihr Gott und den Menschen wohlgefällig und keine irdische Verfolgung kann Euch ferner erreichen."

„Und mein Vater?" fragte Bella.

„Er würde Euren Entschluß billigen und es wird ihn trösten und beruhigen, daß Ihr eine sichere Zuflucht gefunden habt für Euer ganzes Leben."

„Glaubt Ihr das wirklich?"

„Ich glaube es. Er weiß, daß Ihr für ihn beten werdet, daß Euer Leben fortan ein stetes Gebet sei für das Heil seiner Seele. Folgt meinem Rathe, ich kenne ein stilles Kloster, dorthin will ich Euch führen, und der frommen Mutter Euch empfehlen."

„Gönnt mir Zeit," sagte Isabella schwankend, „so rasch kann ich mich nicht damit befreunden, daß ich meinen armen Vater nimmer wiedersehen soll. O, wenn Ihr wüßtet, wie sehr er mich liebt!"

„Weshalb sollt Ihr ihn nicht wiedersehen? Er wird England verlassen, und in der Nähe des Klosters sich eine Hütte bauen, er darf Euch und Ihr dürft ihn besuchen, und wenn er zum Sterben kommt, so drückt Ihr ihm die Augen zu und pflegt die Blumen auf seinem Grabe."

Isabella versank in Nachdenken.

Sie fand das Kloster schon nicht mehr so einsam und düster, ihr Leben war nicht mehr so ganz ohne Zweck.

Sie konnte im geistlichen Gewande eine Freundin und Beschützerin der Armen und Kranken sein, sie konnte sich vorbereiten auf das Wiedersehen, auf welches sie hoffte und vertraute.

Lange dachte sie über den Rath des Einsiedlers nach, dann erklärte sie ihm, daß sie bereit sei, den Schleier zu nehmen.

„Versucht es," sagte der Greis sanft, „wenn Ihr das Probejahr zurückgelegt habt, steht Euch die Wahl noch immer frei. Morgen früh wollen wir aufbrechen, das Kloster ist nicht weit von hier entfernt; ich besuche die fromme Mutter oft; wenn Ihr Trost und Rath bedürft, so mögt Ihr Euch an sie, oder auch an mich wenden."

Isabella befreundete sich jetzt mehr und mehr mit ihrem Vorhaben, ja, sie sehnte sich schon nach der Ruhe und Einsamkeit ihrer Klosterzelle, welche der Greis im Laufe des Tages mit herrlichen Farben ihr schilderte.

Die Vermuthung, daß ihr Geliebter nur schwer verwundet sei und noch leben könne, tauchte in ihrer Seele nicht auf, wie konnte dies auch geschehen, hatte sie doch selbst seine Leiche gesehen, mußte sie sich doch sagen, daß die Meuchelmörder ohne Zweifel ihr Verbrechen vollständig begangen hatten.

Am nächsten Morgen in der Frühe brachen die Beiden auf.

Es war ein wunderbarer Morgen, der Hauch des Frühlings durchwehte den Wald mit seinem würzigen Duft, die Schneeglöckchen lugten aus dem frischen Grün des Moosteppichs hervor, die zarten, saftigen Blätterknospen begannen sich zu entfalten und oben in den Zweigen sangen und zwitscherten die Vögel dem Engel des Frühlings entgegen.

Fern im Gesträuch sang und klagte eine Nachtigall, die Königin der gefiederten Sänger.

Klagte sie über das Liebesleid in ihrer eigenen kleinen Brust, klagte sie darüber, daß ein junges Menschenherz für immer lebendig begraben werden sollte?

Ein Herz, welches berufen war, Theil zu nehmen an den süßen Freuden des Lebens und der Liebe, ein Herz, welches hoch und voll schlug für alles Schöne und Edle!

Und nun? Begraben für immer hinter hohen Mauern, über welche nur Sonne, Mond und Sterne hinüberschauen durften.

Was war es denn anders, als ein Begraben und Vergessen für immer, als ein Leben voll trüber Gedanken, als ein langsames Hinsterben.

Auch Bella vernahm das klagende Singen der Nachtigall und sie meinte, die Brust müßte ihr zerspringen vor innerem Weh, die kranke Brust, für die sie hinter den hohen Mauern Genesung zu finden hoffte.

35. Kapitel.

Im Schatzgewölbe.

Alice von Montfort und Maria von Habsburg hatten in dem verlassenen Hause Frunsbergs mehrere Gemächer für sich gewählt und sich heimisch in ihnen eingerichtet. Sie schickten den Pagen aus, um über Richard Nachforschungen anzustellen und Pferde zu kaufen, auch Erkundigungen einzuziehen, was über die Vorfälle im Hause Frunsbergs und die Flucht Alice's gesprochen wurde. Ihre erste Sorge galt nun der Entdeckung des Schatzes; kaum hatte Georg das Haus verlassen, als die beiden Frauen mit ihren Nachforschungen begannen.

Aber sie waren darin nicht glücklicher wie Rabeneck und Falkenstein, auch sie fanden keine Spur von einem Versteck.

Und doch unterlag es keinem Zweifel, daß Frunsberg nahmhafte Schätze hinterlassen hatte, und daß diese Schätze sich an irgend einem verborgenen Orte des Hauses befanden.

Rathlos standen die beiden Frauen in dem Gewölbe, bald hierhin, bald dorthin den forschenden Blick richtend. Da vernahmen sie plötzlich über sich schwere Tritte, es war der Tritt eines Gepanzerten, man hörte deutlich das Klirren der Sporen und Rasseln der eisernen Schienen des Harnisches.

Erschreckt zogen die Frauen sich in eine dunkle Ecke zurück, sie hörten, daß der Ritter in die Gewölbe hinunterstieg, sie mußten befürchten, daß sie verrathen waren, daß die Häscher kamen, um Alice zu holen.

Der Ritter strauchelte, ein Fluch entfuhr seinen Lippen, am Klange der Stimme erkannte Alice den Falkensteiner.

So unangenehm ihr auch auf der einen Seite die Begegnung mit ihm an diesem Orte war, so angenehm mußte es ihr auf der andern Seite sein, wieder einen Beschützer gefunden zu haben, dessen starker Arm im Nothfalle sie vertheidigen konnte.

Sie trat hervor, entsetzt prallte im ersten Augenblick der Ritter zurück, als er aus dem Dunkel so plötzlich eine Gestalt hervortauchen sah.

Sein Entsetzen wich einer freudigen Ueberraschung, als er Alice erkannte.

„Ei der Teufel", sagte er erfreut, „da erspart Ihr mir eine mühevolle Arbeit, ich wollte Euch in der nächsten Nacht aus Eurem Kerker befreien."

„Wirklich?" spottete Alice, die keinen Grund hatte, dieser Behauptung Glauben zu schenken. „Da wäret Ihr zu spät gekommen. Wenn mein muthiger Page nicht sein Leben für mich gewagt hätte, wäre ich wohl jetzt nicht mehr unter den Lebenden."

„Das dankt Ihr Eurem Pagen?" fragte Falkenstein erstaunt. „Der Bursche hat mehr Muth, als ich glaubte. Wer ist denn diese schöne Dame?"

„Maria von Habsburg, meine Freundin."

„So, so, weshalb habt Ihr Mainz nicht sofort verlassen? Geheuer ist es hier wahrlich nicht —"

„Ich werde abreisen, sobald ich weiß, wo ich meinen Todfeind zu suchen habe."

„Na, darüber wollen wir später reden," sagte der Ritter, „ich bin auch nicht müßig gewesen und habe mehr gethan, als Ihr ahnen mögt."

„Wißt Ihr, wo er ist?" fragte Alice gespannt.

„Ja, aber warten wir, bis wir unter uns sind. Wo ist Euer Page?"

„Was wollt Ihr von ihm?"

„Nichts."

„Wenn Ihr Heimlichkeiten mit ihm habt —"

„Bewahre, ich wünsche nur zu wissen, wo man hier Geld finden kann."

„Also das war der Zweck Eurer Hierherkunft?" fragte Alice.

„Theilweise — ja."

„Weiß Georg, wo das Versteck sich befindet?"

„Ich vermuthe es, Frunsberg beklagte sich über ihn, er nannte ihn einen Spion.

„Sagt mir die Wahrheit, habt Ihr den Wucherer in's Jenseits befördert?"

„Und wenn ich es gethan hätte," fuhr der Ritter unwirsch auf. „Was könnte es Euch kümmern? Er war ein Schuft, ein geiziger, habsüchtiger —"

„Ereifert Euch nicht," unterbrach Alice ihn mit verachtender Kälte, „was er auch verschuldet haben mag, es bleibt immer ein Mord."

„Meinetwegen, nennt's wie Ihr wollt, nun aber die Saat gesäet ist, will ich auch die Früchte ernten. Könntet Ihr Eurem Feinde den Dolch ins Herz stoßen, würdet Ihr Euch nicht lange besinnen und wahrhaft nicht darüber nachdenken, ob es ein Mord oder eine ehrliche Handlung sei. Wo ist der Page?"

„Dort kommt er," erwiderte Alice, auf die Treppe zeigend, auf der Georg schon seit einigen Minuten horchend stand. „Eins mache ich zur Bedingung, wenn wir den Schatz finden, erhalten wir, meine Freundin und ich, ebenfalls unsern Antheil."

„Und wenn ich mich weigere, diese Bedingung zu erfüllen?" fragte der Ritter trotzig.

„Dann sind wir geschiedene Leute."

„Oho! davon kann nun nicht mehr die Rede sein, denn ein festes Band fesselt uns an einander. Aber gebt Euch zufrieden, es wird genug für uns alle in dem geheimen Versteck liegen."

Georg hatte sich der Grube genähert, der Ritter forderte ihn
mitzutheilen, was er durch seine Spionage erreicht habe.
auf, Anfangs leugnete der Page, überhaupt etwas entdeckt zu haben, erst als Alice ihm befahl, der Wahrheit die Ehre zu geben, rückte er mit der Sprache heraus.

Der Falkensteiner lachte laut auf, als Georg ihm das Gespenst beschreiben wollte, welches in dem geheimen Gewölbe ihm so plötzlich erschienen war.

„Dummes Zeug!" rief er. „Entweder hat der Bursche in seiner Angst etwas gesehen, was —"

„Herr Ritter, es war ein wahrhaftes Gerippe", unterbrach Georg ihn. „Es sprang plötzlich hinter dem Kasten hervor, ich habe es deutlich gesehen."

Der Falkensteiner hatte schon die leeren Fässer zur Seite geschleudert.

„Erschrak denn Frunsberg nicht vor dem Gespenst?" fragte er.

„Nein, er fuhr erst dann zusammen, als ich schrie."

„So war es auch sein eigenes Werk."

Die gesammten Schlüssel des Wucheres hatten die Wegelagerer damals mitgenommen, jetzt waren sie im Besitz des Falkensteiners, der ohne Mühe die beiden Thüren öffnete.

Man sah in einen finsteren Raum hinein, Alice befahl dem Pagen, eine Lampe zu holen.

Als er damit zurückkehrte, und ein schwacher Schein den Raum theilweise erhellte, stieß der Falkensteiner einen Freudenschrei aus.

Er schritt ohne Verzug auf einen der eisernen Kasten zu, die nach seiner Ueberzeugung alle nur Gold oder Silber enthalten konnten.

Jener Spuk, von dem Georg geredet hatte, widerholte sich, geräuschvoll klappernd sprang das Gerippe plötzlich hinter dem Kasten empor.

Im ersten Moment fuhr der Ritter überrascht zurück, den Lippen der Frauen entrang sie ein Schrei der Furcht und des Entsetzens.

Dann aber riß er das Schwert aus der Scheide und laut lachend zertrümmerte er mit einem einzigen Hieb das weiße Knochengerüst.

Der Schlüssel zu dem Kasten befand sich ebenfalls an dem Schlüsselband, die Riegel knarrten, der schwere Deckel kreischte in den halb verrosteten Angeln der Gehänge, aber unter ihm blitzte und funkelte das Gold.

Mit der wilden Gluth eines Heißhungrigen stürzte der Ritter sich auf das edle Metall, welches theils lose, theils in Säckchen verpackt, in dem Kasten lag. Seine zitternden Hände wühlten in dem Golde und heller als dieses blitzten seine Augen, die sich nicht satt sehen konnten an dem Mammon.

Dieser Kasten standen drei in dem Gewölbe, aber nur einer war mit Goldmünzen gefüllt, die beiden andern enthielten Silber und werthvolles Geschmeide.

Nach dem Geldwerthe jener Zeit war es ein unermeßlicher Schatz, wie ihn wenige Fürsten besaßen.

Auch Alice und Maria fühlten die Habsucht in ihrer Seele erwachen, auch sie waren verblendet von dem verlockenden Glanze.

Endlich erhob der Ritter sich von dem Boden, auf welchem er kniete, um in den Golde wühlen zu können.

„Ich werde meine Veste wieder aufbauen“, sagte er, „schöner, herrlicher und stärker, als sie zuvor gewesen ist.“

„Vergeßt nicht die Bedingung“, warf Alice ein.

„Zum Teufel mit Eurer Bedingung!“ rief der Falkensteiner auffahrend. „Das Geld ist mein, ich bin der Erbe Frunsbergs. Aber ein Knauser bin ich nicht, nehmt jenen Kasten, was er enthält, soll Euer Eigenthum sein, wenn Ihr Alle gelobt, zu schweigen und keine Silbe von diesem Geheimniß zu verrathen. Niemandem, hört Ihr, auch dem Ritter von Rabeneck nicht; wenn ich mit Jedem theilen sollte, hätte ich nachher selbst nichts mehr.“

„Ich denke, dieses Versprechen können wir geben“, wandte Alice sich zu Maria, „es ist ja auch unser Vortheil, wenn Niemand das Geheimniß erfährt.“

„Ihr gelobt also Verschwiegenheit?“

„Bis in's Grab“, erwiderten Beide, auch Georg gelobte, zu schweigen, nachdem der Falkensteiner ihm einige Goldstücke gegeben hatte.

Man verließ jetzt das Gewölbe und kehrte in die oberen Räume des Hauses zurück, um zu berathen, wie man sich den Besitz des Geldes sichern konnte.

In dem Hause Frunsbergs durfte es nicht zurückbleiben, es war ja zu erwarten, daß die Behörde der Stadt dieses Haus für ihr Eigenthum erklärte und verkaufte, man mußte also suchen, es heimlich hinauszuschaffen und an einem sichern Orte zu verbergen.

Alice und Maria beschlossen, ihren Antheil mitzunehmen, sie wollten das Geld in Säckchen einnähen, um die kostbare Last ihren Pferden aufzubürden.

Der Ritter rieth davon ab, er machte sie darauf aufmerksam, daß es rathsamer sei, nur den kleineren Theil mitzunehmen, den größeren irgendwo zu vergraben, oder zu verstecken, da ja nicht vorauszusehen sei, welche Unfälle sie auf der Reise treffen könnten?

Sein eigener Schatz bereitete ihm große Sorgen.

Er besaß zwar ein sicheres Versteck unter den Trümmern seiner Burg, aber, wie wollte er ihn hinaufschaffen?

Die Last war für sein Roß zu schwer, er mußte mindestens dreimal hin- und zurückreiten, wenn er ihn bergen wollte.

Bis das geschehen war, worüber eine Nacht verstreichen konnte, sollten die beiden Frauen in dem Hause bleiben und den Schatz hüten.

Diese Zumuthung wurde energisch zurückgewiesen, Alice war entschlossen, noch am Abend dieses Tages aufzubrechen, nachdem

sie durch Georg erfahren hatte, daß Richard in Begleitung einer Dame schon am Tage vorher hinausgeritten war.

„Das möge Euch keine Sorge bereiten," sagte der Falkensteiner, „Euer Feind ist todt."

In den dunklen Augen Alice's blitzte es jäh auf.

„Glaubt Ihr, dadurch mich täuschen zu können?" rief sie in leidenschaftlicher Aufregung. „Hütet selbst Euren Mammon, mir ist meine Rache —"

„Blitz und Hagel, ich sage Euch, er ist mausetodt," unterbrach der Ritter sie unwirsch. „Ich habe ihn gestern auf der Landstraße erschlagen, wenn Rabeneck nicht so toll gewesen wäre, der Jungfer nachzureiten, würde er's mir bezeugen können."

„Welcher Jungfer?" fragte Alice in fieberhafter Spannung.

„Dem englischen Minstrel, Eurer schönen Gefangenen, die Rabeneck damals Euch schenkte."

„Daran ersehe ich, daß Ihr mich betrügt," erwiderte Alice, deren Wangen die Gluth der Entrüstung färbte, „Isabella Brandon war eine Leiche, als der Ritter von Poitou sie wiederfand."

„Oho, ich werde doch meinen eignen Augen trauen dürfen!" fuhr der Falkensteiner zornig auf. „Ich sage Euch, sie ritt neben ihm und sie saß so frisch und gesund im Sattel, wie Ihr jetzt vor mir sitzt.

„Sagt die Wahrheit," nahm Maria das Wort, „habt Ihr ihn wirklich erschlagen, oder nur verwundet?"

„Welches Interesse nehmt denn Ihr daran?"

„Er ist auch mein Todfeind."

„Bei allen Heiligen, der arme Teufel scheint ja unter den Weibern verrathen und verkauft gewesen zu sein," spottete der Ritter. „Mich wundert nur, daß —"

„Ihr weicht mir aus," unterbrach Maria ihn ernst, „ich bitte Euch, gebt mir Antwort auf meine Frage."

„Ich hab's Euch ja gesagt, mausetodt ist er, was wollt Ihr mehr?"

Der Blick Alice's hing mit gespannter Erwartung, halb gläubig, halb zweifelnd, an den Lippen des Ritters.

„Ihr erschlugt ihn wirklich?" fragte sie. „Weshalb habt Ihr mir nicht ein Zeichen mitgebracht, daß ich Euch glauben kann?"

„Weshalb? Weshalb?" entgegnete Hans von Falkenstein ungeduldig, „der Teufel soll an Alles denken. Ich ließ ihn auf der Landstraße liegen, während Rabeneck dem Mädchen nachjagte. Ich habe nun mein Wort eingelöst, Alice, jetzt erwarte ich, daß auch Ihr Euer Versprechen erfüllt."

Alice hatte sich rasch erhoben.

„Erst dann, wenn ich Beweise habe," sagte sie.

„Ihr glaubt meinem Ritterworte nicht?“

„Doch, aber —“

„Zum Teufel mit Eurem „Aber!“ Wenn ich Euch sage, es ist so, dann dürft Ihr Euch auch darauf verlassen, daß es so ist. Wo wollt Ihr die Beweise suchen? Ich kann sie Euch nicht schaffen, denn ich weiß nicht, wo man ihn eingescharrt hat.“

„So lange werdet Ihr auch warten müssen, ich löse mein Wort erst dann ein, wenn kein Zweifel mehr obwalten kann, daß Ihr das Eurige erfüllt habt.“

Hans von Falkenstein hatte diesen Widerstand nicht erwartet, er entflammte seine Begierden und Leidenschaften, die lange geschlummert hatten.

„Ist das die einzige Antwort, die Ihr mir gebt?“ fragte er grollend. „Nehmt Euch in Acht, wenn Ihr nicht freiwillig mir gebt, war Ihr mir versprochen habt, so nehme ich's mit Gewalt.“

„Versucht es,“ spottete Alice mit schneidender Kälte, „Ihr wißt doch, daß ich Eure Gewalt nicht fürchte.“

Georg, der den ganzen Wortwechsel gehört hatte, war näher getreten, seine Hand ruhte auf dem Griff des Dolches, den er im Gürtel trug.

„Ich weiß, daß Ihr muthig und verwegen seid,“ sagte der Ritter mit wachsender Gereiztheit, „aber Euer Muth und Eure Verwegenheit werden Euch nicht schützen.“

„Darf ich wissen, um was es sich handelt?“ fragte Maria von Habsburg.

Alice flüsterte ihr leise einige Worte in's Ohr, der verstohlene Blick, der dabei den Pagen traf, ließ Georg erkennen, daß auch in dieser Angelegenheit seine Herrin Schutz und Beistand von ihm erwartete.

„So stehen die Sachen,“ wandte Falkenstein sich zu Maria, „und nun frage ich Euch, schöne Frau, ob ich nicht berechtigt bin, meinen Lohn zu fordern?“

„Nein,“ erwiderte Maria mit fester Ruhe, „Ihr dürft ihn erst dann verlangen, wenn Ihr die Wahrheit Eurer Worte bewiesen habt.“

„So seid auch Ihr gegen mich?“

„Ich urtheile, wie es recht ist —“

„Weibertücke!“ Nehmt Euch in Acht vor meiner Feindschaft!“

„Ihr habt kein Recht, uns zu drohen,“ fuhr Maria fort, „Alice von Montfort wird den Vertrag halten. Führt uns dahin, wo der Ritter gefallen ist, wir werden in der Umgegend nachforschen, dann muß es sich herausstellen, ob Ihr die Wahrheit behauptet habt.“

Der Ritter biß sich auf die Lippen, daß sie bluteten, es verdroß

ihn gewaltig, daß seinen Worten kein Glaube geschenkt wurde, und er konnte doch auch nicht leugnen, daß der Einwurf der beiden Frauen eine Berechtigung hatte. Zu allen andern Zeiten würde er hartnäckig bei seiner Forderung beharrt und mit Gewalt genommen haben, was ihm verweigert wurde, aber heute lag ihm die Sorge um seine Schätze näher.

„Sei es denn," lenkte er nach kurzem Nachdenken ein, „ich will mich diesem Verlangen fügen und Euch an den Ort des Kampfes hinführen, unter einer Bedingung."

„Nennt sie," sagte Alice.

„Daß Ihr in diesem Hause bleibt, bis ich mein Geld fortgebracht habe."

„Alsdann dürfte es schwer halten, selbst an Ort und Stelle noch die Beweise zu finden?" warf Maria ein.

„Ich bin damit einverstnden," erwiderte Alice ruhig, wann wollt Ihr aufbrechen?"

„Heute Abend."

„Und wie lange gedenkt Ihr auszubleiben?"

„Binnen acht Tage hoffe ich meine Schätze geborgen zu haben."

„Acht Tage! sagte Maria bedenklich.

„Reitet Ihr unterdeß mit dem Pagen hin", erwiderte der Ritter, „ich will Euch den Ort so genau beschreiben, daß Ihr ihn mit leichter Mühe finden könnt."

„Wir werden hier Eure Rückkehr erwarten," sagte Alice ruhig. „Wohin gedenkt Ihr später Euch zu wenden?"

„Nach Köln, ich muß einen Baumeister haben, der mir die Burg wieder aufbaut."

„So werden wir Euch begleiten."

Maria blickte erstaunt ihre Freundin an, sie begriff diese Ruhe, diese kalte Gleichgültigkeit nicht.

Hans von Falkenstein aber schöpfte nicht den leisesten Verdacht, er baute auf die Versprechungen Alice's.

Der Rest des Tages wurde dem Einpacken des Geldes gewidmet, die beiden Frauen verfertigten kleine Säcke, welche Falkenstein und Georg mit dem Mammon füllten.

Als die Nacht anbrach, bestieg der Ritter sein Roß, welches außer ihm einen Theil des Geldes trug.

„Ich begreife Euch nicht," sagte Maria, als der Falkensteiner von dannen geritten war, „wie konntet Ihr ihm das Versprechen geben, hier seine Rückkehr erwarten zu wollen?"

„Und weshalb nicht," erwiderte Alice ruhig. „Wäre es klüger gewesen, wenn ich seinen Zorn noch mehr herausgefordert hätte? Wer kann mich zwingen, mein Versprechen zu halten und hier zu bleiben, bis er zurückkehrt?"

„Ah — ist das Euer Plan?"

„Gewiß, wir werden noch in dieser Nacht abreisen, wenn Ihr nichts dagegen einwendet."

„Durchaus nicht," erwiderte Maria, „je eher wir dieses Haus verlassen, desto lieber ist es mir. Glaubt Ihr an den Tod des Ritters von Poitou?"

Alice zuckte zweifelnd die Achseln.

„Ich weiß nicht, was ich davon halten soll," sagte sie, „fast möchte ich glauben, daß der Falkensteiner die Wahrheit behauptet hat. Wir werden darüber an Ort und Stelle Erkundigungen einziehen, treffen wir jetzt unsere Vorkehrungen zur Abreise."

Georg, den dieser Entschluß mit lebhafter Freude erfüllte, ging unverzüglich hinaus, um die Pferde zu holen, die in der Herberge standen.

Als sie kamen, wurden sie mit dem Golde des Falkensteiners beladen, auch Georg mußte einen Theil des Schatzes auf sein Pferd heben, die beiden Frauen wollten dem Ritter so wenig wie möglich zurücklassen, der also in doppelter Weise betrogen wurde.

Maria von Habsburg äußerte Anfangs ernste Bedenken, sie fürchtete die Rache des Wegelagerers, aber Alice wußte diese Besorgnisse zu beseitigen, indem sie die Freundin darauf aufmerksam machte, daß der Falkensteiner zuerst den Rest des Schatzes in Sicherheit bringen und erst dann an die Verfolgung denken werde, inzwischen konnten sie Köln erreicht und ein sicheres Versteck gefunden, oder je nach den Umständen die Reise nach England fortgesetzt haben.

Da Maria von Habsburg ebenfalls Deutschland verlassen und in England eine neue Heimath suchen wollte, so hatte auch sie von der Rache des Ritters wenig zu fürchten, wenn es ihr gelang, einen bedeutenden Vorsprung vor ihm zu gewinnen.

Alice hatte, da ihr Büßergewand sie am Thore der Stadt verrathen konnte, eine leichte Rüstung angelegt, die sie in dem Hause vorfand.

Im ersten Morgengrauen verließen sie die Stadt, die Thorwache hielt sie nicht an.

So erreichten sie nach einem ziemlich langen Ritt das Dorf, in dessen Nähe der Kampf zwischen Richard und den Raubrittern stattgefunden hatte.

„Kehren wir hier ein," sagte Alice, vor der Herberge ihr Pferd anhaltend, „vielleicht erfahren wir hier, was wir zu wissen wünschen. Hat man die Leiche gefunden, so ist sie wahrscheinlich in dieses Dorf gebracht worden, in diesem Falle kann der Wirth uns die beste Auskunft geben."

Die beiden Frauen stiegen ab und traten in die Schenke. Georg führte die Rosse hinter das Haus.

Der Leser wird sich erinnern, daß in dieser Herberge Richard ein Obdach gefunden und der Wirth das strengste Stillschweigen über die Anwesenheit dieses Gastes gelobt hatte.

Nun befand sich Thomas zufällig in der Küche der Schenke, als die Gäste ankamen.

Eine leichtbegreifliche Neugier bewog ihn, zu erforschen, wer die Gäste waren, er erkannte augenblicklich die Damen, trotz der Rüstung, welche Alice von Montfort trug.

Bestürzt eilte er zu dem Wirth, der eben im Begriff stand, die Gäste zu empfangen, er erinnerte ihn an sein Versprechen und gelobte ihm im Namen seines Herrn eine reiche Belohnung, wenn er ihm beistehen wolle, diese Dame zu überzeugen, daß sein Herr nicht mehr unter den Lebenden sei.

Den Wirth befremdete diese Aufforderung, er konnte nicht glauben, daß der Ritter von diesen jungen, schönen Damen Böses zu erwarten habe, indeß versprach er, dem Knappen in seinem Vorhaben nach besten Kräften beizustehen.

Er ging in die Gaststube und hieß die Gäste willkommen.

„Bringt Wein," befahl Alice, „Wein und einen Becher Wasser."

Der Wirth beeilte sich das Verlangte zu holen.

„Wir suchen einen Ritter, der vor einigen Tagen in der Nähe dieses Dorfes von mehreren Feinden überfallen wurde," nahm Alice das Wort, den prüfenden Blick fest auf das Antlitz des Wirthes gerichtet, „man sagt, er sei erschlagen und seine Leiche hierher gebracht worden."

„Hierher?" erwiderte der Wirth, den diese direkte Frage verwirrte.

„Ja, wenn auch nicht in Euer Haus, so doch in dieses Dorf", sagte Maria. „Jedenfalls werdet Ihr uns Auskunft geben können."

„Ganz recht," entgegnete der Wirth, „die Leiche wurde hierher gebracht, ein schöner stattlicher Herr mit blonden Locken und blondem Barte.

In dem Blick, welchen die Beiden rasch miteinander wechselten, spiegelte sich ein freudiger Triumph.

„Ihr habt die Leiche gesehen?" fragte Alice.

„Ja."

„Wohin wurde sie gebracht?"

„Ich weiß es nicht, vor meinem Hause hielten die Träger mit der verhüllten Bahre an, ich warf einen Blick unter das Tuch, derweil die Leute sich durch einen Trunk erquickten.

„Sie sagten nicht, wohin sie die Leiche bringen wollten?"

„Nein.“

In diesem Augenblick trat Thomas ein.

Er gab sich den Anschein, als überraschte ihn die Anwesenheit der Gäste, aber er zeigte keine Furcht bei dieser Ueberaschung, hatte er doch Zeit genug gehabt, sich auf diese Begegnung vorzubereiten.“

Alice fuhr bei seinem Anblick von ihrem Sitz empor.

„Was thut Ihr hier?“ rief sie, jede Vorsicht vergessend, die ihr doch gebot, vor allen Dingen abzuwarten, ob der Knappe sie erkennen würde.

Thomas schüttelte wehmüthig den Kopf.

„Euer Haß hat nun sein Ende gefunden,“ sagte er traurig, „mein Herr ist todt, Eure Freunde erschlugen ihn. Möge sie und Euch der Fluch des Himmels treffen für diesen Meuchelmord.“

Hell loderte die Gluth des Hasses noch einmal in den dunklen Augen Alice's auf, ein Zug freudiger Genugthuung glitt über ihr Antlitz.

„Gesegnet sei die Hand, die ihn erschlug,“ sagte sie, „und dennoch möchte ich ihr zürnen, daß sie das Werk vollbrachte. Mir mußte es vorbehalten bleiben, ihm den Dolch in's Herz zu stoßen. Wo ist die Leiche?“

„Sie ruht im Grabe!“

„Ihr lügt, so rasch werdet Ihr sie nicht beerdigt haben.“

„Weshalb sollte ich lügen? Heute Morgen in der Frühe haben wir sie in die Erde gesenkt.“

„Führt mich hin an den Ort, wo sie ruht.“

„Was wollt Ihr dort?“ fragte Thomas, sein Haupt erhebend und den forschenden Blick fest auf das erglühende Gesicht Alice's richtend. „Ich werde Euch nicht hinführen, Ihr sollt nicht mit den Gebeinen eines Todten Euren Spott treiben. Laßt es genug sein, Alice von Montfort, bei Gott, wenn Ihr nun auch wagt, das Grab meines Herrn zu entweihen, so soll mein Zorn Euch niederschmettern und vernichten.“

„Laßt es genug sein“, nahm auch Maria das Wort, „den Todten trifft die Rache nicht mehr.“

Alice stierte in Brüten versunken lange vor sich hin, ihr Rachedurst, ihr glühender Haß war durch den Tod des Feindes noch nicht befriedigt.

Aber sie hatte nun Gewißheit, sie konnte nicht länger mehr zweifeln, daß Richard erschlagen war; was wollte sie mehr verlangen?

Sie konnte jetzt den englischen Grafen und Baronen gegenübertreten und ihnen sagen, daß der Mörder Hubert de Bourgh's seinen Lohn erhalten habe.

Sie befahl, die Pferde vorzuführen, sie schwang sich in den Sattel ohne ein Wort des Abschieds und sprengte, begleitet von Maria und ihrem Pagen, mit wilder Eile von dannen.

Thomas blickte ihnen nach, bis sie seinen Augen entschwunden waren, dann ging er in das Gemach seines Herrn, um ihm Bericht zu erstatten.

Die erste Frage Richard's galt der Geliebten, als er vernahm, daß Isabella Brandon Alice nicht begleitete, glitt ein finsterer Schatten über seine Stirne.

„Ich möchte sie lieber in der Gewalt dieses Weibes, als in der Rabeneck's wissen," sagte er. „Wehe dem Wegelagerer, wenn er dem Mädchen ein Leid zugefügt hat!"

Richard war ernstlich erkrankt, er mußte in Geduld abwarten, bis mit der Genesung die Kräfte zurückkehrten, vorher konnte er keine Schritte zur Aufsuchung Isabella's thun.

36. Kapitel.

Die Rächer auf rother Erde.

Die Schöffen der heiligen Vehme verstanden ihr Amt.

Hermann von Rabeneck fühlte seine Glieder mehr und mehr unter dem einschneidenden Druck der Fesseln erstarren, seine Kräfte nahmen ab und die Wuth, die ohnmächtige Wuth rieb sie vollends auf.

Was er auch fragen oder sagen mochte, seine Begleiter gaben ihm keine Antwort, schweigend ritten sie an seiner Seite, oft langsam in gemächlichem Schritt, oft in scharfem Trabe.

Der Gefangene aber lernte auf diesem Ritte ihre gewaltige Macht in ihrem ganzen Umfange kennen.

Fast täglich schlossen mehrere ernste, schweigsame Männer sich ihnen an, ein Blick, ein Druck der Hand, ein leise geflüstertes Wort genügte als Erkennungszeichen, dann begleiteten diese Männer die Schöffen und sie waren es, die in der Nacht den Gefangenen bewachten.

In der Regel übernachtete man im Walde, selten in einer einsam gelegenen Herberge, aber wo es auch sein mochte, stets waren Wächter zur Stelle, welche die beiden Schöffen in der Erfüllung ihrer Amtspflichten ablösten.

Sie reichten dem Gefangenen Trank und Speise, sie bereiteten ihm das Lager, sie hoben ihn in den Sattel und wieder herunter

und an jedem Tage waren es Andere, welche diese Pflichten übernahmen.

Einmal, aber auch nur dieses eine Mal glaubte der Ritter die Gelegenheit zur Flucht gefunden zu haben.

Er lag in der Gaststube einer Herberge auf einem ärmlichen Strohlager, seine beiden Wächter saßen am Tische und zechten.

Der Knecht des Wirthes machte sich mehr in der Stube zu schaffen, als nothwendig war, er wechselte mit dem Gefangenen verstohlene Blicke, und Rabeneck glaubte in diesen Blicken zu lesen, daß er an dem Knecht einen Freund gewinnen könne.

Er beobachtete ihn, er forderte ihn durch bedeutsame Blicke auf, ihn zu befreien und durch ein Kopfnicken gab der Knecht zu erkennen, daß er ihn verstanden habe und bereit sei, seinen Wunsch zu erfüllen.

Es währte nicht lange, so schliefen die Wächter ein, als sie mit dem Kopfe auf dem Tische lagen, näherte der Knecht sich rasch dem Gefangenen.

„Ich will Euch befreien," sagte er leise, „aber eine Bedingung müßt Ihr mir gewähren."

„Nennt sie", erwiderte Rabeneck in freudiger Erregung, „sie ist bereits gewährt."

„Daß Ihr mich mitnehmt als Euren Knappen, mir eine Rüstung und Waffen gebt und mir versprecht bei Eurem Ritterworte, mich einst zum Ritter zu schlagen."

„Es sei."

„So geduldet Euch nur noch einen Augenblick, ich will die Pferde satteln, dann kehre ich zurück. Habt keine Furcht, jene Beiden werden sobald nicht erwachen und die Anderen, welche Euch gebracht haben, schlafen auch schon seit einer Stunde."

Rabeneck erwartete mit fieberhafter Ungeduld die Rückkehr des Knechtes, aber eine Stunde nach der andern verstrich, sein Befreier kam nicht.

Der Tag brach an, die beiden Schöffen traten ein und weckten die Wächter.

Der Gefangene erhielt einen Trunk Wein und ein Stück Brod, dann wurde er wieder in den Sattel gehoben — seine Hoffnung war eine vergebliche gewesen.

„Blickt dorthin," sagte einer der Schöffen ernst, auf den Baumhof zeigend, „das Loos trifft Alle, die Euch beistehen wollen gegen die Schöffen der heiligen Vehme."

Entsetzt wandte Rabeneck den Blick ab, er sah die Leiche des Knechtes an dem starken Ast eines Baumes hangen.

„Uns bleibt nichts verborgen," fuhr der Schöffe fort, „so listig und gewandt ist Keiner, daß er uns betrügen könnte. Und

wenn Ihr zehn Wächter hättet, einer von uns Beiden hält dennoch den Blick stets auf Euch gerichtet, Eurem Schicksal werdet Ihr nicht mehr entrinnen."

Rabeneck verlor die Hoffnung noch immer nicht, sie tauchte neu in seiner Seele empor, als die Schöffen vor der Stadt Köln Halt machten und er bemerkte, daß einer von ihnen in die Stadt hineinritt, während der Andere allein bei ihm zurückblieb.

Durch eine List versuchte er, sich seiner Fesseln zu entledigen, er bat, man möge sie lockern, da er die Schmerzen nicht länger ertragen könnte, er jammerte und wimmerte in der kläglichsten Weise und der Schöffe ließ sich bewegen, seine Bitte zu erfüllen.

Er ahnte nicht, welche Willenskraft dieser Wegelagerer besaß, er glaubte nicht, daß derselbe mit seinen geschwollenen Händen und Füßen an einen Fluchtversuch denken könne.

Rabeneck aber raffte mit dem Muthe der Verzweiflung seine ganze Kraft zusammen, ein gewaltiger Ruck und die Hände waren von den Fesseln befreit.

Er ergriff die Zügel, auch an den Füßen fielen jetzt die Stricke, aber er kam nicht so weit, daß er seinen Vorsatz, dem Roß die Sporen in die Weichen zu drücken, ausführen konnte, eine Schlinge wurde ihm über den Hals geworfen, in der nächsten Sekunde lag Rabeneck auf der Landstraße.

Der Schöffe stieg ab, er forderte einige Söldner der Stadt Köln, die an ihnen vorbeischritten, auf, ihm beizustehen, und als diese zögerten, den verlangten Beistand zu leisten, genügten einige Worte, sie augenblicklich willfährig zu machen.

So war auch diese Hoffnung vereitelt, fester denn zuvor gefesselt, saß der Wegelagerer wieder im Sattel, und jetzt mußte sich ihm die Ueberzeugung aufdrängen, daß er verloren war.

Der andere Schöffe kehrte nun auch aus der Stadt zurück, einige berittene Bürger begleiteten ihn.

Rabeneck stutzte, diese Leute hatte er schon einmal gesehen, aber er konnte sich nicht mehr entsinnen, wann, wo und bei welcher Gelegenheit dies geschehen war.

Die Reise wurde fortgesetzt, die Schöffen unterhielten sich mit den Bürgern, und die wenigen Worte, welche Rabeneck vernahm, waren nicht geeignet, ihn zu ermuthigen oder zu beruhigen.

Das Thema der Unterhaltung betraf ihn, er hörte die Worte: „Mord eines Priesters vor dem Hochaltar," und er wußte jetzt, daß er diesen Kölnischen Bürgern damals in der Christnacht in der Kirche Sanct Gereon begegnet war, daß sie neben und hinter ihm gestanden hatten, als er den Pater ermordete.

Ohne Ruhe und Rast ging es vorwärts durch die Wälder

und über die Felder, vorbei an Städten und Dörfern, bis sie endlich nach vielen Tagen einen großen dichten Wald erreichten.

„Jetzt haben wir bald unser Ziel erreicht," sagte einer der Schöffen, „hinter diesem Walde liegt Dortmund."

„Gottlob, daß wir noch heute hinkommen," versetzte der Andere, „morgen ist Gerichtstag, da haben wir also nicht nöthig, uns lange aufzuhalten."

Der Wald wurde durchritten, es war eine Strecke von mehreren Stunden.

Der Abend dämmerte, als sie Dortmund erreichten.

Rabeneck wurde in eine Herberge gebracht, man befreite ihn von den Stricken und legte ihm Ketten an, die seinen Gliedern eine freiere Bewegung gestatteten, aber dennoch ihm nicht erlaubten, nur an die Möglichkeit der Flucht zu denken.

Er wurde außerdem in dieser Nacht stärker als in allen vorhergegangenen Nächten bewacht; sechs Hüter blieben bei ihm und bei jeder Bewegung, die er machte, sah er die Blicke Aller prüfend auf sich gerichtet.

Noch immer konnte und wollte Rabeneck nicht glauben, daß das heimliche Gericht wagen würde, ein Todesurtheil über ihn zu fällen.

Er war ja ein adliger Ritter, über den nur der Kaiser und die Adligen richten konnten; er traute diesem „Bürger- und Bauern-Gesindel", wie er die heilige Vehme nannte, nicht den Muth zu, daß es so schnöde in die geheiligten Rechte der Ritterschaft eingreifen würde.

Nach seiner Ansicht hatte dies Alles keinen weiteren Zweck, als daß man ihn einschüchtern, vielleicht eine Summe Geldes von ihm erpressen wollte.

An diese Hoffnung klammerte er sich an, es war die letzte, die ihm blieb.

Ein trotziger Zug lag in seinem Gesichte, als er, von einer starken Wache umringt, in der Morgenfrühe hinausgeführt wurde.

Hei, wie wollte er diesen Westfalen zum Tanze aufspielen, wenn er wieder frei war.

Mit Feuer und Schwert sollte Dortmund vernichtet werden, an einem Gerichtstage wollte er mit seinen Gesellen plötzlich erscheinen und ein Blutbad anrichten, an welches man noch in spätester Zeit denken sollte.

Es kam anders, wie er glaubte und sich vornahm.

In der Nähe der Stadt in der Lichtung des Waldes saßen unter hoher, schattiger Eiche die Richter der heiligen Vehme.

In dunkle Gewänder gehüllt, vermummt, saßen sie im Halbkreise um einen Tisch, auf welchem vor dem Bilde des Gekreuzigten Schwert und Strick lagen.

Rabeneck sah die Blicke Aller auf sich gerichtet, es war ihm doch nicht wohl in dieser unheimlichen Gesellschaft, die mit düsterem Schweigen ihn empfing.

Der Freigraf erhob sich und nahm das Schwert, er gebot dreimal „Frieden", dann lud er den Ritter Hermann von Rabeneck vor den Richtstuhl.

Die beiden Schöffen, welche ihn gefangen genommen und nach Dortmund gebracht hatten, traten vor.

„Wir klagen diesen Ritter an des Jungfrauenraubes und des Mordes," sagten sie, „der Brandstiftung und des Priestermordes an geweihter Stätte. Wir verlangen, daß er gerichtet werde nach Recht und Gesetz und beschwören, daß er sich aller jener Verbrechen schuldig gemacht hat, so wahr uns Gott helfe."

„Ritter Hermann von Rabeneck, Ihr habt die Anklage gehört," wandte der Freigraf sich zu dem Gefangenen, „könnt Ihr Euch vertheidigen, durch Zeugen und Eideshelfer Eure Unschuld beweisen, so —"

„Holla, das ist ein rasches Verfahren!" rief Rabeneck mit trotzigem Hohn. „Zuerst frage ich Euch, wer seid Ihr und welches Recht habt Ihr, über mich, einen adeligen Ritter zu richten? Nur des Kaisers Gericht kann Rechenschaft von mir fordern —"

„Bleibt bei der Sache," unterbrach der Freigraf ihn ernst, „auf solche Fragen gibt das heimliche Gericht Euch keine Antwort. Ihr habt die Anklage gehört —"

„Zum Teufel ja!" fuhr Rabeneck jähzornig auf. „Was kümmert es mich und Euch? Wehre Jeder sich seiner eigenen Haut!"

„Ich frage Euch, habt Ihr Zeugen und Eideshelfer?"

„Woher sollte ich sie mir verschaffen? Und wenn ich sie hätte, ich hielte es meiner Rilterehre nicht würdig, solchem Gesindel gegenüber —"

„Schweigt!" befahl der Freigraf in strengem Tone. „Eure Schmähungen werden das Verfahren nur abkürzen. Die Schöffen haben ihre Anklage beschworen —"

„Dann mögen sie auch die Zeugen bringen!" rief Rabeneck herausfordernd. „Ich leugne nicht, was ich gethan habe."

Auf den Wink eines Schöffen traten die Kölnischen Bürger vor den Richtstuhl.

Sie alle bezeugten und bekräftigten durch einen Eid, daß der Angeklagte in der Christnacht des vergangenen Jahres einen Priester vor dem Hochaltare der Kirche Sanct Gereon in Köln erdolcht habe.

Darauf beschuldigte ein anderer Zeuge ihn des Straßenraubes, der Erpressung und der Brandstiftung.

Und nach diesen trat abermals ein Zeuge vor, er beschuldigte den Gefangenen, daß er gewaltsam eine Jungfrau gegen ihren Willen entführt und den festen Vorsatz gehegt habe, sie zur Trauung mit ihm zu zwingen.

Ueberrascht war Rabeneck diesem Zeugen näher getreten, er hatte an dem Tone der Stimme Beatrix von Falkenstein erkannt.

„Beim Teufel, das ist ja meine schöne Braut?“ rief er spottend, „Ihr habt freilich ein Recht, Euch über mich zu beschweren, aber bei Licht betrachtet, ist das Recht dennoch auf meiner Seite, denn Euer Bruder hatte Euch befohlen, mir als mein Gemahl in meine Burg zu folgen. Nachher habt Ihr gemeinschaftlich mit dem schuftigen Pater —“

„Schweigt!“ donnerte der Freigraf. „Wir dulden nicht, daß die Kirche und ihre Diener vor unserm Stuhle geschmäht und beschimpft werden! Ihr habt gehört, wessen die Schöffen und Zeugen Euch beschuldigen, zum letztenmale frage ich Euch, ob Ihr Euch vertheidigen könnt.“

„Gebt mir mein Schwert und nehmt mir die Ketten ab, so werdet Ihr sehen, wie ein Ritter sich vertheidigt,“ erwiderte Rabeneck, dessen Trotz noch nicht gebrochen war. „Wenn Ihr es wissen wollt, ich mache kein Hehl daraus, daß ich den Pfaffen niedergestoßen habe, weil er meine Burg dem Feinde überliefert hat. Das gereut mich nicht, und was diese betrifft, so betrachte ich sie als meine Verlobte, also kann von einem Jungfrauenraub keine Rede sein. Die übrigen Kleinigkeiten bereiten mir auch keinen Kummer, dem Starken gehört die Welt und vor dem Ritter müssen die Bürger und Bauern sich beugen. Wenn sie das nicht wollen, so können sie sich nicht darüber beklagen, daß sie dazu gezwungen werden.“

„Ist das Eure Vertheidigung?“ fragte der Freigraf strenge.

„Wollt Ihr noch mehr wissen?“ höhnte Rabeneck weiter. — „Mich wundert, daß Niemand auftritt, um mich des Vatermordes zu beschuldigen. Der alte verrückte Greis, der den geheimen Zugang zu meiner Burg bewachte und sich in dem Augenblick, in welchem ich ihn niederstreckte, für meinen Vater ausgab —“

„Genug!“ sagte der Freigraf. „Ihr Schöffen und Richter, glaubt Ihr, daß die Sache reif sei zum Spruch?“

Ein einstimmiges Ja war die Antwort.

„Wohlan, so sammelt die Stimmen.“

Einer der Richter erhob sich, er nahm ein Kästchen vom Tische und jeder der Schöffen warf eine kleine Kugel in dieselbe.

„Narrenpossen!“ rief Rabeneck. „Ihr könnt nicht über mich richten, noch ein Urtheil fällen! Zeigt Euer Gesicht, wenn Ihr ehrliche Leute seid?“

Der Freigraf hatte die Kugeln gezählt.

„Hermann von Rabeneck,“ sagte er mit erschütterndem Ernst, „das heimliche Gericht hat Euch schuldig befunden aller Verbrechen, deren Ihr bezüchtigt seid. Und so erkläre ich Euch ehrlos, rechtlos, friedlos und ruhelos, Euer Wappen soll gebrochen, Eure Burg dem Erdboden gleich gemacht werden. Ihr aber werdet durch den Strick vom Leben zum Tode gebracht, wie es dem Missethäter gebührt, der seine Hand an das Gut der Armen gelegt, der durch Raub, Erpressung und Brandstiftung sein Leben gefristet, der mit ruchloser Hand den Gesalbten des Herrn an heiliger Stätte ermordet hat. So übergebe ich Euren Leib den Raben und Eure Seele der Barmherzigkeit Gottes!“

Er warf bei den letzten Worten den Strick hinter sich, und ehe Rabeneck sich von seiner Bestürzung über dieses Urtheil erholt hatte, fühlte er sich schon von kräftigen Fäusten gefaßt.

„Hol' Euch der Teufel,“ schrie er in wilder Verzweiflung, „laßt es jetzt genug sein, oder bei meiner Seele, ich schwöre Euch Allen blutige Rache.“

Er konnte den Satz nicht beenden, die Schöffen schleppten ihn trotz seinem Sträuben, trotz seinem energischen Widerstande hinweg.

Ganz in der Nähe der Richtstätte unter einem Baume mit starken knorrigen Aesten machten sie Halt.

Rabeneck fühlte den Strick an seinem Halse, die Sinne drohten ihm zu schwinden.

Er konnte noch immer nicht glauben, trotz all' diesen ernsten Vorbereitungen, daß ihm wirklich das Leben genommen werden sollte.

Da trat der Freigraf vor ihn.

„Hermann von Rabeneck, Ihr habt Euch berufen auf das Gericht des Kaisers,“ sagte er, „Ihr habt geäußert, das heimliche Gericht sei zusammengelaufenes Gesindel, seht hier, die heilige Vehme richtet im Namen des Kaisers und seiner Gesetze.“

Er schlug die Kapuze, welche sein Haupt umhüllte, zurück, Rabeneck blickte in das ernste, strenge Antlitz des Erzbischofs von Köln.

Erst jetzt glaubte er an den Ernst des Augenblicks, erst jetzt erkannte er, daß es für ihn keine Hoffnung, keine Rettung mehr gab.

Und nun sein Trotz und sein Muth gebrochen waren, wollte er durch Bitten und eine erheuchelte Reue sich die Gnade erkaufen.

„Erbarmen!“ stöhnte er. „Ich will Sühne thun, in's gelobte Land ziehen und gegen die Ungläubigen —“

„Zu spät!“ unterbrach der Erzbischof ihn kalt. „Nicht ich,

das Gericht hat Euch verurtheilt, und gegen seine Urtheile gibt es keine Berufung.

„Bedenkt, daß ich ein Ritter, ein Adliger —"

„Vor dem Gesetz gilt der Bauer so viel, wie der Ritter, wenn er ein Freier ist. Eure Reue kommt zu spät, selbst wenn sie aufrichtig wäre."

Er winkte den Schöffen, die Schlinge zog sich enger und enger zusammen.

Rabeneck wand sich wie ein Wurm vor den Füßen des unerbittlichen Richters, es war umsonst.

Mit kräftigen Armen hoben die Schöffen ihn empor; der Strick umschlang einen Ast, — ein kurzer Todeskampf, dann war es vorbei.

Schweigend entfernten die Schöffen sich, der Erzbischof führte Beatrix vom Richtplatze, auf welchem die Leiche des Ritters Hermann von Rabeneck allein zurückblieb.

37. Kapitel.

Treue Freunde.

Beatrix von Falkenstein war kaum von Dortmund zurückgekehrt, als sie den Besuch zweier Personen empfing, die nur verstohlen sich in den erzbischöflichen Palast hineinwagen durften.

Es waren Gudula und der Jude Levi, sie schienen die Rückkehr der Rose vom Rheingau ungeduldig erwartet zu haben, denn Beatrix war kaum vom Pferde gestiegen, als sie sich ihnen schon gegenübersah.

Die alte Bettlerin bat sie um eine kurze Unterredung in ihrem eigenen Gemach, sie sagte, Levi habe eine Nachricht von hoher Wichtigkeit für sie, die er nur geheim ihr mittheilen könne.

Beatrix mußte ihr ganzes Ansehn aufbieten, um den Widerstand des Thürhüters zu beseitigen, der die Beiden nicht einlassen wollte; sie führte sie in ihr Gemach und forderte den Juden auf, zu reden.

„Die Nachricht, welche ich bringe, betrifft den Ritter von Poitou," sagte Levi, „er wurde in der Nähe von Mainz überfallen von Eurem Bruder und dem Ritter von Rabeneck, die beiden Meuchelmörder ließen ihn für todt auf dem Platze zurück."

Erschreckt fuhr Beatrix von ihrem Sitz empor, ihre fieberhaft glühenden Augen starrten mit dem Ausdruck namenloser Angst den Hebräer an.

„Er ist todt?" fragte sie leise mit lautloser Stimme.

„Gott sei Dank, nein," fuhr Levi fort. „Ich war auf dem Wege nach Mainz und sah den Ritter leblos vor mir liegen, bald nach mir kam auch sein Knappe, dem er geboten hatte, eine Dame, die ihn begleitete, vor den Wegelagerern zu retten. Es gelang unsern Bemühungen, das fast entflohene Leben zurück zu rufen, wir brachten ihn in ein Haus und verschafften ihm dort Aufnahme und gute Pflege."

„So ist er gerettet?"

„Ja. Ich glaube wenigstens behaupten zu dürfen, daß sein Leben nicht mehr in Gefahr ist. Der Wirth der Herberge hat gelobt, zu schweigen, es ist besser, wenn der Ritter für seine Feinde todt ist."

„Beatrix nickte zustimmend, sie nahm aus ihrer Tasche eine Börse, durch deren Maschen das Gold schimmerte und überreichte sie dem Juden, der ablehnend das Haupt schüttelte.

„Nehmt," sagte sie, „Ihr habt reichen Lohn verdient, ich bedauere nur, daß ich nicht mehr Euch geben kann."

„Nicht des Lohnes wegen that ich's," erwiderte Levi ruhig, „ich that es aus Dankbarkeit gegen den Ritter, der mir ja auch das Leben gerettet hat. Gebt das Geld den Armen, sie haben es nöthiger, wie ich."

„So nehmt Ihr es," wandte Beatrix sich zu Gudula, die begierig nach dem Golde griff, „meine Armen werden deshalb nicht zu kurz kommen."

„Ihr gebt mir fürstlichen Lohn, ohne zu wissen, ob ich ihn verdient habe," erwiderte die Bettlerin, „Gott segne Euch für Eure Milde und Güte. Auch ich habe eine Nachricht für Euch, vielleicht nicht so wichtig, wie die des Juden Levi, aber doch wichtig genug, um sie Euch zu bringen. Eure Feindin, die schöne Engländerin in dem Büßergewande, ist in Köln, ich sah sie gestern Abend in die Stadt hineinreiten. Eine andere Frau, eine schöne stolze Dame, begleitete sie."

Beatrix legte auf diese Nachricht keinen großen Werth, es war ihr sogar lieb, daß Alice von Montfort sich in Köln befand, während der Ritter von Poitou in Mainz seine Genesung erwartete.

„Gewiß führt sie Böses gegen Euch im Schilde," fuhr Gudula fort, „hütet Euch vor ihr."

„Wenn sie weiß, daß der Ritter von Poitou todt ist, so ist auch ihr Haß getilgt," erwiderte Beatrix gelassen. „Aber halt —"

fuhr sie gleich darauf, sichtbar erregt, fort, „Ihr sagtet, eine andere Dame habe sie begleitet? Sollte Isabella Brandon diese Dame gewesen sein?"

„Nein," versetzte Levi. „Der Knappe Eures Ritters sagte mir, der Ritter von Rabeneck habe Isabella gewaltsam geraubt und entführt —"

„Rabeneck ist todt," fiel Beatrix ihm in's Wort, „die Vehme hat ihn gerichtet."

„Ich dachte es mir," sagte Gudnla, „dem Himmel sei Dank, daß dieses Scheusal —"

„Laßt die Todten ruhen," unterbrach Beatrix sie ernst, „was er auch verbrochen haben mag, sein Tod sühnt für uns Alle seine Verbrechen, möge Gott seiner Seele gnädig sein. War jene Dame Isabella Brandon?"

„Ich weiß nicht," erwiderte die Bettlerin.

„Ihr wißt auch nicht, wo sie abgestiegen sind?"

„Nein. Ich wollte ihnen folgen, aber sie wareu zu rasch meinem Blick entschwunden."

Beatrix blieb eine Weile in Sinnen versunken.

„Ich wollte schon damals, Weihnachten, nach Mainz, aber die Ermordung des Pater Joseph und der strenge Befehl des Herrn Erzbischofs hielten mich hier zurück," nahm sie endlich wieder das Wort. „Nun aber will ich unverzüglich aufbrechen und den Ritter aufsuchen, sagt mir, wo ich ihn finde."

„Das wolltet Ihr wirklich?" fragte Levi. „Ihr geht manchen Gefahren entgegen, aber ich will Euch nicht zurückhalten. Ihr findet ihn in einem Dorfe nahe bei Mainz, das letzte Dorf vor der Stadt, durch welches Euer Weg Euch führt. Dort in der Herberge hat er eine gute Aufnahme gefunden."

Leise und geräuschlos, ohne daß die Drei, welche ihr den Rücken wandten, es bemerkten, war eine Thüre geöffnet worden, Alice von Montfort stand auf der Schwelle des Gemachs.

„Wenn Ihr warten wollt, bis ich meine Geschäfte hier beendet habe, werde ich Euch begleiten," fuhr Levi fort, „aber einige Tage wird's dauern, ehe ich die Reise antreten kann."

„Ich werde morgen früh aufbrechen," erwiderte Beatrix entschlossen.

„Und da Ihr die Begleitung dieses treuen Freundes entbehren müßt, so biete ich Euch die meine an," sagte Alice von Montfort, während sie rasch näher trat.

Ein Blitzstrahl aus heitrem Himmel hätte keinen größeren Schrecken hervorrufen können, als die plötzliche Erscheinung dieser erbitterten Feindin Richard's es that.

„Ich zweifle, daß diese Begleitung Euch angenehm sein wird,"

fuhr Alice fort, und ihre bebende Stimme verrieth den Sturm der Leidenschaften, der in ihrer Seele tobte, „aber Ihr dürft überzeugt sein, daß Eure Begleitung mir ebenso unangenehm ist."

Beatrix hatte ihre Fassung wiedergefunden, die Liebe gab ihr Kraft, den Kampf mit dieser verwegenen Feindin aufzunehmen, trotzdem sie wußte, daß es ein Kampf der Vernichtung war und daß Alice sich in demselben jeder Waffe bediente.

„Wer hat Euch erlaubt, dieses Haus zu betreten und hier in meinen Gemächern zu lauschen?" fragte sie.

„Niemand," erwiderte Alice mit schneidendem Hohn, „ich habe mir das Recht genommen. Ein glücklicher Zufall ließ mich in jenes Gemach treten, weil ich glaubte, Ihr würdet dasselbe zuerst betreten. Meine Absicht war es nicht, zu lauschen, Auge in Auge wollte ich Euch gegenüberstehen und Euch sagen, daß Euer edler Ritter todt und begraben sei. Ich wollte mich weiden an Eurem Schmerz, Eurer Verzweiflung und dann meinen Haß zu Grabe tragen. Da hörte ich die Nachricht, die der Jude Euch brachte, und der Haß ist neu in meiner Seele erwacht. — Ihr wolltet wissen, wer die Dame sei, die mich begleitete? Dort steht sie, Maria von Habsburg, deren Haß gegen Euren Geliebten nicht minder tief und glühend ist, als der meine."

Beatrix hatte nur halb auf die Worte Alice's gehört, ihre Seele beschäftigte sich mit der Frage, ob es ihr nicht möglich sei, durch List oder Gewalt diese Feindin, wenn auch nur auf kurze Zeit, unschädlich zu machen.

Gudula hatte sich entfernt, zuvor aber dem Juden einen verstohlenen Wink gegeben, den dieser verstand.

Er folgte ihr und Beatrix sah sich jetzt mit ihren beiden Feindinnen allein.

„Wenn dieser Haß, den ich nicht begreife, weil ich ihn unnatürlich finde, nur durch Blut getilgt werden kann, weshalb laßt Ihr nicht einen Ritter gegen ihn in die Schranken treten?" fragte sie, „Hubert von Poitou wird den Handschuh, den Ihr ihm hinwerft, aufheben, statt dessen wählt Ihr den Meuchelmord, und nicht allein das, Ihr verfolget auch die mit Eurem Hasse, welche ihm nahe stehen. Was hat Isabella Brandon, was habe ich Euch gethan? Wahrlich nichts, was Euren Haß rechtfertigen könnte, und dennoch verfolgt Ihr uns. Ihr wollt den Kampf, ich muß ihn annehmen, so kämpft denn wenigstens mit ehrlichen Waffen!"

Ein spöttisches Lächeln umspielte die Lippen Alice's.

„Regt sich endlich auch in Euren Adern das Blut?" erwiderte sie kalt. „Ich habe bisher geglaubt, Eure fromme Seele könne —"

„Was soll der Hohn?“ unterbrach Beatrix sie empört. „Ihr seid das Weib, ein Lamm so lange zu reizen, bis es zum Tiger wird! Hütet Euch, Hermann von Rabeneck war ein starker, tapferer Mann, dennoch ist er gerichtet worden. Auch Euch kann das Gericht finden, wenn Ihr durch Euer Verbrechen es herausfordert.“

„Durch leere Drohungen schüchtert Ihr uns nicht ein,“ sagte Maria von Habsburg, „hütet Ihr Euch, uns in den Weg zu treten, wir würden Euch in den Staub treten.“

Sie näherte sich der Thüre, Alice folgte ihr.

„Halt!“ rief Beatrix. „Nicht von der Stelle! Ihr seid ohne Erlaubniß in den Palast des Herrn Erzbischofs und in meine Gemächer eingedrungen, Ihr habt Euch hier versteckt und mich belauscht, Ihr werdet das Haus nicht eher verlassen, bis Ihr mir Genugthuung dafür gegeben habt.“

„Gebt Euch keine Mühe,“ spottete Alice, „Ihr seid nicht schlau genug, um uns zu fangen.“

Sie stand im Begriff, die Thüre zu öffnen, als sechs erzbischöfliche Söldner, geführt von dem Juden Levi, eintraten.

„Diese Beiden!“ sagte Levi, auf Alice und Maria zeigend. „Der Herr Erzbischof befiehlt Euch, sie in's Gefängniß zu führen.“

„Uns?“ rief Alice, zurücktretend. „Das ist eine Lüge, Jude, der Herr Erzbischof hat nicht das Recht —“

„Der Herr Erzbischof hat es befohlen,“ unterbrach Levi sie mit gemessener Kälte. „Nachdem er erfahren hat, daß Ihr die Verbündete der beiden Wegelagerer seid, welche mit der Stadt Köln in Fehde leben, nachdem er ferner gehört hat, daß Eure Begleiterin eine Geächtete ist, gebietet ihm das Gesetz, Euch den Prozeß machen zu lassen.“

Die Söldner hatten die beiden Frauen umringt. Beatrix dankte dem treuen Freunde mit warmen Worten für diese ebenso willkommene, als unerwartete Hülfe.

„Seid Ihr erzbischöfliche Kriegsleute oder zusammengelaufenes Gesindel, daß Ihr Euch von einem Juden führen und Befehle ertheilen laßt?“ wandte Maria von Habsburg sich zu den Söldnern. „Der Herr Erzbischof hat diesen Befehl nicht gegeben —“

„Das zu untersuchen ist nicht unsere Sache,“ fiel der Anführer der Häscher ihr rauh in's Wort, „wir führen Euch in's Gefängniß, die Folgen mag der Jude auf sich nehmen, wenn er uns belogen hat. Vorwärts.“

„Es ist Euer Werk,“ sagte Alice, der Rose vom Rheingau einen Blick des glühendsten Hasses zuschleudernd, „triumphirt nicht, führt Ihr auch für uns dadurch eine Verzögerung herbei,

erlangt Ihr auch einen Vorsprung, wir werden Euch und ihn finden und dann zittert!"

Maria von Habsburg wollte sich nicht so geduldig fügen, aber als die Söldner drohten, sie gewaltsam fortzuschleppen, hielt sie es doch für rathsam, freiwillig ihnen zu folgen.

„Und nun sorgt, daß Ihr die Reise antretet," sagte Levi, als die Häscher mit ihren Gefangenen sich entfernt hatten, „der Herr Erzbischof hat nicht gerne seine Zustimmung zu dieser Verhaftung gegeben, ich fürchte, er wird ihnen die Freiheit bald zurückgeben. Außerdem droht Euch eine andere Gefahr, der Graf Robert von der Normandie ist soeben zum Erzbischof gegangen, um bei ihm um Euch zu werben."

Ueberrascht, betroffen fragte Beatrix, woher er das wisse.

„Sein Knappe hat es mir gesagt," fuhr Levi fort, „der Graf hat geschworen, er wollte nicht ruhen, bis Ihr sein Gemahl seiet."

Dunkle Zornesgluth übergoß die Wangen des Mädchens.

„Den Schwur wird er nimmer erfüllt sehen," sagte sie, „ich habe es ihm schon früher gesagt, es sei ein thörichtes, vergebliches Streben."

Er ist ein mächtiger, jähzorniger Herr, ich kenne ihn und sein hartes, stolzes Herz."

„Ich fürchte ihn nicht, weder im Guten noch im Bösen wird er meine Gunst gewinnen."

Sie brach ab, ein Page meldete den Besuch des Grafen von der Normandie.

Levi fuhr erschreckt zusammen.

„Fürchtet ihr ihn?" fragte Beatrix ruhig.

„Gewiß, wenn er mich hier findet, bin ich seinen Mißhandlungen ausgesetzt."

„In meiner Gegenwart? Er wird es nicht wagen —"

„Ihr kennt ihn nicht, er würde gegen Euch die Hand erheben, wenn Ihr den verachteten Juden schützen wolltet."

So tretet dort hinein," sagte Beatrix, auf das anstoßende Gemach zeigend, „zwischen ihm und mir ist kein Geheimniß, welches Euch verborgen bleiben müßte."

Der Jude hatte kaum die Thüre hinter sich geschlossen, als Robert eintrat.

Er stand so stolz und selbstbewußt dem Mädchen gegenüber, als ob er seines Sieges ganz gewiß sei, als ob er es für eine Unmöglichkeit halte, daß Beatrix seine Werbung zurückweisen könne.

„Ich habe Euch lange nicht gesehen," sagte er, „Ihr waret mit dem Herrn Erzbischof auf der Reise und Niemand konnte mir

sagen, wo ich Euch finden würde. Ich habe ungeduldig Eure Rückkehr erwartet —"

„Kommt ohne lange Einleitung zur Sache," unterbrach Beatrix ihn ungeduldig. „Ihr wißt, ich bin soeben erst zurückgekehrt und Ihr werdet begreifen, daß ich mich nach Ruhe sehne."

„Gerne würde ich sie Euch gegönnt und mich geduldet haben bis morgen," fuhr Robert fort, „aber mein eignes Herz ließ mir keine Ruhe, der Wunsch Euch wiederzusehen und mir von Euren schönen Lippen Gewißheit zu holen, ließ mich die Rücksichten vergessen, die ich Euch schulde. Zürnet mir deshalb nicht, Beatrix, diese Ungeduld muß Euch ein Beweis sein, daß Ihr auf meine treue Ergebenheit und Opferfreudigkeit zu allen Zeiten bauen dürft."

„Nur der Wunsch, mich wiederzusehen?" fragte Beatrix in einem Tone, der dem Ritter die Unerfüllbarkeit seiner Wünsche und Hoffnungen hätte beweisen müssen, wenn er nicht durch seine Leidenschaft so sehr verblendet gewesen wäre. „Nun wohl, dieser Wunsch ist erfüllt, nun bitte ich Euch, mich wieder zu verlassen."

Der Graf biß auf die Lippe, diese Antwort kränkte ihn tief.

„Das ist es nicht allein, was mich hierher führt," sagte er, einen ernsteren, gemessenen Ton anschlagend. „Ich war vorhin beim Herrn Erzbischof, er gab mir die Erlaubniß, um Eure Hand zu werben. Daß ich diesen Vorsatz schon seit dem Augenblick hege, in welchem ich zuerst Euch in's Auge schaute, wißt Ihr, Beatrix, also kann Euch meine Werbung nicht überraschen. Der Herr Erzbischof läßt Euch durch mich sagen, daß er unsern Bund segnen würde."

„Wenn der Herr Erzbischof mir in's Herz geschaut hätte, so würde er Euch gesagt haben, daß Ihr besser thätet, Eure Hoffnungen fahren zu lassen," erwiderte Beatrix ruhig, „er wird auf meiner Seite stehen, wenn ich ihm erkläre, aus welchem Grunde ich mein Jawort Euch nicht geben kann."

„Ich kenne den Grund —"

„Ich weiß, daß Ihr ihn kennt und finde es Eurer Ehre nicht würdig, daß Ihr trotzdem mit Eurer Werbung mich bestürmt. Mein Herz kann nur den lieben, nur dem angehören, den es sich erkoren hat. Aber auch wenn mein Herz noch frei wäre, würde es Euch dennoch nicht wählen, nicht die Liebe, sondern der Hochmuth, nicht ein reines und edles, sondern ein selbstsüchtiges Gefühl ist es, was Euch zu dieser Werbung bewegt. Ihr habt geschworen, die Rose vom Rheingau als Siegesbeute aus der Fehde gegen ihren Bruder heimzuführen, glaubt Ihr, daß ein solcher Schwur Liebe und Achtung für Euch wecken könne? Als ich Euch bat, meine Freundin zu befreien, habt Ihr gezögert und Euch dessen geweigert, — soll ich vielleicht daraus Eure Liebe erkennen? Ich

weise Eure Werbung zurück, nicht aus einem, nein, aus vielen Gründen, von denen ein jeder hinreicht, meine Antwort zu rechtfertigen."

Der Graf war abwechselnd bald bleich, bald roth geworden, das Blut kochte ihm in den Adern, er mußte gewaltsam sich bezwingen, um nicht seine Leidenschaften Herr über sich werden zu lassen.

Er, der reiche, mächtige Graf von der Normandie, erzeigte diesem armen Ritterfräulein die Ehre, ihm seine Hand und sein Schloß anzubieten, und sie wagte es, diese Ehre schnöde zurück zu weisen? Und nicht allein dies, sie sagte ihm sogar, daß sie für ihn nicht einmal Achtung hege!

„Bedenkt Euch, Beatrix," sagte er, mühsam an sich haltend, „ich bin nicht gewohnt, mich einer Weiberlaune zu fügen, und so wahr ich hier vor Euch stehe, darf ich Euch nicht besitzen, so soll auch kein Anderer Euch besitzen."

Beatrix wandte dem Ritter den Rücken, sie trat an ihren Stickrahmen und ließ ihren Blick auf der Stickerei ruhen, die auf himmelblauem Grunde das Wappen Richard's zeigte.

„Ihr werft mir meinen Schwur vor," fuhr er grollend fort, „ich aber werde diesen Schwur erfüllen, wäret Ihr auch mit eisernen Ketten an den Himmel geschmiedet."

„Ich kann's Euch nicht verwehren," erwiderte Beatrix ruhig, „wollt Ihr Euer Wappen schänden, Eure Ehre beflecken, wie könnte ich Euch daran hindern? Aber mich werdet Ihr nicht besitzen, der Schmach zöge ich den Tod vor."

Robert war rasch näher getreten, in seinem Innern tobte und stürmte es, alle Leidenschaften waren entfesselt und in gewaltigem Kampfe miteinander begriffen.

Er legte seine Hand schwer auf die Schulter des Mädchens und in einem Tone, welcher deutlich bewies, welche Mühe es ihm kostete, sich zu beherrschen und wenigstens die äußere Ruhe zu bewahren, sagte er ihr, daß nur die Wahl zwischen seiner Liebe und seinem Haß ihr bleibe.

„Haß, überall Haß!" entgegnete Beatrix ernst. „Gibt es denn keinen Mittelweg zwischen Liebe und Haß. O, mein Gott, weshalb muß ich so vielen Haß auf mich nehmen, den ich nicht verschulde?"

„Nur diese eine Wahl bleibt Euch," sagte Robert mit dumpfer eintöniger Stimme, „wählt Ihr den Haß, dann will ich Euch zwingen, mich zu lieben."

„Das verstehe ich nicht —"

„Ich werde es Euch verständlich machen, wenn der Augenblick gekommen ist. Wählt."

Beatrix erschrak vor dem glühenden, leidenschaftlichen Blick, den sie auf sich gerichtet sah, sie las in diesem Blick, daß sie auf Schonung und Erbarmen nicht hoffen durfte, daß sein Haß, wenn sie ihn seiner Liebe vorzog, sie vernichten konnte.

„Wählt!" wiederholte Robert rauh, „so Ihr Bedenkzeit haben wollt, sei sie Euch gewährt, morgen aber will ich Eure Antwort hören."

„Ich verlange diese Frist nicht," erwiderte Beatrix muthig, „sie würde in meinen Gesinnungen nichts ändern. Begnügt Euch mit meiner Freundschaft, Liebe kann ich Euch nicht —"

„Ist das Euer ernster, wohlerwogener Entschluß?" unterbrach der Graf sie barsch.

„Ich kann nicht anders."

„So scheiden wir im Haß, Beatrix, Ihr habt meine Liebe vergiftet, das sollt Ihr mir entgelten!"

Er wollte sich rasch entfernen, schon schritt er auf die Thüre zu, als er plötzlich, zur Seite blickend, den Juden bemerkte, der, jede Vorsicht vergessend, den grauen Kopf durch die Thürspalte geschoben hatte, um den Ritter zu beobachten.

„Holla, was thut der Jude hier im Palast des Herrn Erzbischofs?" rief der Graf, der hier einen willkommenen Ablenker seiner Wuth fand. „Was hat der Schuft in Euren Gemächern zu suchen?"

Bestürzt wollte Beatrix zwischen die Beiden treten, aber es war bereits zu spät, Robert hielt schon mit seiner sehnigen Faust das Genick des alten Mannes umklammert, der stöhnend vor Angst und Schmerz in die Kniee sank.

„Laßt ihn," sagte Beatrix, „er ist mein Gast."

„Euer Gast?" höhnte der Graf, während er den Juden zum Fenster schleppte. „Seit wann übt der Herr Erzbischof Gastfreundschaft an diesem von Gott selbst verfluchten Volke? Wahrlich, ein sonderbarer Gast, aber ich will ihm zeigen, wie weit die Gastfreundschaft der Christen gegen dieses elende Gesindel sich erstreckt."

Er hatte mit einem raschen Griff das Fenster geöffnet, Beatrix wollte ihn daran hindern, er stieß sie rauh zurück.

„Ich wiederhole Euch, daß er unter dem Schutze des Erzbischofs steht!" rief das Mädchen, zitternd vor Angst. „Der hochwürdige Herr —"

Ein durchdringender Todesschrei ließ sie mitten im Satze abbrechen.

Das Entsetzliche war geschehen, der Graf von der Normandie hatte den Juden hinuntergestürzt.

Den Todesschrei mit rohem Lachen erwidernd, trat er zurück,

nach der Ansicht jener Zeit war es kein Mord, nicht einmal ein straffälliges Verbrechen, was er gethan hatte.

„Wenn der Herr Erzbischof den Juden von mir zurückfordert, will ich ihm ein ganzes Dutzend für den Einen einfangen," sagte er spottend, „mir ist das Ungeziefer zuwider. — Auf Wiedersehen!"

Beatrix würdigte ihn keines Blickes, sie trat an's Fenster und schaute hinunter.

Aber statt der zerschmetterten Leiche sah sie den alten Mann langsam von dem Schutthaufen, auf den er gefallen war, hinuntersteigen, er hatte keinen Schaden an seinem Körper genommen.

Beatrix dankte der Vorsehung für diese wunderbare Rettung und verließ das Fenster nicht eher, bis sie den treuen Freund in Sicherheit wußte.

Dann traf sie ihre Vorbereitung für die Reise, auf der zwei Söldner des Erzbischofs sie begleiten sollten.

Dem Erzbischofe selbst theilte sie jetzt Alles mit, sie berichtete ihm den wunderbaren Traum, in welchem sie Richard gesehen hatte, noch ehe sie ihn kannte, wie auch die Verfolgungen, denen er und sie bisher noch immer ausgesetzt waren, und der geistliche Herr billigte jetzt ihren Vorsatz den verwundeten Ritter aufzusuchen.

Er bot ihr eine starke Bedeckung an, aber Beatrix schlug vor, nur zwei Begleiter mitzunehmen, dagegen bat sie ihn, die beiden Gefangenen gut bewachen zu lassen und sie so lange festzuhalten, bis der Ritter von Poitou genesen sei.

38. Kapitel.

Die Macht des Hasses.

Hans von Falkenstein war rasend vor Wuth, als er den Betrug entdeckte.

Er würde Alice ermordet haben, wenn er sie im ersten Augenblick der Entdeckung hätte erreichen können.

Daß sie heimlich das Haus verlassen, ihr Versprechen gebrochen hatte, ärgerte ihn nicht so sehr als der Raub an seinem Mammon.

Das schöne Gold war verschwunden und mit ihm auch ein

beträchtlicher Theil des Silbers; was sich jetzt noch in dem Kasten vorfand, konnte das Pferd des Ritters ohne Beschwerde tragen.

Der Falkensteiner tobte und fluchte, er schwur Rache und verwünschte sich selbst, daß er so leichtsinnig gewesen war, diesem schlauen, durchtriebenen Weibe Vertrauen geschenkt zu haben, aber sein Fluchen und Toben brachte ihm das Geld nicht zurück.

Das sah der Ritter auch sehr wohl ein und deshalb beruhigte er sich wieder, nachdem er seinem Ingrimm in dieser Weise energisch Luft gemacht hatte.

Er wollte zuvörderst den Rest des Schatzes in die Ruinen seiner Burg schaffen; dort in dem geheimen Gemach des vom Feuer verschont gebliebenen Thurmes hatte er ein sicheres Versteck für denselben gefunden.

War dieses geschehen, so sollten die beiden Frauen rastlos verfolgt werden, Falkenstein hoffte, einen Theil des Raubes ihnen wieder abjagen zu können.

Und es war hohe Zeit, daß der Ritter seinen Schatz in Sicherheit brachte, denn die Behörde der Stadt Mainz hatte bei seiner Rückkehr schon Besitz von dem Hause genommen, sie ließ bereits Nachforschungen in allen Theilen des Hauses anstellen, ohne Zweifel zu dem Zweck, die Hinterlassenschaft Frunsberg's zu suchen.

Es fiel ihm sogar schwer, den Rest des Geldes hinauszuschaffen, denn das Haus wurde bewacht und die Söldner gingen aus und ein.

Dennoch gelang es ihm in stürmischer Nacht die Kasten zu leeren und ihren Inhalt in Sicherheit zu bringen.

Er besaß nun freilich noch immer genug, um seine Burg wider aufbauen zu lassen, und es blieb auch noch eine nahmhafte Summe für andere Zwecke übrig, aber das genügte ihm nicht, seitdem seine Habsucht in so hohem Grade geweckt worden war.

Er erreichte ungefährdet die Ruinen seiner Burg und kehrte, nachdem er hier das Geld niedergelegt hatte, nach Mainz zurück.

Von hier aus wollte er die Spur der Betrügerin verfolgen, denn, wenn er auch nicht bezweifelte, daß Alice sich nach Köln gewandt hatte, so hielt er es für das sicherste, denselben Weg zu nehmen, auf welchem sie ihm entflohen war, weil er hoffen durfte, auf diesem Wege Haltepunkt zu finden, die seine Verfolgung unterstützten.

So erreichte er das Dorf, in welchem er damals mit Rabeneck Halt gemacht hatte.

Er erinnerte sich jenes Vagabunden, er bedauerte jetzt, daß der Ritter von Poitou der Rache jenes Weibes zum Opfer gefallen war.

Hans von Falkenstein war freilich ein Mann ohne Herz, ohne Gemüth und Charakter, der vor keinem Verbrechen zurückschreckte,

wenn er persönliche Vortheile durch dasselbe erringen konnte, aber er achtete den Muth und die Tapferkeit auch an seinem Gegner und er konnte auch nicht leugnen, daß der Ritter von Poitou ein tapferer Mann gewesen war.

Wenn er auch in seiner Anschauung mit demselben nicht übereingestimmt hatte, so ärgerte es ihn jetzt doch, daß er die Hand dazu geboten hatte, diesen edlen und tapferen Ritter, nur um die Rache eines Weibes zu befriedigen, niedergestreckt hatte.

Ueberzeugt, daß Alice sich in diesem Dorfe Gewißheit über den Tod ihres Feindes zu verschaffen gewußt hatte, stieg er vor der Herberge ab, um zu erforschen, ob und wann sie hier eingekehrt war und welche Richtung sie bei der Fortsetzung ihrer Reise eingeschlagen hatte.

Der Wirth erschrak, als er sich plötzlich dem gefürchteten Raubritter gegenübersah.

Er zitterte nicht allein für seinen Gast, sondern auch für sich selbst, und nur der Umstand, daß der Ritter allein, ohne einen Knappen war, gewährte ihm einige Beruhigung.

Hans von Falkenstein war nicht so leicht zu hintergehen, wie Alice und Maria; als er in die Gaststube trat und sein erster Blick auf die ritterlichen Waffen fiel, die hier auf dem Tische lagen, fragte er sofort, welchen edlen Gast dieses schlichte Haus beherberge.

Der Wirth wich der Antwort aus, indem er sich den Anschein gab, als ob er die Frage nicht gehört habe.

Er wollte das Gemach verlassen, der Falkensteiner trat ihm rasch in den Weg.

„Habt Ihr mich nicht verstanden," fragte er rauh. „Ich will wissen, welchen Gast ihr hier beherbergt."

„Erlaubt, daß ich den Wein hole," erwiderte der Wirth verwirrt, „nachher will ich Euch Rede stehen."

„Holla, nicht von der Stelle!" rief der Ritter, dessen Mißtrauen durch die ausweichende Antwort und die sichtbare Verlegenheit dieses Mannes geweckt wurde. „Ihr habt wohl vor, mich zu verrathen — he? Mann hütet Euch; wenn ich auch allein bin, Euch um einen Kopf kürzer zu machen, bedarf es für mich keiner Hülfe."

Der Wirth der vor Angst zitterte, fand keine Zeit, eine Antwort zu geben, denn der Ritter hatte kaum das letzte Wort gesprochen, als Thomas, der Knappe Richard's, eintrat.

Auch Thomas konnte seine Bestürzung nicht verhehlen, als er so plötzlich den Feind seines Herrn erblickte, und diese Bestürzung ließ den Ritter von Falkenstein errathen, welchen Gast der Wirth beherbergte.

„Jetzt weiß ich genug," sagte er, „es ist nicht nöthig, daß Ihr über Euren Gast viele Worte verliert. Tretet näher, getreuer Knappe, meine Anwesenheit unter diesem Dache mag Euch nicht beunruhigen, denn ich hege keine bösen Absichten mehr gegen Euren tapfern Herrn."

Thomas nahm diese Worte für Spott, wie konnte er auch nach den gemachten Erfahrungen an ihre Aufrichtigkeit glauben.

„Wahrhaftig, es freut mich, wenn Euer tapferer Herr noch unter den Lebendigen ist," fuhr der Falkensteiner fort, der das Mißtrauen des Knappen bemerkte, „sagt ihm, daß seine Feindin jetzt auch die meinige sei und daß es mir ein besonderes Vergnügen bereiten werde, wenn ich jenes Weib am Galgen sehen könne. Beim Himmel, mein Groll gegen den Ritter von Poitou ist so rein verschwunden, daß —"

„Ihr beliebt zu spotten," fiel Thomas ihm in's Wort. „Ihr wißt ja sehr gut, daß mein armer Herr Euren Streichen erlegen ist —"

Der Ritter schüttelte den Kopf, er ließ sich auf eine Bank nieder und blickte, das Kinn auf den Knauf seines Schwertes gestützt, den Knappen forschend an.

„Ihr habt damals Euren Herrn feige im Stich gelassen," sagte er, „hättet Ihr bei ihm Stand gehalten, so würdet Ihr gesehen haben, daß nicht mein Schwert, sondern das Schwert des Ritters von Rabeneck ihn niederstreckte. Ich habe darauf den Kampfplatz verlassen und weiß nicht, was aus Eurem Herrn, aus der Dame, Euch und Rabeneck geworden ist. Darüber werdet Ihr mir nun Aufschluß geben, guter Freund, oder noch besser, führt mich zu dem Ritter von Poitou, dessen Feind ich jetzt nicht mehr bin."

Thomas befand sich in einer kritischen Lage.

Daß sein Herr noch lebte, konnte er nicht mehr leugnen und doch fürchtete er, es zu bestätigen, weil er den Absichten des Wegelagerer Mißtrauen schenken mußte.

Er suchte einer bestimmten Antwort auszuweichen, aber Falkenstein, drang so lange in ihn, bis er Alles wußte was er zu erfahren wünschte.

Er verlangte nun, zu dem Ritter von Poitou geführt zu werden, und Thomas mußte sich, wenn auch mit innerem Widerstreben, entschließen, seinem Herrn dieses Verlangen zu berichten.

Richard hörte ihn schweigend, ohne Bestürzung oder Besorgnisse zu verrathen, an.

„Wenn es war ist, daß er mit Alice von Montfort gebrochen hat," sagte er, „so könnte ich durch ihn am Besten erfahren, wo ich Isabella wiederfinden werde. Ich will seinen Besuch empfangen,

gürte mir das Schwert um und reiche mir die Stahlhaube, bin ich auch noch nicht ganz genesen, so fühle ich doch Kraft genug in meinem Arme, mit einem einzelnen den Kampf aufzunehmen."

Thomas schüttelte bedenklich das Haupt, er erfüllte den Befehl seines Herrn und ließ den Falkensteiner eintreten, der, zum Zeichen, daß er in Frieden kam, daß Schwert vor der Thüre des Gemachs ablegte.

„Wir wollen vergessen, was vergangen ist," sagte er, „ich achte Euch als einen tapfern Ritter und es thut mir leid, daß ich mich zum Vollstrecker der Rache eines Weibes gegen Euch dingen ließ. Nun ich weiß, daß dieses Weib ebenso falsch und ehrlos, als listig und verschlagen ist, sage ich mich los von ihr und die Fehde mit Euch hat ihr Ende erreicht, wenn Ihr nicht glaubt, noch jetzt eine besondere Genugthuung fordern zu müssen."

„Auch ich war dieser Fehde herzlich müde," erwiderte Richard, „mir ist es lieb, wenn ich sie als beendet ansehen darf. Ich erwarte nun auch von Eurer Seite Offenheit und Ehrlichkeit, Ihr habt ja keine Ursache mehr, sie mir zu verweigern. Wo ist die Dame, welche an jenem Tage mich begleitete?"

„Ich weiß es nicht, ich habe seit jenem Tage den Ritter Rabeneck, der die Dame verfolgte, nicht wieder gesehen."

„Sagt mir die Wahrheit."

„So wahr ich hier vor Euch stehe, ich weiß nicht wo Rabeneck, wo die Dame sich befindet."

„Und Alice von Montfort?"

„Ich stehe im Begriff, sie zu suchen, Gnade ihr Gott, wenn ich sie finde! Ihr und der Anderen."

„Welche Andere?" fragte Richard.

„Eine Freundin, Marie von Habsburg, die sich mit ihr gegen Euch verbündet hat."

„Auch sie? Es ist wahr, ich habe sie gekränkt, aber es war ihre eigene Schuld."

„Sie haßt Euch."

„Ich weiß es, aber ich fürchte sie beide nicht, ich fürchte nur für die, welche mir nahe stehen. Vermuthet Ihr, wohin Rabeneck sich gewandt hat?"

„Nein, sein Schloß ist zerstört, er hat keine Zuflucht mehr," erwiderte Falkenstein. „Er hatte mir versprochen, entweder in dieser Herberge oder später in Mainz wieder mit mir zusammen zu treffen, das Versprechen ist unerfüllt geblieben."

In diesem Augenblick trat Thomas sichtbar erregt in das Gemach.

„Ich weiß nicht, ob ich es eine frohe Botschaft nennen darf, was ich bringe, aber ich glaube es, da ja der Zwist mit dem

edlen Ritter von Falkenstein nun beendet ist. Beatrix von Falkenstein ist soeben angekommen, sie verlangt, Euch zu sehen —"

„Beatrix, meine Schwester?" rief Falkenstein erstaunt.

Richard hatte sich rasch der Thüre genähert, er wollte der Rose vom Rheingau entgegeneilen.

Da trat Beatrix ein, mit einem Freudengeschrei wollte sie sich in die ausgebreiteten Arme Richard's werfen, als ihr Blick auf ihren Bruder fiel, der hinter ihm stand. Bestürzt blieb sie auf der Schwelle stehen, bange Ahnungen und Besorgnisse tauchten in ihrer Seele auf.

Voll Bewunderung ruhte der Blick Richard's auf ihr, ihm däuchte, sie sei noch schöner, liebreizender geworden seit der langen Trennung.

Er hatte die Anwesenheit ihres Bruders ganz vergessen, seine Gedanken weilten nur bei ihr, das Entzücken, welches seine Seele erfüllte, entriß ihn der Wirklichkeit.

„Ihr habt die weite Reise gemacht, nur um mich wieder zu sehen?" nahm er nach einer Weile das Wort. „Habt Dank dafür, Beatrix, es beweist mir, daß ich einen Platz in Eurem Herzen gefunden habe."

Ihre schöne, weiche Hand ruhte in der seinigen, mit einem Blick voll inniger Liebe schaute sie zu ihm auf.

„Man hatte mir gesagt, Ihr seid erschlagen," erwiderte sie, „erschlagen durch meinen Bruder, und darauf erhielt ich die Botschaft, jene Nachricht sei unwahr, hier würde ich Euch finden. Nun aber finde ich nicht allein Euch, sondern auch meinen Bruder hier, ich bitte Euch, löst mir dieses Räthsel, damit ich weiß, ob ich des Widersehens mich mit ganzer Seele erfreuen darf."

„Du darfst es," sagte der Falkensteiner, „unsere Fehde hat ein Ende und wenn der Ritter meine Freundschaft annehmen will, so werde ich fortan ihm ein treuer Verbündeter sein."

Ein dunkler Schatten glitt über das Gesicht Richard's.

„Zürnt mir nicht, wenn ich das Bündniß ablehne," entgegnete er, „ich habe höhere Begriffe von Ritterehre und Tugenden, ich kann nicht der Freund eines —"

„Sprecht es nicht aus," fiel der Falkensteiner ihm rasch in's Wort, „Ich habe Euch ja gesagt, das Vergangene möge vergessen sein. Es ist wahr, ich habe mir manches zu Schulden kommen lassen, was sich mit der Ehre eines Ritters nicht verträgt, aber ich werde fortan keinen Flecken mehr auf mein Wappen kommen lassen. Hier, meine Hand darauf, Ritter von Poitou, wir wollen Freunde sein und gemeinsam an der Schlange Rache nehmen, die uns aneinander gehetzt hat."

„Ich verzichte auf diese Rache," erwiderte Richard ruhig,

„meine erste Sorge gilt Isabella, die Pflicht gebietet mir, Rabeneck zu verfolgen.“

„Er ist todt,“ sagte Beatrix, „die Vehme hat ihn gerichtet.“

„Bestürzt trat Hans von Falkenstein zurück, es war ihm, als ob er selbst schon die Schlinge an seinem Halse fühle.

„Wer hat Dir das gesagt?“ fragte er betroffen. „Es kann nicht wahr sein, Rabeneck —“

„Es ist wahr, Hans, ich habe mit eigenen Augen seine Leiche gesehen, ich sah den Dolch, das Zeichen der heiligen Vehme, im Stamme des Baumes, an welchem sie hing.“

„Wo war das?“ fragte Richard, dem eine schwere Last von der Seele fiel.

„Bei Dortmund.“

„Ist es denn wirklich wahr, daß dieses Gesindel, welches sich heimliches Gericht nennt, eine solche Macht besitzt?“ fragte der Falkensteiner gedankenvoll. „Wie dürfen sie es wagen, über uns, die Ritter, Gericht zu halten? Mit Feuer und Schwert müssen die Verwegenen vernichtet werden —“

„Wo aber ist Bella?“ fragte Richard, ihm in's Wort fallend.

„Wir müssen sie suchen,“ erwiderte Beatrix, „ich habe vergeblich darüber nachgedacht, wo wir sie vielleicht finden könnten —“

„Sie war bei Rabeneck, er hatte sie meinem Knappen, der sie begleitete, entrissen.“

„Dann werden die Boten der Vehme sie befreit haben und Gott weiß, wohin sie sich gewandt hat, um eine Zuflucht zu suchen,“ sagte Beatrix. „Ich hoffte, sie hier bei Euch zu finden.“

„So habt Ihr also gar keinen Haltpunkt,“ nahm Falkenstein das Wort. „Niemand weiß, wo die Häscher den Ritter ergriffen und das Mädchen befreit haben; Monate können verstreichen, ehe Ihr eine Spur findet. Wartet damit, bis wir Rache genommen haben, suchen wir zuerst Alice von Montfort, wenn wir sie unschädlich gemacht haben —“

„Sie ist es schon,“ unterbrach Beatrix ihn. „Sammt ihrer Freundin befindet sie sich im Gefängnisse des Erzbischofs von Köln.“

Beatrix berichtete den Rittern nun ihre Unterredung mit Levi und Gudula, den Auftritt mit Alice und die Werbung Robert's von der Normandie, und der Falkensteiner jubelte, als er erfuhr, daß der Erzbischof versprochen hatte, die Gefangene bis zur Rückkehr der Rose vom Rheingau in sicherem Gewahrsam zu halten. Er wollte sofort nach Köln aufbrechen, trotzdem er wußte, daß die Kölner ihn ergriffen und ihm den Prozeß machten, wenn sie ihn überwältigen konnten, die Sehnsucht nach seinem Schatze ließ ihm keine Ruhe.

Aber Richard beharrte dabei, vor allen Dingen Bella zu suchen und Beatrix pflichtete ihm in diesem Vorhaben bei.

Nach einem langen und ziemlich heftigen Wortwechsel trafen die Beiden die Uebereinkunft, daß sie einander in der Ausführung ihrer Vorsätze beistehen wollten, da man aber für die Nachforschungen Richard's durchaus keinen Haltepunkt hatte, so beschloß man, einige Tage hindurch in der nächsten Umgebung sie anzustellen und, falls sie resultatslos blieben, nach Köln aufzubrechen. Man mußte es dann einem glücklichen Zufall überlassen, ob man die Verschwundenen fand.

Beatrix war ebensowenig, wie Richard mit der Uebereinkunft einverstanden, sie verlangte, daß die Nachforschungen ununterbrochen fortgesetzt werden sollten, bis man Isabella gefunden hatte.

Dieses Verlangen war um so edler, als Beatrix wußte, daß die Freundin ihre Nebenbuhlerin war.

39. Kapitel.

Der Zauber des Goldes.

Wie in Mainz, so sollte auch in Köln Georg der Retter seiner Herrin sein.

Er hatte diesmal nicht nöthig, zu einer List seine Zuflucht zu nehmen, die Schätze, welche Alice und Maria besaßen, waren ein Schlüssel, der jedes Schloß öffnete.

Hätte Beatrix auch den Pagen verhaften lassen, so wäre es dem Erzbischof vielleicht möglich gewesen, sein Versprechen in Bezug auf die beiden Gefangenen zu halten, er konnte es nicht, weil sein Kerkermeister einer so großen Versuchung ausgesetzt wurde.

Georg füllte die Taschen mit Gold und ging in das Gefängniß. Er wandte vor, daß er dem Kerkermeister einen wichtigen Befehl zu bringen habe und erlangte dadurch Einlaß, den zu erhalten unter anderen Umständen ihm schwer, wenn nicht unmöglich gewesen wäre.

Er fand den Kerkermeister beim Nachtessen und erkannte beim ersten Blick, daß er diesem Manne gegenüber, der den Freuden des Lebens nicht abhold zu sein schien, mit der Sprache herausrücken konnte.

Er wagte es, ohne lange Einleitung nannte er ihm den Zweck seines Besuchs, während er das Gold in seinen Taschen klingen ließ.

Der Kerkermeister spitzte die Ohren, ein solcher Klang hatte für ihn einen verführerischen Reiz, dem er nicht gut widerstehen konnte.

Er erhob Schwierigkeiten, er wies das Anerbieten ganz zurück, aber er zeigte dem Pagen nicht die Thüre, dadurch war schon viel gewonnen.

Georg machte ihn aufmerksam auf die schweren Pflichten und Lasten seines Amtes, er versprach ihm eine Summe, welche die Zukunft des Kerkermeisters sicher stellte und ihm erlaubte, fortan ein freudenreiches Leben zu führen, er schilderte ihm die Freuden, die ihn erwarteten, mit den reizendsten Farben und brachte es bald so weit, daß der Kerkermeister ihm nicht nur Gehör, sondern sogar seinen Beifall schenkte.

Georg redete mit ihm ab, daß die beiden Frauen nach Mitternacht in Freiheit gesetzt werden sollten.

Trotzdem drohte dieser Plan zu scheitern.

Ein erzbischöflicher Söldner war an der Thüre des Gemachs, in welchem die Beiden sich befanden, vorbeigegangen, er hatte die ziemlich laut geführte Unterredung vernommen und, durch einige ihn befremdende Worte aufmerksam gemacht, die Beiden belauscht.

Der Söldner wollte anfangs seinem Vorgesetzten das Vorhaben des Kerkermeisters berichten, aber nach einigem Nachdenken beschloß er, ganz allein die Flucht der Gefangenen zu verhindern und den Kerkermeister auf frischer That zu ertappen, um sich einen Anspruch auf Belohnung zu erwerben.

Mitternacht war nahe, schon wollten die Beiden zur Ausführung ihres Planes schreiten, als plötzlich sehr laut und ungestüm angepocht wurde.

Es war nichts Ungewöhnliches, daß dies in der Nacht geschah, sehr oft wurden um diese Zeit die Gefangenen aus dem Kerker zum Verhör abgeholt.

Dennoch erschrak der Kerkermeister, er fürchtete, daß dieser Besuch den beiden Frauen gelten könne.

Wurden sie geholt, so lag es nicht mehr in seiner Macht, ihnen die Freiheit zu geben und er konnte alsdann keinen Anspruch auf den bedungenen Lohn machen.

Und seine Befürchtung schien in der That begründet zu sein.

Als er das Thor öffnete, trat ein Ritter, von einigen Fackelträgern und Knappen begleitet, ein und erklärte dem Kerkermeister, er sei beauftragt, die beiden gefangenen Frauen zu holen.

Der Kerkermeister verlangte eine Beglaubigung, er stellte dieses Verlangen nur, um Zeit zu gewinnen.

„Ich bin der Graf Robert von der Normandie," erwiderte der Ritter barsch, „einer weiteren Beglaubigung bedarf es nach meiner Ansicht nicht. Die Gefangenen sollen verhört werden, ich verlange ihre sofortige Auslieferung."

Der Kerkermeister schüttelte den Kopf, widerstrebend nahm er die Schlüssel, während er dem Pagen einen bedeutsamen bedauernden Blick zuwarf.

„Edler Herr, ich bitte Euch, verschiebt das Verhör," wandte der Page sich zu dem Grafen, „habt Mitleid mit den zarten Frauen —"

„Bist Du der Page der Büßerin?" unterbrach der Graf ihn rasch. „Was hast Du hier zu schaffen?"

„Was er hier zu schaffen hat?" nahm der Söldner, der sich inzwischen der Gruppe genähert hatte, das Wort. „Er wollte die Gefangenen befreien und es ist ihm schon gelungen, den schuftigen Kerkermeister zu bestechen. Durchsucht nur seine Taschen, sie sind voll Gold!"

„Das ist eine Lüge!" rief Georg bestürzt, „ich wollte nur in der Nähe meiner Herrin sein, für den Fall sie meiner Dienste bedurfte."

„Oho, Bürschchen, willst Du mich der Lüge zeihen?" rief der Söldner zornig. „Wart' nur, ich werde —"

„Laßt ihn," gebot der Graf, „nicht er, sondern der Kerkermeister ist strafbar, dem treuen Diener kann man nicht zürnen, wenn er sein Leben für seine Herrin wagte. Folgt mir, ich werde dem Herrn Erzbischof die Sache berichten und Dich bei ihm in Schutz nehmen. Und nun vorwärts, alter Schuft, ich werde dafür sorgen, daß Ihr Eures Amtes entsetzt werdet."

Der Kerkermeister war keines Wortes mächtig, so sehr war ihm der Schreck in die Glieder gefahren, er wußte, was ihm bevorstand, wenn der Ritter ihn anklagte.

Ohne ein Wort des Widerspruchs führte er den Graf in die Zelle der Gefangenen.

Maria von Habsburg protestirte energisch dagegen, daß sie vor Gericht gestellt werden sollte, Alice blieb kalt und ruhig.

„Wir sind uns beide keiner Schuld bewußt," sagte sie, „also kann es uns nur lieb sein, wenn dieser ungerechten Gefangenschaft bald ein Ende gemacht wird."

„Das hofft Ihr?" erwiderte Maria mit einem Anfluge von Hohn. „Wie wenig kennt Ihr das deutsche Gerichtsverfahren! Wen man verderben will, dem kann man jedes Verbrechen in die Schuhe schieben, die Folter preßt dem Angeklagten rasch das Geständniß seiner Schuld aus. Denkt an Mainz, wißt Ihr, ob —"

„Vorwärts!“ befahl Robert barsch. „Das Gericht wartet, es wird sich finden, ob Ihr schuldig seid oder nicht.“

Alice blickte den Graf prüfend an.

„Wißt Ihr, wessen man uns beschuldigt?“ fragte sie.

„Nein, ich habe nur den Auftrag, Euch zu holen.“

„So kennt Ihr auch nicht die Zeugen, die gegen uns auftreten werden?“

„Nein.“

„Ha — wenn sie unter ihnen wäre! Wenn Sie über mich triumphirte! Das wäre mir schrecklicher als Gefangenschaft und Tod!“

„Das Alles wird sich finden,“ sagte der Ritter ungeduldig, „ich kann Euch keine Auskunft darüber geben.“

Umringt von den Knappen und Fackelträgern verließen Alice und Maria das Gefängniß.

Georg schritt neben dem Ritter, in seiner Verzweiflung hatte er schon daran gedacht, den Graf durch einen Dolchstoß zu beseitigen und in der durch seinen Fall entstehenden Verwirrung die Gefangenen zu befreien.

Aber dieser Plan war zu sehr dem Mißlingen unterworfen, erst im äußersten Nothfalle durfte man zu ihm seine Zuflucht nehmen.

Es lag ja noch immer in der Möglichkeit, daß die Richter die Gefangenen freisprachen, daß Alice und Maria nicht in den Kerker zurückkehrten.

Der Graf von der Normandie blieb vor einer Herberge stehen und forderte die Gefangenen auf, einzutreten.

„Was soll das?“ fragte Maria erstaunt. „Seit wann versammelt sich das Gericht in einer Schenke?“

„Fragt nicht,“ erwiderte Robert ruhig, „hier ist nicht der Ort, darüber zu reden.“

Alice ging mit muthiger Entschossenheit hinein.

„Besser in einer Schenke, als in einem unterirdischen Gewölbe,“ sagte sie, „ich fürchte das Gericht nicht.“

Der Ritter führte die Beiden in ein freundlich ausgestattetes Gemach und schloß hinter dem Pagen, der seiner Herrin gefolgt war, die Thüre.

„Ihr seid verhaftet worden auf Befehl Eurer Feindin Beatrix von Falkenstein,“ sagte er, „den Grund kann ich mir denken. Ihr wollt dem Ritter von Poitou an Leib und Leben, um dies zu verhindern, ließ Beatrix Euch in's Gefängniß bringen.“

„So ist es,“ entgegnete Alice, den forschenden Blick fest auf das Antlitz des Grafen gerichtet. „Ihr aber seid ja auch ein Freund des Ritters von Poitou —“

„Ich war es, schöne Frau, seitdem Beatrix von Falkenstein zwischen uns getreten ist, bin ich es nicht mehr. Ich habe geschworen, daß sie mein werden soll, der Ritter von Poitou glaubt bessere Ansprüche auf sie zu haben, während er doch schon gebunden ist."

In den Augen Alice's leuchtete es auf, sie wußte jetzt, daß ihr nicht nur keine Gefahr von diesem Ritter drohte, sondern, daß er auch ihr Verbündeter war, wenn sie wollte.

„Weshalb sagt Ihr mir das?" fragte sie mit erheuchelter Gleichgültigkeit. „Ich dachte, Ihr wollt uns zum Verhör führen."

„Es war nur ein Vorwand, um Euch zu befreien," fuhr Robert fort. „Nachdem ich vernommen hatte, daß Ihr auf Befehl der Rose vom Rheingau gefangen seid, beschloß ich, mit Euch ein Bündniß zu schließen. Ich kenne Euren Haß gegen den Ritter von Poitou, ich weiß, daß Ihr ihn vernichten werdet, wenn eine Gelegenheit dazu Euch sich bietet. Wohlan, beschäftigt Ihr den Ritter, damit ich Beatrix von Falkenstein entführen kann."

„So sind wir frei?" fragte Maria von Habsburg überrascht.

„Ihr seid das, wenn Ihr das Bündniß mit mir eingeht."

„Und wenn wir dies nicht thun?"

„Dann führe ich Euch in's Gefängniß zurück und führe allein mein Vorhaben aus."

„Wir weisen dieses Bündniß nicht zurück," erwiderte Alice, indem sie dem Grafen die Hand bot, „es liegt ja auch in unserm Vortheile, daß wir es annehmen."

„Das hättet Ihr mir im Gefängniß sagen sollen, Herr Graf," nahm Georg das Wort, „Ihr würdet mir dadurch eine große Angst erspart haben."

Robert zuckte die Achseln.

„Man spricht über einen verwegenen Handstreich nicht gerne, bevor er ausgeführt und gelungen ist," entgegnete er. „Beatrix von Falkenstein hat bereits heute Mittag die Reise angetreten und Niemand will das Ziel dieser Reise kennen."

„Ich kenne es," sagte Alice, „ein Dörfchen bei Mainz, dort finden wir Beide, den Ritter von Poitou und die Rose vom Rheingau."

„Seid Ihr Eurer Sache sicher?"

„Ganz sicher, ich fürchte nur, wenn sie einen so bedeutenden Vorsprung hat, daß wir zu spät kommen werden."

Der Graf theilte diese Befürchtung nicht, er wußte, daß der Erzbischof Befehl gegeben hatte, die beiden Gefangenen gut zu bewachen und nicht eher vor Gericht zu stellen, bis es von ihm befohlen würde, daraus zog er den Schluß, daß erst nach der Rückkehr der Rose vom Rheingau die Verhöre beginnen sollten,

Beatrix sich also einstweilen vor der Rache ihrer Feindin gesichert glaubte.

Er bat die beiden Damen, ihre Vorbereitungen zur Abreise sofort zu treffen, damit man beim Anbruch des Tages Köln verlassen könne.

Alice und Maria gingen von einigen Knappen des Grafen begleitet, in ihre Herberge, wo ihr Geld und ihre Pferde sich befanden.

„Ich würde augenblicklich abreisen," sagte Alice, „aber meine Schätze bereiten mir große Sorgen. Mitnehmen können wir sie nicht, wir werden manchen heißen Ritt machen müssen und können nicht wissen, was uns begegnet."

„Ich halte es für das Beste, Georg bleibt hier, um das Gold zu bewachen," erwiderte Maria.

Der Page weigerte sich, er machte seine Herrin darauf aufmerksam, daß seine Gegenwart, sein Beistand ihr mehr nützen könne, als die Bewachung ihrer Schätze, zumal man ja den Graf von der Normandie nicht kenne, ihm also auch kein blindes Vertrauen schenken dürfe.

Alice gab ihm Recht, sie forderte Maria auf, bei dem Mammon zurückzubleiben, aber auch diese lehnte es ab.

„Ich sehe sehr wohl ein, daß wir das Gold nicht mitnehmen können," sagte sie nachdenklich, „aber lieber als das Gold ist mir meine Rache. Ich erinnere mich eines Ortes, an welchem wir ein sicheres Versteck finden würden, aber es fragt sich, ob wir in der kurzen Zeit unsern Zweck erreichen. Sehr weit ist dieser Ort nicht von hier entfernt."

„Versuchen wir's," unterbrach Alice sie, „wir haben Zeit genug. Welchen Ort meint Ihr?"

„Den Dom. Hinter dem Hochaltar führt eine Thüre, die nur den Eingeweihten bekannt ist, in eine unterirdische Kapelle. In dieser Kapelle stehen mehrere Särge, sie enthalten die Gebeine Derjenigen, welche die Kapelle gestiftet haben. Als Kaiser Friedrich vor einigen Jahren hier war, erhielt er Kenntniß von der geheimen Kapelle, man hatte ihm gesagt, daß sie an Pracht nicht ihres gleichen fände. Er verlangte sie zu sehen, die Domherren leugneten Anfangs, endlich erbot der Erzbischof sich, ihn hinunter zu führen. Wir, das Gefolge, mußten zurückbleiben. Ich stand neben dem Kaiser und sah deutlich, wie die Thüre geöffnet wurde, das Geheimniß interessirte mich, ohne daß ich damals ahnte, welchen Werth die Kenntniß desselben später einmal für mich haben würde. Der Kaiser hat mir nachher gesagt, es sei nicht der Mühe werth gewesen, er habe nur einen bescheidenen Altar und mehrere Särge gesehen, von denen mehrere in sehr

schlechtem Zustande gewesen seien. Ich erfuhr später, daß die Kapelle von einigen kölnischen Familien gestiftet sei und daß in ihr an bestimmten Tagen monatlich einmal eine Seelenmesse für die Heimgegangenen dieser Familien gelesen werde."

„Ihr glaubt also, daß wir dort unsern Schatz so sicher verbergen können, daß Niemand ihn findet?" fragte Alice, die mit steigender Spannung den Mittheilungen gefolgt war.

„Gewiß. Wenn wir das Geld in einen der Särge legen, so wird es sicher aufbewahrt sein, es ist nicht denkbar, daß irgend Jemand den Sarg öffnen wird, um —"

„Sei es," rief Alice ihr rasch in's Wort, „wir haben keine Zeit, ein besseres Versteck zu suchen. Wie aber gelangen wir in den Dom?"

„Wir sind im Mai, in den Mainächten bleiben die Kirchen offen."

„Gehen wir an's Werk, nehmen wir mit, so viel wir tragen können."

Die beiden Frauen und Georg beluden sich mit mehreren goldgefüllten Säckchen und gingen hinaus.

Es war eine laue, helle Frühlingsnacht, die Sterne funkelten an dem Himmelsgewölbe und der Mond goß sein mildes Licht über die Dächer und Straßen.

Die kleine Pforte war, wie Maria vorausgesagt hatte, offen, und ohne die Gestalt, welche am Eingange in gebeugter Haltung kauerte, zu bemerken, traten sie ein.

Die Bettlerin erhob sich und folgte ihnen.

Die Kirche war leer, hier und da brannte von den Altären eine Lampe, deren trübes, mattes Licht die Finsterniß nur noch deutlicher hervortreten ließ.

Maria von Habsburg trat hinter den Hochaltar, sie drückte auf einen eisernen Knopf, geräuschlos schob ein Theil der Rückwand sich zur Seite.

Ein Treppe von mindestens vierzig Stufen führte in die finstre Tiefe hinunter.

Sie mündete in einen kleinen überwölbten Raum, der durch das Licht einer ewigen Flamme matt erhellt wurde.

Diese Lampe hing an messingener Kette von der Decke herunter vor einem sehr bescheiden verzierten Altare, auf welchem ein Kreuz von Ebenholz zwischen zwei silbernen Leuchtern stand.

Vor dem Altar standen zu beiden Seiten mehrere Särge aus Holz oder Metall und wenn man näher trat, so konnte man bemerken, daß mehrere derselben sehr schadhaft waren.

Maria und Alice zögerten nicht lange.

Sie wählten einen der ältesten Särge und es fiel ihnen nicht schwer, denselben, da der Deckel nur lose auflag, zu öffnen.

Die weißen Gebeine eines Gerippes, einige Fetzen Tuch und eine Menge Moderstaub war Alles, was der Sarg enthielt.

Man fand Raum genug in ihm für die Goldsäckchen, Georg legte sie hinein, dann wurde der Sarg wieder geschlossen.

„Ihr kennt nun auch das Geheimniß," sagte Maria, „jeder von uns kann den Schatz heben. Ich vertraue darauf, daß, wenn Ihr zuerst ihn angreift, Ihr nicht mehr nehmen werdet, als Euer Eigenthum ist, dasselbe gelobe ich Euch."

Alice nickte.

„Dieses Versprechen ist überflüssig," erwiderte sie, „mir soll der Schatz nur in außergewöhnlichen Fällen eine Hülfsquelle sein, ich besitze in England mehr, als ich bedarf."

„Aber Euer Page —"

„Er wird unser Geheimniß nicht verrathen und nur dann den Schatz angreifen, wenn dies mir zum Vortheil gereicht, oder wenn ich aus dem Leben geschieden bin. In diesem Falle soll er mein Erbe sein."

Die drei verließen die Kapelle, Maria schloß die geheime Thüre wieder durch einen Druck auf einen zweiten Knopf, und ohne die Bettlerin, welche ganz in der Nähe des Hochaltars hinter einer Säule stand, zu gewahren, eilten sie hinaus, um in Begleitung des Grafen von der Normandie gen Mainz aufzubrechen. Kaum hatten sie den Dom verlassen, als die alte Bettlerin hinter der Säule hervortrat.

Sie mußte sehr scharf beobachtet haben, denn sie öffnete die geheime Thüre mit einer solcher Sicherheit, als ob sie schon seit Jahren mit diesem Geheimniß vertraut gewesen wäre.

Sie blieb nicht lange in der Kapelle, als sie wieder hinaustrat, lag in ihrem welken, runzlichen Gesicht der Ausdruck einer fast boshaften triumphirenden Freude.

Sie schloß die Thüre und kehrte zu der Pforte zurück, vor der sie wieder niederkauerte, um die Andächtigen, welche die Frühmesse besuchten, zu erwarten.

40. Kapitel.

Die Geheimnisse eines Nonnenklosters.

Beatrix von Falkenstein widmete bei ihren Nachforschungen nach Isabella Brandon ihre Aufmerksamkeit vorzugsweise den Klöstern, die in der Nähe lagen.

Sie sagte sich, und zwar mit Recht, daß Isabella ohne Kenntniß der Straßen und Wege, ohne Hülfsmittel für eine lange Reise, wenn auch nicht für immer, so doch für einige Tage in einem Kloster ein Obdach gesucht und gefunden haben werde.

Während der Falkensteiner die Landstraßen absuchte und in jedem Hause, jeder Herberge Nachfrage hielt, während Richard nach Mainz ritt und an allen Thoren Erkundigungen einzog, ritt Beatrix von einem Kloster zum anderen, ohne indeß ein günstiges Resultat zu erzielen.

Es war Abend, als sie abermals vor der Pforte eines Nonnenklosters stand, und es erregte sofort ihren Argwohn, als sie bemerkte, daß die Pförtnerin mit der Antwort auf die Frage, ob in den jüngsten Tagen eine Pilgerin Obdoch verlangt und erhalten habe, zögerte.

Zwar erwiderte die Pförtnerin nach einer Weile, daß sie sich dessen nicht erinnern könne und nach einigem Besinnen fügte sie sogar hinzu, sie wisse mit Bestimmtheit, daß sie keiner Pilgerin die Pforte geöffnet habe, aber Beatrix glaubte jetzt die Aufrichtigkeit dieser Behauptung bezweifeln zu müssen.

Sie verlangte zur Mutter geführt zu werden.

Es war ein sehr freundliches Kloster, die sinkende Sonne warf ihre letzten purpurfarbenen Strahlen auf den mit Geschmack und Sorgfalt angelegten Garten und durch die hohen Fenster in die weiten geräumigen Gänge und Säle; Beatrix mußte sich sagen, daß auf die Seele, welche hier Ruhe und Frieden suche, der erste Besuch des Klosters einen guten Eindruck machen mußte.

Die Mutter empfing sie in ihrem Gemach, einer kleinen, sehr dürftig ausgestatteten Zelle.

Auch sie erklärte, ihr Kloster beherbege keine Pilgerin, aber Beatrix konnte ihr Mißtrauen nicht mehr unterdrücken.

Es lag etwas in dem Blick, mit welchem die Oberin sie unter den Wimperm hervor anschaute, was dieses Mißtrauen bestärkte, etwas Scheues, Eigennütziges, was kein Vertrauen einflößen konnte.

„So war die Reise vergebens," sagte Beatrix, indem sie sich den Anschein gab, als ob sie nicht den leisesten Zweifel hege, „dennoch verliere ich die Hoffnung nicht, die Freundin zu finden."

Die Oberin schüttelte mit ernster Mißbilligung ihr noch jugendliches Haupt.

„Und wenn Ihr sie in einem Kloster fändet?" fragte sie.

„Würdet Ihr sie des Friedens und der Seligkeit berauben wollen, welche sie in dem geweihten Hause gesucht und gefunden hat?"

Beatrix blickte befremdet auf.

In dieser Frage lag für sie die Gewißheit, daß sie Isabella gefunden hatte.

„Ich glaube nicht, daß meine Freundin diesen Frieden einer einsamen Abgeschlossenheit, dem Geräusche der Welt, den Freuden ihres jungen Lebens vorziehen würde," sagte sie ausweichend. „Drei Worte reichten hin —"

„Und Ihr würdet diese Worte nicht sprechen," unterbrach die Oberin sie rasch, fast heftig. „Man darf den Frieden einer Seele nicht stören, dem Himmel nicht vorgreifen wollen, der ihr den Weg in das Kloster gezeigt hat."

Sie hatte sich erhoben und an einer Schnur gezogen, die in einer Ecke des Gemachs von der Decke herunterhing.

Ein scharfer, schriller Klang, ähnlich dem Klang einer dünnen Glocke, schlug an das Ohr des Mädchens.

„In meinem Kloster befindet Eure Freundin sich nicht," fuhr die Oberin fort, „wenn Ihr meinen Worten nicht glaubt, so steht es Euch frei, mich in die Messe zu begleiten, Ihr werdet dort Alle finden, welche augenblicklich unter diesem Dache wohnen."

„Nicht aus Mißtrauen, sondern um in Andacht mein Gebet zu verrichten, nehme ich Euer freundliches Anerbieten an," erwiderte Beatrix ruhig.

War es Täuschung oder Wirklichkeit, Beatrix glaubte in diesem Augenblick einen schwachen, gedämpften Hülferuf zu vernehmen.

Sie sah, daß der stechende Blick der Oberin lauernd auf ihr ruhte, sie las in diesem Blick den Triumph über das Gelingen eines Planes, und es war ihr sofort klar, daß sie die Maske nicht fallen lassen durfte, daß sie sehr vorsichtig und behutsam sein mußte, wenn sie ihren Zweck erreichen und Gewißheit haben wollte.

Es kostete ihr Mühe, die äußere Ruhe und Gleichgültigkeit zu bewahren, aber es mußte sein, und Beatrix besaß eine energische Willenskraft.

„Ich weiß nicht, ob ich die Gastfreundschaft Eures Klosters beanspruchen darf," sagte sie, während die Oberin sich anschickte, die Zelle zu verlassen, „ich werde wohl erst um Mitternacht meine Wohnung erreichen und die Straßen sind in gegenwärtiger Zeit nicht sicher."

„Seid Ihr allein?" fragte die Oberin.

„Ganz allein."

„Kein Knecht, kein Page begleitet Euch?"

„Nein."

„So mag es drum sein. Ich werde Euch nach der Mette eine Zelle anweisen, die Ihr nicht verlassen dürft, bis Ihr wieder abreisen wollt, — versprecht Ihr das?"

„Wenn Ihr es fordert —"

„Die Regeln unseres Klosters gebieten es."

„Ich werde mich diesen Regeln fügen."

Die Oberin nickte, aber es lag nichts Freundliches, nichts Gewinnendes in ihren Zügen, Beatrix sah ihr an, daß sie ungern, widerstrebend ihre Einwilligung gegeben hatte.

Sie folgte ihr zur Kapelle.

Dort lagen die Nonnen, in ihre Schleier gehüllt, auf den Knieen, es war unmöglich, selbst in der Nähe durch den Schleier hindurch die Gesichtszüge zu unterscheiden.

In ihren Gedanken versunken, ganz mit den abenteuerlichsten Plänen beschäftigt, durch welche sie sich Gewißheit verschaffen wollte, kniete Beatrix hinter den Schwestern.

Sie hörte den melodischen Gesang und das eintönige Gebet, aber ihre Seele vermochte nicht, sich in Andacht zu versenken.

Beatrix war überzeugt, daß Isabella sich in diesem Kloster befand, die Worte der Oberin, ihre Blicke sogar hatten es ihr verrathen, aber mit dieser Ueberzeugung allein war nichts gewonnen.

Selbst die Gewißheit hat keinen wesentlichen Nutzen, so lange Beatrix nicht Mittel und Wege fand, die Freundin aus ihrer unfreiwilligen Gefangenschaft zu befreien.

Wo, in welcher der unzähligen und ihr unbekannten Zellen sollte sie die Gefangene suchen?

Das war die erste Frage; wenn sie gelöst war, so kam die zweite, welche das Werk der Befreiung betraf.

Beatrix konnte nicht bezweifeln, daß man sie überwachen und beobachten würde, so lange sie in dem Kloster weilte, und es war ebenso wahrscheinlich, daß die Oberin die Macht und die Mittel besaß, eine unberufene Lauscherin unschädlich zu machen.

Die Messe war beendigt.

Einzeln gingen die Nonnen an Beatrix vorbei, einer Jeden befahl die Oberin, den Schleier zu heben.

Manches schöne jugendliche Gesicht sah Beatrix, aber Isabella befand sich nicht unter den frommen Schwestern. Die letzte dieser Nonnen war eine schöne, reizende Erscheinung, ein orientalisches, fein geschnittenes Gesicht, welches eine reiche Fülle dunkler Locken beschattete.

In dem Blick, den diese Nonne ihr zuwarf, glaubte Beatrix die Aufforderung zu lesen, auszuharren und den Muth nicht zu verlieren.

„Ihr habt Euch nun von der Wahrheit meiner Worte überzeugt," sagte die Oberin, „jetzt werde ich Euch Euer Nachtquartier zeigen und ich erinnere Euch nochmals au Euer Versprechen

und die strengen Regeln dieses Hauses. Ihr werdet in Eurer Zelle ein Abendbrod, wie wir es unsern Gästen geben können, erhalten; morgen, bevor Ihr abreist, werde ich Euch noch einmal sehen."

Es war ein kleiner, enger, niedriger Raum, in den die Oberin Beatrix führte, er enthielt nichts als ein dürftiges Lager, eine Bank und einen kleinen Tisch.

Was nun?

Trotz dem Verbote der Oberin, trotz ihrem eigenen Versprechen wollte Beatrix dennoch ihre Zelle verlassen und auf's Geradewohl Nachforschungen halten, aber als sie versuchte, die Thüre zu öffnen, fand sie, daß dieselbe verschlossen war.

Alles das mußte ihre Ueberzeugung befestigen, und es war ihr lieb, daß sie wenigstens wußte, wo man Isabella finden konnte, wenn man dazu übergehen mußte, sie durch Waffengewalt zu befreien.

Beatrix wollte die Hülfe des Erzbischofs von Köln in dieser Angelegenheit beanspruchen, seinem Befehle mußten sich, wenn der Erzbischof von Mainz ihm dabei zur Seite stand, alle Thüren des Klosters öffnen.

Aber auch das hatte seine Schwierigkeiten.

Wenn der Erzbischof von Mainz, unter dessen Schutze dieses Kloster stand, sich weigerte, das Verlangen zu unterstützen, so blieben die Pforten geschlossen.

Auf der andern Seite konnte die Oberin ihre Vorkehrungen in einer Weise treffen, daß man Isabella nicht fand, — wer kannte die Geheimnisse dieses Hauses, wer konnte sie erforschen, wenn er nicht in dieselben eingeweiht war?

Beatrix dachte nicht an Ruhe und Schlaf, sie entwarf einen Plan nach dem andern und fand doch keinen, der eine sichere Aussicht auf Erfolg bot.

Mitternacht war vorbei, noch immer saß Beatrix auf dem Rande ihres Bettes und blickte sinnend und grübelnd in die mondhelle Frühlingsnacht hinaus.

Da vernahm sie plötzlich ein leises Geräusch, sie hörte, daß der Riegel an ihrer Thüre vorsichtig zurückgeschoben wurde, und im ersten Augenblick tauchte in ihrer Seele die Befürchtung auf, daß man ihr dasselbe Loos bereiten wolle, welches Isabella getroffen hatte.

Aber die Befürchtung schwand, als sie sah, daß eine verhüllte Gestalt eintrat und die Thüre hinter sich schloß.

Als die Gestalt sich ihr näherte und den Schleier zurückschlug, erkannte Beatrix die junge Nonne, welche ihr in der Kapelle den bedeutsamen Blick zugeworfen hatte.

„Ich errathe, weshalb Ihr hier seid," sagte die Nonne, „Ihr sucht ein junges Mädchen, welches vor einigen Tagen hier aufgenommen wurde."

„So ist es," erwiderte Beatrix, der die sanfte Stimme und der theilnehmende, herzgewinnende Ton Vertrauen einflößten, „man hat mir gesagt, sie sei nicht hier, aber ich weiß, daß dies die Unwahrheit ist. Ich bitte Euch, fromme Schwester —"

„Nennt mich nicht so," fiel die Nonne ihr rasch in's Wort, „ich bin noch Novize, ich habe den Schleier noch nicht genommen. Stände mir die Wahl frei, so würde ich lieber heute als morgen dieses Haus verlassen."

„Weshalb das?" fragte Beatrix rasch.

„Weil ich hier nicht gefunden habe, was ich zu finden hoffte. Die Frömmigkeit ist hier nur ein leerer Schein, ein Mantel, mit dem Manches bedeckt wird, was draußen ein strenges Gericht finden würde. Erlaßt mir nähere Mittheilungen, ich selbst weiß nichts Bestimmtes, man wird mich erst dann einweihen, wenn ich den Schleier genommen habe. Ich weiß nur, daß das Kloster manches Gut der Wittwen und Waisen verschlungen hat, daß die Dürftigkeit und Gottesfurcht, die bescheidene Demuth und strenge Kasteiung ein glänzender Mantel sind, unter dem die Ueppigkeit des Wohllebens, die Habsucht und die Sünde sich verbergen."

„So würde ich das Haus verlassen," sagte Beatrix. „Niemand kann Euch den Austritt wehren, so lange Ihr den Schleier noch nicht genommen habt."

Die Novize schüttelte seufzend das Köpfchen.

„Folgt mir," erwiderte sie, „aber hütet Euch, ein Geräusch zu machen, wir wären beide verloren, wenn wir entdeckt würden. Ihr sollt mit eigenen Augen sehen, wie es hier zugeht, und dann mögt Ihr selbst sagen, ob der Austritt mir noch frei steht, nachdem ich ein halbes Jahr in diesem Hause zugebracht habe."

Die Beiden schritten leise hinaus, die Novize führte Beatrix durch mehrere Gänge und stieg dann einige Treppen hinunter.

An der kühleren, dumpfen Luft, welche sie umwehte, bemerkte Beatrix, daß sie sich in den Kellerräumen befanden.

Endlich blieb die Novize stehen, sie zeigte auf eine kleine runde Oeffnung in der Mauer, durch welche ein heller Lichtstreif in den dunkeln Raum fiel.

„Blickt hindurch," flüsterte sie, „aber was Ihr auch sehen mögt, verrathet Euch nicht."

Beatrix trat hinzu.

Es kostete ihr in der That Mühe, den Ausruf der Ueberraschung zurückzudrängen, der ihr auf den Lippen schwebte, hätte

die Novize sie nicht vorher darauf aufmerksam gemacht und gewarnt, so wäre die Lauscherin sicher entdeckt worden.

Beatrix blickte in ein großes, geräumiges Gemach; die Mauern und die gewölbte Decke waren mit Gemälden geschmückt, weiche Teppiche deckten den Fußboden. An langer, reichbesetzter Tafel, auf der die werthvollsten silbernen Geschirre standen, saßen die Nonnen in weltlichem Gewande schmausend und zechend, und es bedurfte keines scharfen Blickes, um zu erkennen, daß mehrere von ihnen dem Wein, der in Strömen floß, schon zu fleißig zugesprochen hatten.

„Kommt," drängte die Novize, „was diesem Gastmahl folgt, weiß ich selbst nicht, aber etwas Gutes kann es nicht sein, denn mit dem Glockenschlage Eins verlassen einige ältere Schwestern das Gemach, um im Kloster Wache zu halten."

Beatrix trat zurück, sie begriff jetzt die Gefahr, welche eine Entdeckung im Gefolge haben mußte.

„So geschieht's jeden dritten Tag," nahm die Novize das Wort, als die Beiden die Zelle wieder erreicht hatten, „und ich glaube, daß das Kloster durch unterirdische Gänge mit der Außenwelt in Verbindung steht, durch welche — — — doch, wozu rede ich darüber, Ihr könnt ja nun selbst errathen, was diesem üppigen Mahle folgt. Wer nicht mit ihnen ist, der ist wider sie und sie haben Mittel genug, den Mund des Verräthers stumm zu machen."

„Das hätte ich nimmer gedacht," sagte Beatrix erschüttert.

„Und doch ist es leicht begreiflich," fuhr die Novize fort, „in diesen Zeiten des Faustrechts und der Kriege zwischen Ritterschaft und Geistlichkeit werden alle Bande gelockert, Niemand führt eine strenge Aufsicht, und wenn je einmal der Herr Erzbischof oder ein andrer Geistlicher das Kloster besucht, so sieht er nur die Tünche, nicht den Moder unter ihr. Auch ich ließ mich dadurch verführen, hier Vergessenheit für meinen Seelenschmerz zu suchen und nun kann ich der Falle nicht mehr entrinnen."

Beatrix schüttelte den Kopf, sie war empört über diesen Frevel und entschlossen, ihm ein Ende zu machen.

„Als ich Euch sah, da dachte ich mir gleich, welchen Zweck Euer Besuch hatte, ich vertraue mich Euch an, weil ich die Hoffnung hege, daß Ihr bei der Befreiung Eurer Freundin auch mich nicht vergessen werdet."

„Verlaßt Euch darauf, daß diese Hoffnung Euch nicht täuschen soll," entgegnete Beatrix. „Wenn Ihr wünscht, das Kloster zu verlassen und kein anderer Weg Euch offen steht, so finde ich kein Unrecht darin, daß ich Euch die Hand zur Flucht biete. Wo aber finde ich meine Freundin?"

Die Novize blickte mit dem Ausdruck herzlichen Bedauerns die Fragende an.

„Darauf kann ich Euch keine Antwort geben," sagte sie. „Die Gefängnisse dieses Hauses sind mir unbekannt, ich weiß nur, daß es hier heimliche Kerker gibt, in denen Diejenigen schmachten, welche das sündhafte Leben der Nonnen verdammen oder in anderer Weise sich widerspenstig gezeigt haben. Heute Morgen war Eure Freundin noch unter uns, heute Abend habe ich sie vermißt."

„Ahnt Ihr, welches Loos sie getroffen hat?"

„Ich glaube, wenn Ihr sie finden wollt, müßt Ihr zuvor die Geheimnisse des Klosters zu erforschen und die Kerkerräume zu entdecken suchen."

„Und Ihr könnt mir dabei gar keinen Haltpunkt bieten?"

„Nein."

„So bleibt nur der Weg der Gewalt übrig, wenn nicht der Erzbischof von Mainz —"

„Verlaßt Euch nicht auf ihn. Selbst wenn er den redlichsten Willen hätte, der Schlauheit und der Verschlagenheit unserer Oberin ist er nicht gewachsen."

Die Novize hatte sich der Thüre genähert, sie wollte Abschied nehmen. Da wurde die Letztere rasch, ungestüm geöffnet, die Oberin stand, von zwei Schwestern begleitet, auf der Schwelle.

Beatrix erbebte, als sie in den Augen der Oberin die verzehrende, Blitze sprühende Gluth des Zorns und des Hasses lodern sah, sie wollte rasch vor die Novize treten, um sie zu beschützen.

„Zurück!" sagte die Oberin mit rauher Strenge. „Sie hat gesündigt, die strengen Ordensregeln verletzt, ihrer Strafe kann sie nicht entgehen. Was hat sie Euch gesagt? Gebt Antwort, und was es auch sein mag, Ihr sollt nicht entgelten, was diese ungehorsame Tochter verbrochen hat."

„Sie hat mir nur gesagt, daß sie eine Novize sei," erwiderte Beatrix furchtlos, „sie hat nichts gethan, was Euch berechtigte, sie zu bestrafen."

Ein Zug schneidenden Hohnes glitt über das kalte, strenge Gesicht der Oberin.

„Es ist nicht Eure, sondern meine und der frommen Schwestern Sache, darüber zu urtheilen," versetzte sie kalt. „Hütet Euch, der Verläumderin Glauben zu schenken, es würde für Euch unangenehme Folgen haben."

Ebenso furchtlos wie Beatrix, stand die Novize der Oberin gegenüber, die Gewißheit, eine Freundin gefunden zu haben, gab ihr Muth, das Schlimmste zu ertragen.

„Ihr nennt mich eine Verläumderin," sagte sie unerschrocken, „die Zeit wird lehren, ob ich es bin. Eure Drohungen aber sind

nur die Beweise für Eure Schuld, Ihr fürchtet, daß der Schleier gehoben werden könne, unter dem Eure Sünden sich verbergen."

Weiter kam sie nicht, die beiden Schwestern hatten ihr ein Tuch über den Kopf geworfen und sie gewaltsam hinausgeführt.

Auge in Auge standen Beatrix und die Oberin einander gegenüber.

„Das Urtheil über sie ist gesprochen," sagte die Oberin mit dumpfer Stimme, „habt Ihr sie zum Verrath verleitet, so seht zu, wie Ihr mit Eurem Gewissen fertig werdet. Aber noch einmal warne ich Euch, hütet Euch, ihr Glauben zu schenken, es würde Euch bitter gereuen."

Beatrix hörte, daß der Riegel wieder vorgeschoben wurde, sie stürzte zur Thüre, der Versuch, sie gewaltsam zu öffnen, war vergeblich.

Die Stille und Einsamkeit, welche sie umgab, war drückend für sie, die Worte der Oberin folterten ihre Seele.

Welches Urtheil erwartete die Novize? Wohl ein entsetzliches, die Antwort, welche sie der Oberin gegeben hatte, mußte dieser ja beweisen, daß ihre Geheimnisse verrathen waren.

Beatrix tröstete sich endlich mit der Hoffnung, daß bei der Befreiung Isabella's auch die Novize das Haus verlassen werde, es stand fest bei ihr, das Versprechen zu erfüllen, welches sie ihr gegeben hatte.

Sie ahnte nicht, daß es alsdann schon zu spät sein könne.

Die Oberin war ohne Verzug in das Refecktorium gegangen, in welchem sie die Novize vor den versammelten Nonnen fand.

„Du hast uns verrathen," sagte sie, und der Ton, in welchem sich diese Anklage erhob, mußt dem Mädchen beweisen, daß der Stab schon gebrochen, das Urtheil schon gefällt war. „Du hast dieser Fremden nicht allein gesagt, daß die, welche sie suche, sich in diesem Hause befinde, Du hast ihr auch Geheimnisse preisgegeben, die Dir nur durch Schliche und Ränke bekannt sein können. Sprich, was hast Du ihr gesagt?"

Die Novize erhob das Haupt, stolz und ruhig blickte sie der Fragenden in's Auge.

„Und wenn ich diese Geheimnisse preisgegeben hätte, wäret Ihr berechtigt, deshalb über mich zu richten?" erwiderte sie mit einem Trotz, der ihr verderblich werden mußte. „Ich kenne Eure Geheimnisse, ich weiß, daß Eure Frömmigkeit ein Deckmantel für Eure Sünden ist, daß jedes Gebet, welches ihr sprecht, eine Verhöhnung Gottes ist. Laßt mich hinaus, ich mag nicht in diesem Sodom und Gomorrha bleiben, Euer Athem verpestet hier die Luft —"

„Wehe! Wehe! Wehe!" riefen die Nonnen im Chor.

„Ruft Wehe über Euch selbst, denn Eure Sünden sind so groß, daß Ihr sie nimmer sühnen könnt,“ fuhr die Novize fort. „Eure Wangen sind noch roth von der letzten Schlemmerei, Eure Zungen noch schwer von dem genossenen Wein —“

„Genug!“ unterbrach die Oberin sie scharf. „Was bedarf es eines weiteren Beweises. Sie ist eine Lügnerin und Verläumderin, sie werde gerichtet nach den Gesetzen unseres Klosters.“

„Ihr könnt mich nicht richten, ich habe den Schleier noch nicht genommen,“ rief die Novize, „ich verlange meine Freiheit und muß ich sie erkaufen durch einen Schwur, die Geheimnisse dieses Sündenpfuhls zu verschweigen, so will ich den Schwur leisten.“

Die Oberin winkte, zwei Nonnen ergriffen das Mädchen und führten es hinaus.

Alle übrigen Nonnen schlossen sich ihnen an.

So schritt der Zug durch die Gänge und die steinernen Stufen hinunter, welche in die unterirdischen Gewölbe führten.

Die Oberin öffnete eine Thüre, ein weiter, finsterer Raum nahm den Zug auf.

Fackeln wurden geholt und in die Ringe der Mauern gesteckt und die Thüre geschlossen.

Als der Novize das Tuch abgenommen wurde, welches ihr Haupt und Gesicht umhüllte, erkannte sie beim trüben Schein des Fackellichts, daß sie sich in einem Grabgewölbe befand.

Ringsum standen Särge, an der hinteren Mauer des Gewölbes befand sich ein kleiner Altar, auf welchem kein Kreuz, keine Kerze stand.

In den Mauern sah die Novize tiefe und hohe Nischen, so hoch, daß ein Erwachsener darin stehen konnte.

Dieser Nischen waren sieben.

„Wenn Du das Bedürfniß dazu fühlst, so bete,“ sagte die Oberin, „Du mußt sterben.“

„Sterben!“ wiederholten die Nonnen im Chor.

„Sterben?“ rief das Mädchen entsetzt. „Was habe ich gethan, daß Ihr —“

„Alles Klagen ist unnütz,“ unterbrach die Oberin sie mit eisiger Ruhe, „das Urtheil ist gesprochen, es wird vollstreckt. — Sieh dorthin! Siehst Du die schwarzen Kreuze an der Mauer? Jedes Kreuz bezeichnet das Grab einer Verurtheilten, hinter Jedem Kreuz modern die Gebeine einer Gerichteten.“

„Das ist Mord —“

„Nenne es, wie Du willst, das Urtheil wird vollstreckt.“

Die Nonnen stimmten einen ernsten, schauerlichen Gesang an, zwei von ihnen ergriffen die Novize und hoben sie trotz ihrem Sträuben und energischen Widerstand in eine der leeren Nischen.

67
96
44
207

67
96
44
207
1

Januszkiewicz, Hans <<von>>,

Die schöne Büsserin, oder: Der Seelenverkäufer von Frankfurt Eine historisch-romantische Erzählung aus den Zeiten des Vehmgerichts, von C. Reinfels
Bd.: 1

Berlin 1873